

Hrsg.: Forschungsgruppe
Wuppertaler Widerstand



„...Se krieje us nit kaputt“.

Gesichter
des Wuppertaler
Widerstands



DIDOT
VERLAG



„...Se krieje us nit kaputt“ war das

Motto einer illegalen Karnevalszeitung, die 1936 in Wuppertal kursierte. Es spielt auf die trotzig-optimistische Grundhaltung der Menschen im Widerstand an, die in den ersten drei Jahren faschistischen Terrors schwere Schläge einstecken mußten. Nach den Massenverhaftungen in Wuppertal 1935 kämpften viele mit dem Mut der Verzweiflung. Andere GegnerInnen des Regimes blieben trotz ihrer Verfolgung zuversichtlich. Sie waren – das zeigen ihre Lebensgeschichten – schon lange vor der Machtergreifung der Nazis Bespitzelung, Unterdrückung und Hetzkampagnen ausgesetzt – ob als GewerkschafterInnen, KommunistInnen oder AnarchistInnen. Wie sehr die Nationalsozialisten jedoch die Verfolgung ihrer politischen Gegner in den perfektionierten Terror steigern sollten, konnten auch weitsichtige ZeitgenossInnen nicht ahnen.

Die vorgestellten Gruppen und Einzelbiographien beschreiben den mutigen, ideenreichen und manchmal verzweifelten Kampf Wuppertaler Männer und Frauen gegen den Faschismus. Sie handeln aber auch von den Motiven und Hoffnungen, die diesen Menschen den Mut gaben, sich zu wehren.

Die AutorInnen der Beiträge haben sich in Archiven, aber auch in Gesprächen mit ZeitzeugInnen den Lebensgeschichten ihrer ProtagonistInnen genähert. Die so entstandenen Biographien zeigen ein schillerndes Bild der linken demokratischen (Arbeiter-)Kultur in Wuppertal vor 1933 und ihres bewundernswerten Widerstands gegen ein unmenschliches System.

«...Se krieje us nit kaputt».

Gesichter des Wuppertaler Widerstands

Herausgegeben von der Forschungsgruppe
Wuppertaler Widerstand
Redaktion: Susanne Zander

DIDOT
VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

«... Se krieje us nit kaputt»: Gesichter des Wuppertaler Widerstandes /
hrsg. von der Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand.

Red: Susanne Zander. – Essen: Didot-VerL, 1995

ISBN 3-9804014-2-1

NE: Zander, Susanne [Red.]; Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand

© Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand

© Didot-Verlag Ludger Classen/Wulf von Gaudecker, 1994

Dickmannstrasse 2-4

45143 Essen

Redaktion: Susanne Zander

Typografie/Herstellung: Magdalene Krumbeck

Umschlaggestaltung: Juliane Steinbach

Druck und Bindung: WB-Druck GmbH & Co

ISBN 3-9804014-2-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Inhalt

Abürzungsverzeichnis	6
Zu diesem Buch	7
Vorwort	9
Tânia Ünlüdağ «Frau Muth ist zweifelsohne als einer der grössten Staatsfeinde der heutigen Regierung anzusehen.» Cläre Quast, verw. Muth, geb. Riedesel	13
Stephan Stracke Der «Rote General von Elberfeld» – Alfred Steinhage	39
Dieter Nelles Ein Lehrer des Widerstands. Hermann Steinacker	65
Hans Schmitz Widerstand – Ein persönlicher Bericht.	71
Heike Herrberg «Man muss Zivilcourage haben» – Waltraud Blass	97
Dirk Krüger Die Morde in der Wenzelnbergschlucht vom 13. April 1945. Erich Lohmer und Hugo Breenkötter	117
Dirk Krüger Der Mann mit den fünf Uniformen. Walter Kaiser-Gorrish	141
Dieter Nelles «Dass wir den Kopf hochhalten, auch wenn er mal abgehauen werden sollte.» Wuppertaler Seeleute im Widerstand	159
Burkhard Krohn Vom «Karabinerkommunisten» zum Botschafter. Walter Vesper	181
Abbildungsnachweis	209
Die Autorinnen.....	211

Abkürzungsverzeichnis

BdM	Bund deutscher Mädel
DAF	Deutsche Arbeitsfront
DAKV	Deutsch-Amerikanischer Kulturverband
DAS	Deutsche Anarcho-Syndikalisten
FAUD	Freie Arbeiter-Union Deutschlands
GPU	Gossudarstwennoje politischekoje Uprawlenije; staatlich politische Verwaltung (politische Polizei der Sowjetunion)
HJ	Hitlerjugend
IFF	Internationale TransportarbeiterFöderation
KAPD	Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands
KdF	Kraft durch Freude (Urlaubs- und Freizeitorganisation der NSDAP)
KI	Kommunistische Internationale; auch III. Internationale oder Komin-tern genannt
KJVD	Kommunistischer Jugendverband Deutschlands
KP	Kommunistische Partei
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPF	Kommunistische Partei Frankreichs
KPO	Kommunistische Partei Opposition
KZ	Konzentrationslager
NSBO	Nationalsozialistische Betriebsstellenorganisation)
PG	Parteigenosse
POUM	Partido Obrero de Unificación Marxista: Arbeiterpartei der marxisti-schen Einheit
RFB	Roter Frontkämpfer Bund
RS HA	Reichssicherheitshauptamt
SA	Sturmabteilung (der NSDAP)
SAJD	Syndikalistisch-Anarchistische Jugend Deutschlands
SAP	Sozialistische Arbeiterpartei
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SIM	Servicio de Investigaciönes Militar; Militärischer Ermittlungsdienst
SIPO	Sicherheitspolizei, auch grüne Polizei genannt mit paramilitärischer Ausstattung
SS	Schutzstaffel (der NSDAP)
TA	Travailleur Allemande; Arbeit unter Deutschen in der Resistance
USPD	Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands
VKPD	Vereinigte Kommunistische Partei Deutschlands, später wieder KPD
ZK	Zentralkomitee

Zu diesem Buch

Wuppertal war ein Zentrum des antifaschistischen Widerstands. Seinen Besuch in dieser Stadt im Jahr 1932 beschrieb selbst Hitler als Fiasko. Und auch nach der grossen Unterdrückungswelle des Sommers 1933 taten sich die Nazis schwer: Die Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse, mit denen die Nazis 1935 gegen die hartnäckig antifaschistische Arbeiterschaft voring, wurden damals weltweit beachtet. In Wuppertal entstand auch die berühmte Erklärung der Bekennenden Kirche, das Fundament des sich entwickelnden kirchlichen Widerstands, um nur wenige, besonders bekannte Beispiele zu nennen. Der Widerstand gegen den Terror des Nationalsozialismus ist der moralische Höhepunkt der deutschen Geschichte. Den Menschen, die ihn getragen haben, gehört unsere Achtung und unser Respekt.

Viele Widerstandskämpferinnen und Widerstandskämpfer haben nach dem Ende der Verfolgung durch den Nationalsozialismus ein schweres Schicksal gehabt, bis hin zur Erfahrung einer zweiten Verfolgung. Eine offizielle Ehrung der Stadt für ihre Widerstandskämpferinnen und Widerstandskämpfer hat es bisher nicht gegeben. Und auch die wissenschaftliche Dokumentation des Wuppertaler Widerstands ist – gemessen an den Veröffentlichungen in vergleichbaren Städten – dürftig. Dies war auch der Grund, warum die Ratsfraktion DIE GRÜNEN und die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VN) am 30. Januar 1993, 60 Jahre nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, in einer grossen Veranstaltung im Opernhaus der Stadt die Wuppertaler Widerstandskämpferinnen und Widerstandskämpfer mit ihren Erlebnissen und Erfahrungen in den Mittelpunkt gestellt haben. Aufbauend auf diese Veranstaltung entstand die Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand, die sich zur Aufgabe gemacht hat, den antifaschistischen Widerstand in dieser Stadt zu dokumentieren. Die Gruppe legt mit diesem Buch ihre ersten Arbeitsergebnisse vor.

Weitere sollen folgen.

Ohne die finanzielle Unterstützung vieler Organisationen und Einzelpersonen wäre die Herausgabe dieses Buches nicht möglich gewesen. Wir danken besonders der Wuppertaler Stadtparkasse, den Wuppertaler Stadtwerken, der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VN), dem Ökofond von Bündnis 90/

DIE GRÜNEN NRW und der Ratsfraktion von Bündnis 90/DIE GRÜNEN für ihre finanzielle Unterstützung. Unser Dank gilt auch Susanne Zander und Hermann Schulz vom Peter Hammer Verlag, die uns durch ihre professionellen Ratschläge wichtige Partner waren. Danken möchte ich auch den Autorinnen und Autoren des Buches für ihre wichtigen Beiträge, die ohne Honorar zur Verfügung gestellt wurden. Für alle, die die Arbeit an diesem Thema in Wuppertal finanziell weiter unterstützen möchten, geben wir die Nummer des Spendenkontos an. Konto Nr. 114371 bei der Stadtsparkasse Wuppertal (BLZ 330 500 00), Stichwort «Buchprojekt».

Wuppertal, im Oktober 1994
Thomas Lenz

Vorwort

«... Se krieje us nit kaputt» war das Motto einer illegalen Karnevalszeitung, die in Wuppertal im Januar 1936 kursierte; wir wählten es als Titel dieses Buches. Es kennzeichnet den Widerstand von Wuppertalerinnen gegen den Nationalsozialismus – sowohl in ihrer Heimatstadt als auch an fast allen Orten der Welt.

Für den Widerstand in der Wuppertaler Region bis zum Frühjahr 1935 illustriert das Motto eine optimistische und zuversichtliche Grundstimmung, von der die Akteure getragen wurden. Nach der Zerschlagung der «institutionalisierten» Widerstandsstrukturen durch die Massenverhaftungen 1935 wandelte sich diese Stimmung. Das Motto klang nun trotziger und manchmal verzweifelt.

Aus heutiger Sicht mögen die Begriffe Optimismus und Zuversicht im Kampf gegen den Nationalsozialismus befremdend klingen. Hierbei gilt es jedoch zu bedenken, dass die «Machtergreifung» 1933 für die damals Widerstehenden zunächst nicht unbedingt einen spürbaren Einschnitt darstellte. Politischer Mord, Massenverhaftungen und organisierter Terror hatten auch zum Alltag der Weimarer Republik gehört. Das grundlegend Neue an dieser Regierung, das sich im Nachhinein mit Begriffen wie Auschwitz, Stalingrad und Bombenkrieg gegen deutsche Städte verbindet, war in seinem Ausmass für die meisten Zeitgenossen nicht vorstellbar. Nur mit Blick auf die Vorerfahrungen der Widerstandleistenden sind der Optimismus, die Zuversicht und die in manchen Fällen zu beobachtende Unvorsichtigkeit und Naivität im Kampf gegen das nationalsozialistische Regime angemessen zu beurteilen.

Für den Wuppertaler Raum gilt dabei im Besonderen, dass die Widerstandsbereitschaft hier stärker war als in anderen Regionen des Deutschen Reiches. Während der international Aufsehen erregenden sogenannten «Gewerkschaftsprozesse» begründete 1936 ein Richter sein Urteil u.a. damit, dass «(i)n besonders starkem Masse (...) die KPD ihre illegale Tätigkeit im Bergischen Land» entfaltet habe, «wo die Eigenart der Bevölkerung und die Schwierigkeit der Wirtschaftslage einer auf den Weltmarkt angewiesenen Industrie einen besonders günstigen Boden schufen». Weniger die fehlende Unterscheidung von verschiedenen politischen Strömungen ist an diesem

Zitat aufschlussreich – Arbeiterwiderstand wurde von den Nationalsozialisten grundsätzlich als «kommunistisch» bezeichnet – als vielmehr die offensichtlich auch vom Gegner erkannte Stärke des Widerstandsgeistes. Gerade diese Stärke aber wurde vielen Widerstandskämpfern zum Verhängnis: Das Gestapo-Sonderkommando Wecke räumte in Wuppertal mit der Hoffnung auf einen schnellen Zusammenbruch des Nazismus in Deutschland in einer grossangelegten Aktion auf. Den in Freiheit Verbliebenen wurde die neue «Qualität» des Terrors und der Verfolgung bewusst. Mit diesem Ereignis änderte sich die Stimmung grundlegend, und den Widerstandleistenden wurde klar, dass der Kampf länger, opferreicher und sein Ausgang ungewiss sein würde. Für die bereits zuvor emigrierten Wuppertalerinnen mag der Zeitpunkt des Stimmungsumschwungs ein anderer als das Frühjahr 1935 gewesen sein: die Saarabstimmung, das Münchener Abkommen oder die Niederlage im Spanischen Bürgerkrieg. Allen ist jedoch gemeinsam, dass ihre anfängliche Zuversicht irgendwann einer grimmigen Entschlossenheit wich, die auf ein baldiges Ende des Nazismus nicht mehr hoffte. «... Se krieje us nit kaputt» beschreibt auch die Einstellung der in diesem Band vorgestellten emigrierten Wuppertalerinnen.

Wuppertal – ein Zentrum des Widerstands? Diese Frage kann erst dann abschliessend beantwortet werden, wenn eine umfassende Darstellung des Wuppertaler Widerstands erarbeitet worden ist. Dass eine solche Gesamtdarstellung bis auf den heutigen Tag nicht vorliegt, mag verschiedene Gründe haben, beschämend ist diese Tatsache allemal. Vielleicht ist dieses Buch ein Anstoss, ein wissenschaftlich sicherlich lohnendes und entsprechend ausgestattetes Forschungsprojekt auf den Weg zu bringen.

Es konnte mithin nicht unsere Absicht sein, eine Gesamtschau des Wuppertaler Widerstandes zu erarbeiten. Die (Gruppen-)Biographie ist unter den gegebenen Umständen die geeignete Form, zumal die Art des Materials (Personenakten, autobiographische Texte) dieses Vorgehen nahelegt. Wir wollen Widerstand in Wuppertal und von Wuppertalern und Wuppertalerinnen nicht in Form abstrakter Statistiken und ferner Daten präsentieren, sondern zeigen, dass er von Menschen geleistet wurde. Gesichtslos wird Widerstand erst durch das Vergessen der Nachgeborenen; deshalb unser Untertitel «Gesichter des Wuppertaler Widerstands».

Wir wollen keine Denkmäler errichten, wie es sonst in der populären lokalgeschichtlichen Annäherung an Personen üblich ist, sondern Menschen beschreiben, das heisst, wir wollen sie in ihrer ganzen Persönlichkeit darstellen und ihre teilweise widerspruchsvolle Geschichte erzählen, soweit der Raum und das Quellenmaterial es zulassen. Auch für uns gilt: Wir sind keine weltanschaulich einheitliche Gruppe, die sich mit einem vorgefertigten Schema dem Thema genähert hätte. Die Beiträge belegen die persönlichen und politischen Zugänge der einzelnen Autorinnen zum Gegenstand. Wir haben mit unserem Thema gelebt und sind vielleicht manchmal der Versuchung erlegen, Partei zu ergreifen. Nicht blinde, sondern kritische Solidarität ist dabei unser Ziel. Es bleibt zu betonen, dass alle hier vorgestellten Menschen ihr Leben, ihre Gesundheit und ihre Zukunft einsetzten und oft verloren. Sie waren nur eine Minderheit – sie verdienen unseren Respekt und unser Erinnern.

Dieser Band versucht auch, der landläufigen lokalgeschichtlichen Traditionsbildung eine andere an die Seite zu stellen, eine von «unten». Die vorgestellten Personen waren keine Honoratioren, sie wurden es ein Leben lang nicht – sie wurden nur vergessen. Die Bedingungslosigkeit und Absolutheit ihres Widerstandes erklärt sich nicht zuletzt aus ihrer sozialen Herkunft. Fast ausnahmslos wuchsen sie im Arbeitermilieu der wilhelminischen Klassengesellschaft auf; Härte, Widerstandskraft, aber auch durch oft erbärmliche Lebensumstände erzwungene Solidarität waren in ihrer Kindheit und Jugend unabdingbare Voraussetzungen für das alltägliche «Durchkommen».

Die einzelnen Beiträge sind in ihrer Auswahl «willkürlich» in dem Sinne, dass wir nicht versucht haben, einen repräsentativen Querschnitt des Wuppertaler Widerstands vorzulegen; sie sind nicht «willkürlich», insofern wir uns besonders um die «weissen Flecken» bemüht haben, die es trotz dieses Buches in der Wuppertaler Stadtgeschichte für die Zeit des Nationalsozialismus immer noch allzu reichlich gibt.

Widerstand in Wuppertal ist eine unbekannte Grösse. Tausende von Akten in den Archiven belegen Widerstandshandlungen, nicht wenige davon von Wuppertalern vollbracht. Ihre Erforschung steht bis auf den heutigen Tag aus.

Wir bedanken uns für die freundliche Unterstützung unserer Arbeit bei Waltraud Blass, Edith Kaiser-Gorrish und Rudolf Höffgen sowie bei Dr. Uwe Eckardt und Peter Elsner (Stadtarchiv Wuppertal), Dr. Klefisch (Nordrhein-

Westfälisches Hauptstaatsarchiv), Frau Ulrich und Dr. Vier (Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv).

Die Autorinnen und Autoren

Tânia Ünlüdağ
«FRAU MUTH IST ZWEIFELSOHNE
ALS EINER DER GRÖSSTEN STAATSFEINDE
DER HEUTIGEN REGIERUNG
ANZUSEHEN.»¹
CLÄRE QUAST, VERW. MUTH,
GEB. RIEDESEL

«Und als der Willy nach Hause kam, da sagt er, ich möchte am liebsten gar nicht zu dem Treff gehen. Und ich hab' ihm gesagt, das geht nicht, die Genossen stehen auf der Strasse und warten auf Dich. Und er ist gegangen.»²

Es hat sich etwa folgendermassen zugetragen: Am Donnerstag, dem 17. Januar 1935 hat Willy Muth, erwerbsloser Wohlfahrtsempfänger und Notstandsarbeiter, um 16 Uhr eine Verabredung mit Willi Recks und Otto Heyler an der Briller Strasse in Elberfeld, möglicherweise am Telegrafenam. Die drei wollen sich zunächst auf der Strasse beraten und dann ihre Besprechung in der nahegelegenen Wohnung einer befreundeten Familie mit einem weiteren Mann fortsetzen.

Willy Muth ist zu diesem Zeitpunkt aktives Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands. Er hat die Funktion des Hauptkassierers der Partei im Bezirk Wuppertal, er ist zuständig für die Verteilung in- und ausländischer politischer Literatur auf einzelne Stadtteile. Willy Muth ist Gewerkschafter, Vertrauensmann der Notstandsarbeiter auf den städtischen Baustellen. Er diskutiert mit seinen Kollegen am Arbeitsplatz über tagespolitische Ereignisse, über Löhne und Lebensmittelpreise, über die Art der Arbeit, die sie alle verrichten. Die beiden Männer, mit denen er verabredet ist, sind ebenfalls Parteifunktionäre. Auch Muths Frau Klara, genannt «Cläre», von Beruf Riemendreherin und Konfektionsnäherin, zur Zeit erwerbslos, ist aktives Partei- und Gewerkschaftsmitglied. Sie ist später mit Wilhelm Recks, Emil Hochbein und Fritz Rüdtenklau verabredet, um über die gewerkschaftliche Arbeit in den Betrieben zu sprechen. Cläre und Willy Muth vertreten



Cläre Muth in den 20er Jahren
Willi Muth

die Interessen von Arbeitnehmern, sie tun dies ehrenamtlich in ihrer freien Zeit auf der Grundlage der Rechte und Freiheiten eines demokratischen Staatswesens.

Das Problem ist, dass sie es im Deutschland des Jahres 1935 tun. Zu dieser Zeit, es ist das zweite Jahr nach der nationalsozialistischen «Machtergreifung», gelten solche Aktivitäten nach dem Gesetz als «Vorbereitung zum Hochverrat» und werden mit Zuchthausstrafe geahndet. Es gibt keine freien Parteien und Gewerkschaften mehr. Cläre und Willy Muth gehören einer verbotenen Partei an. Die Zeitschriften und Flugblätter, die sie verteilen, sind ebenso unerlaubt wie die Gespräche, die sie mit Kollegen am Arbeitsplatz führen. Diese Leute sind «illegal», sie verstossen gegen Gesetze, die die neue nationalsozialistische Regierung eingeführt hat, z.B. gegen die «Notverordnung zum Schutz von Volk und Staat» vom 28.2.1933. Mit dieser Verordnung sind wichtige demokratische Grundrechte ausser Kraft gesetzt worden. Auf eben diese Grundrechte berufen sich Cläre und Willy Muth und andere bei ihren Aktivitäten in Wuppertal. Als «Staatsfeinde» verstossen sie damit nach Auffassung der nationalsozialistischen Machthaber gegen die Interessen des deutschen Volkes.

Willy Muth ist gewarnt worden. Auf der Baustelle hat man ihn wissen lassen, dass er seine Diskutiererei unterlassen solle. Polizeibeamte sind vor Ort gewesen, Leute, die man in Wuppertal nicht kennt. Sie haben sich nach der Stimmung der Arbeiter erkundigt, nach dem Inhalt der Gespräche, nach besonders interessierten Diskussionsteilnehmern, die sie «Rädelsführer» nennen. Von Verhaftungen in Remscheid und anderen umliegenden Orten hat man schon Ende 1934 gehört. In den Kreisen Cläre und Willy Muths weiss man, was nach den Verhaftungen passiert. Es ist auch bekannt, dass die Geheime Staatspolizei Namen hören will, Verbindungen, Orte. Man kennt auch Freunde und Kollegen, die von den Verhören, aus den Gefängnissen und aus dem Konzentrationslager «Kemna» in Beyenburg zurückgekommen sind, man weiss vor allem, wie sie zurückgekommen sind und was sie nach einer Weile erzählt haben. Man kennt auch solche, die nicht zurückgekommen sind, in der Haft «verstorben» oder kurz danach im Krankenhaus. Seit 1933 ist man in den Kreisen Willy und Cläre Muths über solche Begebenheiten informiert, man hat als Augen- oder Ohrenzeuge in Wuppertal mitbekommen, wie die SA nach dem 30. Januar 1933 in den Arbeitervierteln der Stadt vorgegangen ist. Als Hauptkassierer des Bezirks

Wuppertal, als Literatur- und Zeitschriftenverteiler, als einer der verantwortlichen Parteifunktionäre für die örtliche Widerstandsarbeit ist Willy Muth besonders gefährdet. Er ist also gewarnt, er geht aber trotzdem zum verabredeten Treffen.

Cläre Muth wird unruhig, nachdem ihr Mann die Dachgeschosswohnung in der Kieler Strasse 2 in Elberfeld verlassen hat. Sie geht in die Stadt und trifft am Neumarkt einen Bekannten, der sie warnt. Im Weggehen hört sie das Signal von Einsatzwagen. «Es lief mir eiskalt den Rücken herunter und ich dachte an die drei Genossen, die verhaftet sein konnten». Sie läuft ziellos in der Stadt umher und findet sich schliesslich an ihrem Treffpunkt mit Recks ein, der aber nicht zur verabredeten Zeit kommt. Cläre Muth gerät in Panik; wider alle Regeln der Untergrundarbeit geht sie in die Wohnung der Familie, in der sich die Männer beraten wollten. Die drei sind nicht dort angekommen. Cläre Muth weiss, dass sie nun nicht mehr nach Hause gehen kann; sie informiert einige Familienangehörige und wird von Freunden am nächsten Tag im Dachzimmer einer Schule in Oberbarmen untergebracht. Dort verbringt sie etwa acht Tage, fast immer allein und ohne sichere Nachricht. «Es kamen furchtbare Tage und Nächte für mich, sie wurden mir zur Ewigkeit. In Gedanken war ich immer bei den Genossen draussen und vor allem bei den Verhafteten. Ich zermartete mir den Kopf und stellte mir vor, mit welchen Methoden die Gestapo die Vernehmungen durchführte. Mit quälenden Gedanken lief ich im Zimmer auf und ab. (...) Immer wieder fragte ich mich, werden sie durchhalten?»

In der Zeit nach dem 17. Januar 1935 verhaftet das 300 Mann starke Gestapo-Kommando «zur besonderen Verwendung Wecke», das eigens aus Berlin nach Wuppertal abgeordnet ist, wahllos «Verdächtige», insgesamt etwa 1'200 Männer, Frauen, Jugendliche und alte Menschen. Es handelt sich um Kommunisten, Sozialdemokraten, Parteilose, Gewerkschafter, Christen, Freidenker, Arbeiter und Angestellte. Für die Nationalsozialisten spielen solche Unterschiede aber keine Rolle, für sie sind sie allesamt «Kommunisten». Das «Sonderkommando» setzt das in die Tat um, was im Januar 1935 ein Kreisleiter der nationalsozialistischen Arbeitsfront gegen die «kommunistische(n) Hetzer» angekündigt hat: Es kehrt mit «einem eisernen Besen» in Wuppertal aus.³

Erst im März 1935 erfährt Cläre Muth genaueres über das Schicksal ihres Mannes. Ein Artikel aus der niederländischen sozialdemokratischen Zeitung «Het Volk» und ein Genosse berichten über die Geschehnisse.

«Bereits am 25. Januar war er tot. (...) Ich las immer wieder, dass seine Leiche Brandwunden an Händen und Füßen aufwies, sein Gesicht entstellt und am Hals schwarze Striemen zu sehen waren. (...) Schweigend hörte und las ich die grauenvollen Nachrichten. Ich konnte es kaum fassen. (...) Immer wieder las und hörte ich, wie die Gestapo hauste und wie mein Mann vor den Augen anderer Genossen gefoltert worden war.» Ein ebenfalls verhafteter Arbeitersportler hatte berichtet, «wie die Gestapo meinen Mann vor seinen Augen misshandelte, ihm mit brennenden Zigaretten in die Hände und Füße Löcher bohrten, ihn mit der Nilferdpeitsche schlugen und mit den dicken Soldatenstiefeln niedertraten.»

Die «Sterbeurkunde» weist aus, dass Wilhelm Ewald Muth, geb. 1899, am 25. Januar 1935 morgens um 4 Uhr in seiner Zelle in der von-der-Heydt-Gasse 10 «tot aufgefunden» worden sei. Im Bericht der Gestapo Düsseldorf vom 5. Februar 1936 wird «zu den Todesfällen» in der Untersuchungshaft Stellung genommen. Muth habe sich, so der Bericht, mit einem «Selbstbinder an einem Eisenring in einer Zelle des Polizeigefängnisses in Wuppertal-Elberfeld» erhängt. Der Bericht endet mit der Feststellung: «Es trifft keinesfalls zu, dass auch nur ein Beschuldigter während der Vernehmung etwa Verletzungen erhalten hat, die zur Invaldität geführt hätten». Ausser Willy Muth verlassen mindestens zehn weitere Männer die Zellen in der von-der-Heydt-Gasse 10 nicht mehr lebend.

Cläre Muth verlässt nach etwa einer Woche ihre Behausung in der Oberbarmer Dachkammer mit einer Einkaufstasche. In ihre Wohnung in der Kiebler Strasse 2 wird sie nie mehr zurückkehren.

«Wir hatten Angst.

Es ist eine falsche Vorstellung, dass keiner Angst hatte.»

Am Tag nach dem Reichstagsbrand, am 27. Februar 1933, setzte auch in Wuppertal⁴ eine Verhaftungswelle ein, die in der Stadt etwa 200, nach anderen Angaben doppelt so viele Arbeiterfunktionäre betraf. Sie richtete sich vor allem gegen Kommunisten, die für den Reichstagsbrand verantwortlich gemacht wurden. Die SA hatte in Wuppertal zudem manche alte Rechnung zu begleichen und überzog vor allem die Arbeiterviertel mit Terror. In Wup-

pertal hatten die Nationalsozialisten in den von Arbeitern bewohnten Stadtteilen wie dem «Petroleumviertel» vor 1933 keinen leichten Stand, es existierten Selbstschutzorganisationen wie der «Kampfbund gegen den Faschismus». Als Joseph Goebbels am 6. Juli 1932 im Stadion sprechen wollte, wurde er auf dem Weg dorthin von «Nieder-mit-Hitler»-Rufen und Steinwürfen begleitet. Als nach der Aufhebung des Uniformverbotes am 13. Juli 1932 ein Grossaufmarsch von SA und SS stattfinden sollte, wussten die Selbstschutzorganisationen dies zu verhindern. Es gelang den Nationalsozialisten auch nicht, die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 zu einem grossen Tag des Triumphes zu machen, jedenfalls nicht in Wuppertal. Stattdessen fand hier eine antifaschistische Kundgebung statt.

Schon Anfang Februar begannen die Hausdurchsuchungen bei KPD- und SAP-Mitgliedern (Sozialistische Arbeiterpartei); die Arbeiterviertel wurden scharf kontrolliert. Mit dem 28. Februar 1933 begann aber nun eine Zeit des offenen nationalsozialistischen Terrors auch in Wuppertal. Vor allem die SA rechnete mit ihren Gegnern mittels Überfällen auf Einzelne und Morden ab. Das gesamte Stadtgebiet wurde von einer Verhaftungswelle überzogen und am 2. Mai die Gewerkschaftshäuser besetzt. Die demokratischen Gewerkschaften blieben von nun an aufgehoben; im Juni wurden die Konsumgenossenschaften geschlossen; im Juli erfolgten Grossrazzien im «Petroleumviertel», man jagte Kommunisten und Sozialdemokraten.

Cläre und Willy Muth entgehen dieser Verhaftungswelle dadurch, dass sie von einem Laubengelände am Rand der Nordstadt in eine kleine Dachkammer in der Kieler Str. 2 umgezogen sind. «In dem neuen Stadtviertel waren wir unter der Bevölkerung, und was noch wichtiger war, bei dem dortigen SA-Sturm und auf dem Polizeirevier unbekannt.» Sie gehen im März 1933 unerkannt durch ein Spalier von SA-Leuten ins Wahllokal, um ihre Stimme für die Zusammensetzung des neuen Reichstages abzugeben. Sie müssen ihre politischen Aktivitäten angesichts des Terrors zunächst auf ein Minimum beschränken. Dafür engagieren sich andere, meist junge Kommunisten, die dafür sorgen, dass an Wänden und Zäunen Losungen wie «Die KPD lebt» oder «Nieder mit dem Faschismus» erscheinen.

Bei den Reichstagswahlen erhielten die Nationalsozialisten 43,7% der Stimmen, auf die SPD entfielen 7,1%, auf die KPD 4,8%. Im Juli wurde das SA-Konzentrationslager «Kemna» in Beyenburg eingerichtet. Viele Ver-

haftete wurden dort eingeliefert. Über die gleichgeschaltete Presse waren keine wahrheitsgemässen Informationen mehr über die Vorgänge in Wuppertal und in Deutschland überhaupt zu bekommen. Flugblätter wie «Die Wahrheit über Kemna» tauchten in der Stadt auf. «Wir alle waren wie gelähmt, wenn die Frauen der Verhafteten uns die blutige Wäsche ihrer verhafteten Angehörigen aus der ‚Kemna‘ zeigten. Alle Polizeigegefängnisse, SA-Keller und das Lager ‚Kemna‘ waren vollgestopft mit verhafteten Antifaschisten». Als im Sommer 1933 die ersten aus der «Schutzhaft» zurückkamen, berichteten sie erst nach einer Weile über ihre Erlebnisse. ‚Jetzt erst erfuhren wir die wirkliche grausame Wahrheit über die faschistischen Konzentrationslager. Ohne Unterschied ihrer politischen Weltanschauung wurden die Verhafteten gequält und gefoltert«. Auch Otto Böhne, Funktionär der KPD, war in das KZ Kemna eingeliefert worden. Noch 1933 wurde er im KZ Börgermoor ermordet. Die politisch Andersdenkenden waren der Meinung, «dass die Bevölkerung von Wuppertal die Wahrheit über die Geschehnisse in der ‚Kemna‘ erfahren» müsse.

Freie Gewerkschaften gab es nicht mehr, stattdessen wurde die nationalsozialistische «Deutsche Arbeitsfront» (DAF) eingerichtet, die Arbeiter zusammen mit Angestellten und Unternehmern in eine gemeinsame Vereinigung zwang. Sie übernahm auch das Vermögen der zerschlagenen Gewerkschaften. Das Gesetz über die «Treuhand der Arbeit» vom 19. Mai beseitigte die Tarifautonomie. Seit dem 22. Juni 1933 war die SPD verboten, die Parteiführer wurden entweder verhaftet oder emigrierten. Im Juli 1933 erging ein Gesetz gegen die Neubildung von Parteien. Die NSDAP war nunmehr die einzige legale Partei in Deutschland, die «Staatspartei». Mit dem «Ermächtigungsgesetz» vom 24. März 1933 war der «legale» Weg für die Errichtung der Diktatur frei geworden.

Über die Ziele des Widerstandes zur damaligen Zeit gibt ein Zeitzeuge und Beteiligter Auskunft: «Es ging darum, den Naziterror anzuprangern und die Kräfte zu seiner Überwindung zu einen. Die Perspektive, dass man zusammenwächst und damit die Hoffnung auf eine Änderung der Situation realistischer wird». ⁵ In Wuppertal tauchten Klebezettel auf mit dem Titel «Die Wahrheit». Es kostete Kraft, trotz der ständigen Angst vor der Verhaftung und vor den Verhören nicht aufzugeben, sondern weiterzumachen. Die KPD schrieb auf Flugblättern: «Wir sind da und wir bleiben da!» Die Mittel

zur Verbreitung der Informationen waren beschränkt und riskant. Nachrichten wurden über Mund-zu-Mund-Propaganda verbreitet, wobei man nie sicher sein konnte, ob man einen vertrauenswürdigen Ansprechpartner vor sich hatte. Neben der mündlichen Weitergabe von Informationen wurden in Wuppertal auf einem Abziehapparat Flugblätter hergestellt, mit Hilfe von Kinderdruckkästen in mühevoller Arbeit kleine Handzettel gedruckt. An diesen Aktionen waren vor allem Angehörige der Kommunistischen Jugend Deutschlands (KJVD) beteiligt. Mitglieder der «Freien Arbeiter-Union Deutschlands» (FAUD), einer anarchosyndikalistischen Vereinigung, fertigten Linolschnitte als Druckvorlagen, die dann auf einer Wringmaschine vervielfältigt wurden, auch handgeschriebene Flugblätter erschienen. Die Wringmaschine musste immer wieder sorgfältig gereinigt werden, damit keine verräterischen Farbspuren zurückblieben, beim Schreiben von Flugblättern musste darauf geachtet werden, dass man die Handschrift häufig wechselte. Untereinander hatten die einzelnen Mitglieder solcher Gruppen keine Kenntnisse über die Wohnungen, Keller oder Dachböden, in denen sich Abziehapparate oder Schreibmaschinen befanden; «jeder war bemüht, nur so viel zu erfahren, wie er für seine illegale Arbeit wissen musste». In fast allen Stadtteilen tauchten auf diese Weise Flugblätter und Zeitungen auf, die Nachrichten über die Verhaftungen, die Vorgänge in der Haft und im KZ «Kemna» verbreiteten. Auch die kommunistische Zeitschrift «Rote Tribüne» wurde illegal gedruckt. Sie brachte Informationen über örtliche Aktionen gegen die Nationalsozialisten und rief zur gemeinsamen Aktion aller Gegner des nationalsozialistischen Regimes auf.

Im Sommer 1933 werden Cläre und Willy Muth stärker in die illegale politische Arbeit der KPD einbezogen. Irgendeine Ausbildung für die Untergrundarbeit haben sie nicht, nur ihren Verstand und die Überzeugung, dass etwas gegen den Nationalsozialismus getan werden muss. Damit nimmt die zweite Garde kommunistischer Funktionäre die Widerstandsarbeit auf, nachdem die alte Führungsriege verhaftet, ermordet, ins KZ geschleppt ist.

Cläre Muth hat zunächst die Aufgabe, für «sichere» Wohnungen zu sorgen, d.h. für Treffpunkte, an denen sich aktive Widerstandsleute vor Ort und die von Zeit zu Zeit in Wuppertal eintreffenden «Instruktoren» der illegalen Leitungsebenen der Partei beraten können, ohne von der Polizei

oder der Gestapo aufgespürt zu werden. An solchen Beratungen nehmen sowohl Willy als auch Cläre Muth des Öfteren teil. Cläre Muth kann die ihr zugewiesene Aufgabe gut erfüllen, weil sie als ehemalige Gewerkschaftsfunktionärin und Konfektionsnäherin in den verschiedenen Wuppertaler Textilbetrieben zuverlässige, auch parteilose Frauen kennt, die die illegale Arbeit unterstützen. Zu dieser Zeit arbeitet Cläre Muth aushilfsweise in der Konfektion. Unter anderem ist sie auch bei einem jüdischen Zwischenmeister, Juckel Gilberg, beschäftigt. Dieser stellt seine Geschäftsadresse als Post- und Anlaufstelle für die Bezirksleitung der KPD zur Verfügung, er vermittelt weitere Adressen für Arbeitsstellen und illegale Quartiere. 1936 wird er der «Roten Hilfe» Geldmittel für die Familien der Verhafteten zukommen lassen, bevor er selbst verhaftet wird.

Willy Muth muss weiterhin Notstandsarbeiten verrichten, die Wirtschaftslage in Wuppertal hat sich nach der «Machtergreifung» nicht verbessert. Seine Arbeit auf den Baustellen nutzt er zur Aufklärung seiner Kollegen über die politischen Ereignisse. «Mein Mann und mit ihm viele Genossen», erinnert sich Cläre Muth, «hatten dadurch die Gelegenheit, mit den Arbeitern über die Probleme des täglichen Lebens zu diskutieren. Dabei ergab es sich von selbst, dass die Arbeiter von den vielen Versprechungen anfangen, die die Nazis vor ihrer Machtergreifung gegeben hatten. Auf den Baustellen wurden Nachrichten ausgetauscht und über die illegale Widerstandsarbeit gesprochen.» Willy Muth spricht mit den Kollegen auch über die Arbeiten, die sie verrichten. Er macht sie darauf aufmerksam, dass der Bau von festen Landstrassen, auf denen schwere Lasten transportiert werden können, Teil der Kriegsvorbereitungen ist.

Die zentralen «Instruktoren» der KPD führen Decknamen und wechseln aus Sicherheitsgründen oder wegen erfolgter Verhaftungen häufig. Auch die Wuppertaler Verbindungsleute kennen sie oft nur unter diesen Namen, «wir wussten nicht, wer sie waren und wo sie wohnten». Die Verteilung der illegalen Literatur, die zum Teil aus Solingen und Köln, aber auch aus dem Ausland kommt und in die einzelnen Wuppertaler Stadtgebiete verbracht werden muss, ist Aufgabe Willy Muths. Einzelne Handwerker und Geschäftsleute stellen ihre Läden oder Werkstätten zur Verfügung. Dort wird das Material deponiert und von den Unterkassierern abgeholt, um es den Lesern zuzustellen. Manchmal wird sehr viel Literatur angeliefert. Es ist

problematisch, 500 Exemplare einer Zeitschrift auf verschiedene Stadtteile zu verteilen, ohne dass man auffällt, deshalb muss alles sehr schnell gehen. Cläre Muth wird auch zu dieser Arbeit herangezogen.

Um den Informationsfluss zu gewährleisten, organisiert man Treffs in kleinen Gruppen, Cläre Muth berichtet von vier bis fünf Personen, manchmal sind es auch mehr. Auf Spaziergängen spricht man mit Vertrauensleuten in den Betrieben, die über die Lage dort und über die Stimmung unter der Belegschaft Auskunft geben. Diese Vertrauensleute wiederum erhalten Informationen über die Lage in anderen Betrieben, soweit sie über die «Instruktoren», die illegale «Rote Fahne» oder die «Freiheit» übermittelt werden können. Auf diese Weise kommen in die Betriebe und Stadtteile mehr und mehr Berichte über die Verhältnisse. «So wurde», erinnert sich Cläre Muth, «in täglichen Gesprächen die arbeiterfeindliche Politik der Hitlerregierung entlarvt, die die demokratischen Rechte und Freiheiten der arbeitenden Menschen mehr und mehr vernichtete. Anhand der tatsächlichen Notlage in Wuppertal konnten wir nach und nach unseren Einfluss auf die Bevölkerung vertiefen und immer mehr Männer, Frauen und Jugendliche für den Kampf gegen die Hitlerdiktatur gewinnen.»

Im Wuppertal waren die Folgen der Weltwirtschaftskrise noch nicht überwunden, im «Hungertal», wie es im Volksmund genannt wurde, gab es noch immer viele Arbeitslose. Trotz einer leichten Belebung der Konjunktur im Textilgewerbe der Stadt durch die Aufträge für Uniformen und Fahnen, die die nationalsozialistische «Machtergreifung» mit sich brachte, trat zunächst bis 1935 keine umfassende wirtschaftliche Verbesserung ein. Erst in diesem Jahr machte sich die in Gang gesetzte Rüstungsproduktion konjunkturell «positiv» bemerkbar. Im Frühjahr 1934 wurden zunächst viele verheiratete Textilarbeiterinnen entlassen. Nach dem Gesetz vom 1. Juni 1934 zur «Verminderung der Arbeitslosigkeit» sollte die «Überführung weiblicher Arbeitskräfte in die Hauswirtschaft» und die «Förderung der Eheschließung» vorangetrieben werden. An Stelle der entlassenen Ehefrauen wurden arbeitslose Männer eingestellt, allerdings zu Löhnen, die kaum oder gar nicht höher lagen als diejenigen der Frauen, die schon immer erheblich weniger verdient hatten als ihre männlichen Kollegen. Zugleich wurden in manchen Betrieben die Arbeitszeiten ohne Lohnausgleich verkürzt, das Arbeitstempo erhöht. Vom Lohn wurden Abgaben für das natio-

nalsozialistische «Winterhilfswerk» und für die «Deutsche Arbeitsfront» (DAF) zwangsweise einbehalten, für die DAF allein 1,5%. «Kommunisten, Sozialdemokraten, Christen und Parteilose litten gleichermassen unter den schlechten Verhältnissen».

Ende 1933 erhält Cläre Muth den Auftrag, Verbindungen zu Elberfelder Betrieben aufzunehmen, in denen viele Frauen beschäftigt sind. «Die Arbeiterinnen», schreibt sie in ihrem Erinnerungsbericht, «spielten in dem Gebiet Wuppertal schon immer eine grosse Rolle, sie stellten in dieser Textilarbeiterstadt einen wichtigen Teil des Proletariats dar. Die antifaschistische Widerstandsbewegung in Betrieben hing entscheidend davon ab, wie wir es verstanden, die Frauen in diesen Kampf einzubeziehen. (...) Jeder kleinste Widerstand in den Betrieben war von grosser Bedeutung». Aber auch gerade die Frauen, deren Männer z.T seit Jahren arbeitslos sind, setzen grosse Hoffnungen in die Nationalsozialisten, die ihnen eine Verbesserung der katastrophalen wirtschaftlichen Lage versprochen haben. In Gesprächen versucht Cläre Muth, sie darüber aufzuklären, dass die Nationalsozialisten ihre Versprechungen gegenüber den Arbeitern nicht halten, dass sie die Wirtschaft auf einen neuen Krieg einstellen werden – und dass gerade die Arbeiter und Arbeiterinnen, die nach dem Verlust ihrer legalen Interessenvertretung den wirtschaftspolitischen Massnahmen der Nationalsozialisten und Unternehmer schutzlos ausgesetzt sind, am Ende die Verlierer sein werden.

Im Januar 1934 erliess die nationalsozialistische Regierung ein «Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit». Die demokratisch gewählten Betriebsräte mit ihren gesetzlich verankerten Befugnissen wurden abgeschafft, an ihrer Stelle sollten «Vertrauensräte» mit beratender Funktion gewählt werden. Vorsitzender der Vertrauensräte war der «Betriebsführer». Die Wahllisten wurden vom Unternehmer und dem Obmann der «Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation» (NSBO) aufgestellt.

Daraufhin kam es in Wuppertaler Betrieben zu Diskussionen über diese Massnahmen. Die im Frühjahr veranstalteten Wahlen zu den «Vertrauensräten» gestalten sich zu einem Desaster für die Nationalsozialisten – auch in Wuppertal. Bei Vorwerk & Co. etwa wurden von 654 Stimmen nur 345 gültige abgegeben, 82 Nein-Stimmen und 218 weisse, d.h. ebenfalls ungültige Stimmen. Die Wahlergebnisse wurden nicht veröffentlicht. Bei Bem-

berg, Cosman, Villbrandt & Zehnder, Huppertsberg, Budde 8c Co. und in der Pinsel­fabrik Storchwerke Brückmann bildeten sich nach Aus­kunft der Gestapoakten 1934 illegale Betriebsgruppen, ebenso im Elberfelder E-Werk, bei Bayer und im Strassenbahndepot West. Nicht nur in Textil- und städtischen Betrieben, auch in der metallverarbeitenden Industrie entstanden parteienübergreifende Gewerkschaftsgruppen. Die Zahl dieser illegalen Zusammenschlüsse im Bereich des Metallarbeiterverbandes und der Textilarbeitergewerkschaft in Wuppertal wird mit etwa 61 angegeben.⁶ So gab es bei Bemberg fünf Betriebszellen mit jeweils 5-10 Mitgliedern; nur eine davon wurde von einem Kommunisten geleitet. Zu den Mitgliedern zählten Sozialdemokraten, Kommunisten, parteilose freie und christliche Gewerkschafter sowie Freidenker. Das gesamte Spektrum der alten Arbeiterbewegung war in den Gewerkschaftsgruppen vertreten.⁷ Ziel der Widerstandsarbeit, die von den Kommunisten im Wesentlichen angestoßen und organisiert wurde, war es, «alle Arbeiter für den Kampf um die demokratischen Rechte und Freiheiten zu gewinnen». In illegalen Matrizen-Zeitungen wie dem «Textilarbeiter», der «Roten Spule» oder dem «Metallarbeiter» wurde die Arbeiterpolitik der Nationalsozialisten entlarvt, die hohen Lebensmittelpreise und die Einführung neuer Steuern ebenso angeprangert wie die Zwangsabgaben für die «sozialen» Dienste. Unter der Rubrik «Unsere Kumpels berichten» wurden Informationen aus den Betrieben verbreitet, von Entlassungen wurde berichtet, Denunzianten wurden namentlich genannt und über Aktionen für höhere Löhne in den Betrieben wurde informiert.

Cläre Muth ist am Aufbau und an den Aktionen dieser Gewerkschaftsgruppen wesentlich beteiligt. Als Verantwortliche für die Elberfelder Betriebe arbeitet sie an der Organisation eines Netzwerkes von Verbindungsleuten, darunter viele Arbeiterinnen, «die sich geschickt und konsequent für die Interessen ihrer Kolleginnen einsetzen». Es geht nun darum, an den konkreten Tagesfragen der Arbeiterinnen anzuknüpfen und kleine Widerstandsaktionen auszulösen. Unter den politischen Bedingungen ist an offenen Widerstand, etwa an regelrechte Streiks, nicht zu denken. Im Textilbetrieb Budde (wahrscheinlich handelt es sich um die Fa. Budde 8c Co., Stückfärberei und Appreturanstalt in Barmen), der unter den Arbeiterinnen und Arbeitern die «Hölle» wegen der miserablen Arbeitsbedingungen dort genannt wird, gibt es eine Gewerkschaftsgruppe, die aus 15 Frauen besteht.

Der Unternehmer hatte den alten Betriebsrat durch einen «Vertrauensmann» der «Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation» (NS BO) ersetzt. «Das war ein Unternehmerknecht, der die Frauen schikanierte und zur Arbeit antrieb. Das Arbeitstempo wurde von ihm immer höher geschraubt. Er schwärzte unliebsame Frauen beim Unternehmer an. Eines Tages sollte eine Genossin, die sich immer für die Interessen der Arbeiterinnen eingesetzt hatte, fristlos entlassen werden. Spontan legten die Frauen die Arbeit nieder, blieben am Arbeitsplatz sitzen und forderten die Wiedereinstellung ihrer Kollegin.» Die Aktion ist erfolgreich. Als bei Cosman, Villbrandt & Zehnder (Vereinigte Gummibandfabriken in Elberfeld) die Akkordsätze gekürzt werden, erscheint anderntags ein kleiner Handzettel im Betrieb, der die Arbeiterinnen zur Gegenwehr aufruft. «Abends in der Dunkelheit hatte ich mit einigen Genossen die Zettel an den Bäumen befestigt, die vor der Fabrik entlang standen. Einige zuverlässige Frauen nahmen die Zettel mit in den Betrieb und legten sie auf den Toiletten nieder. Überall wurde diskutiert. Die Frauen arbeiteten langsamer und erreichten, dass sich der DAF-Vertrauensmann für die alten Akkordsätze einsetzte.» Unter den herrschenden Bedingungen müssen auch die nationalsozialistischen Arbeiterorganisationen für die Widerstandsarbeit ausgenutzt werden. Über solche erfolgreichen kleinen Aktionen wird in der illegalen Presse berichtet.

Im Sommer 1934 hat die Widerstandstätigkeit in Wuppertal ein beachtliches Ausmass angenommen. Willy Muth hat als Hauptkassierer der Partei im Bezirk Wuppertal, zu dem ausser Barmen und Elberfeld auch Velbert und einige kleinere Orte in der Umgebung gehören, Überblick über die Breite der Bewegung, er kennt viele Namen. Am Umsatz der illegalen «Roten Fahne», von der jeweils etwa 800 Stück abgesetzt werden können, lässt sich ermassen, welchen Umfang der Wuppertaler Widerstand hat, zumal jedes Exemplar von Hand zu Hand geht und mehrere Leser findet. Die illegalen Parteiorganisationen und die Gewerkschaftsgruppen in den Betrieben haben an Einfluss gewonnen. Dieser regionale Erfolg führt bei den Wuppertaler Widerstandskämpfern zu einer Zuversicht, die sich als trügerisch herausstellen wird. Sie meinen, auch in anderen Regionen Deutschlands sei der Widerstand stark und neigen zu der Hoffnung auf grössere, über das Wuppertaler Gebiet hinausgehende Erfolge gegen die Nationalsozialisten.

Man reorganisiert die Wuppertaler Widerstandsorganisation, stellt sie auf 5er Gruppen um, um möglichst grosse Sicherheit zu gewährleisten. Eine kleine Gruppe ist weniger auffällig als eine grosse. Sollte eine oder einer verhaftet werden, ist es besser, wenn sie/er nur wenige Namen und Gesichter kennt. Dieses 5er System aber wird angesichts der Erfordernisse der praktischen Widerstandsarbeit ebensowenig konsequent durchgeführt wie die Benutzung von Tarnnamen. In der konkreten Widerstandsarbeit muss jenseits aller Organisation immer improvisiert werden. Jede Aktion, jedes Flugblatt und jede Zeitschrift erfordern Mut, Geschicklichkeit und die Fähigkeit, sich einer veränderten Situation schnell anzupassen. Mangelnde Flexibilität kann tödlich sein.

Als Willy und Cläre Muth Ende November 1934 an einer Beratung mit Instrukteuren teilnehmen, geben sie einen positiven Bericht über ihre Arbeit ab. «Wir waren nicht wenig stolz über den Einfluss der illegalen Parteioorganisation in den Betrieben und auf den Baustellen, über den grossen Umsatz der illegalen Literatur und waren auf Grund dessen der Auffassung, dass auch in andern Teilen Deutschlands eine breite Widerstandsbewegung vorhanden sein müsse.» Cläre und Willy Muth «kannten nur die Lage und den Stand der illegalen Arbeit in Wuppertal». Daher sind sie gegen Ende 1934 zunächst optimistisch, sie fragen sich sogar, ob die Partei nunmehr nicht zum Generalstreik aufrufen sollte. Die Saarabstimmung am 13. Januar 1935, so meinen sie, werde nicht zum Anschluss des Saargebietes an Hitlerdeutschland führen. Im Saargebiet halten sich viele antifaschistische Wuppertaler Emigranten auf, zu denen man über Familienangehörige Kontakt hält. Elberfelder Sozialdemokraten erklären zudem schon im Oktober 1934 in der illegalen KPD-Zeitschrift «Freiheit» «offiziell», dass die «sozialdemokratischen Arbeiter Elberfelds nunmehr mit der Kommunistischen Partei Elberfelds die Aktions- und Gewerkschaftseinheit zum Kampf gegen die faschistische Diktatur» beschlossen haben.⁸ Damit war, zumindest in Wuppertal, «parteioffiziell», was in der Praxis im Kleinen bereits funktionierte: die Aktionseinheit gegen die Nationalsozialisten. Aber die Nationalsozialisten sind an der Macht, gewählt von der Mehrheit der Deutschen, die sich im «Dritten Reich», zufrieden mit der Wiederherstellung von «Recht und Ordnung» und dem Glauben an die Versprechen der NSDAP über Deutschlands grosse Zukunft, eingerichtet hat.

Die Widerstandsarbeit unter der Bevölkerung und in den Betrieben beunruhigt aber zunehmend die Nationalsozialisten. «Achtgroschenjungen» werden eingesetzt, die in den Betrieben, auf den Bau- und Stempelstellen die Leute bespitzeln und denunzieren. Lehrer werden dazu angehalten, aus den Kindern herauszufragen, welche Literatur zu Hause gelesen wird. In einigen Betrieben tauchen fingierte Sammellisten für Angehörige inhaftierter Arbeiter auf. Wer sich einträgt in dem Glauben, etwas für die zurückgelassenen Familien zu spenden, ist gefährdet. Gerade der Erfolg der Wuppertaler Widerstandsarbeit wird zu ihrer Zerschlagung wesentlich beitragen. Je mehr Leute einbezogen werden, umso grösser ist die Gefahr, dass «undichte Stellen» entstehen. Ausserdem gilt für viele deutsche «Volksgenossen» Denunziation als staatsbürgerliche Tugend.

Doch Willy und Cläre Muth und die anderen bereiten ungeachtet dieser Gefahren die «Vertrauensrätewahlen» im März vor. Diesmal will man sogar eigene Kandidaten aufstellen. Für die einzelnen Stadtgebiete ist die Herstellung von Flugblättern geplant, die auf die konkreten Verhältnisse in den Betrieben ausgerichtet sein sollten. «Mit grossem Optimismus und Elan gingen wir damals auseinander...»

In der Zeit vor Weihnachten 1934 werden sie erstmals darauf aufmerksam, dass sie verfolgt werden. Sie kennen die Leute nicht, sie gehören nicht zur Wuppertaler Polizei. Dann gibt es Hinweise auf Verhaftungen in Remscheid, die sich bis nach Düsseldorf und Solingen gezogen haben. Über Vorgänge in Wuppertal erfährt man nichts, dennoch entfernen auch die Muths aus ihrer Wohnung belastendes Material und verbringen Nächte ausser Haus. «Als bis zum 10. Januar 1935 keinerlei Verhaftungen erfolgten, glaubten wir, die Gefahr sei vorüber. Es war für uns alle nicht so einfach, illegal unterzutauchen. Wir waren auf die Wohlfahrtsunterstützung angewiesen und mein Mann musste täglich seine Notstandsarbeiten leisten. Die anderen Genossen waren in einer ähnlichen Lage...» Doch dann erscheinen die Kriminalbeamten auf der Arbeitsstelle Willy Muths, der von einem Polier, einem sympathisierenden Gewerkschafter, gewarnt wird. Auch auf anderen Baustellen werden Erkundigungen eingezogen. «Wir fühlten uns verfolgt und bedroht.» Es findet eine letzte Beratung mit Instruktoren möglicherweise am 14. Januar 1935 statt. Die nächste Besprechung ist für den 17. Januar geplant. «Mit einem unsicheren Gefühl gingen wir auseinander.»

Am 13. Januar 1935 entscheiden sich 91% der Stimmberechtigten für die Rückgliederung des Saarlandes an das Deutsche Reich, vier Tage darauf beschliesst der Völkerbund die Rückgabe des Saargebiets an Deutschland. Am 17. Januar 1935 werden Willy Muth, Wilhelm Recks und Otto Heyler kurz nach 16 Uhr in Elberfeld auf der Strasse von der Gestapo verhaftet.

«Jedenfalls waren unsere Jugendjahre schön»

Cläre Riedesel wird am 4. Mai 1902 als Tochter von Clara Riedesel, geb. Jaeger (geb. 1867) und dem Steindrucker, Lagerarbeiter und späteren Invaliden Richard Riedesel (geb. 1865) in der Meyerstrasse 33 in Barmen geboren. Clara, genannt «Cläre», hat sieben Geschwister. Albert Norden, Gymnasiast und Sohn eines Wuppertaler Rabbiners, verkehrt in den 20er Jahren häufig im Hause Riedesel. In seinen Erinnerungen beschreibt er die Eltern: «Der Vater ein alter organisierter Arbeiter mit dem damals noch üblichen Sozialistenbart, schwer krank und invalide, die Mutter der Typ einer Proletarierin, wie die Kollwitz sie zeichnete und die Weigel sie darstellte, mit grosser menschlicher Autorität, die weit über die Familie ausstrahlte. Ihre acht Kinder erzog sie zu guten Klassenkämpfern, denen sie durch resolute Standhaftigkeit bei den nicht eben seltenen Hausdurchsuchungen ein Beispiel gab.»⁹

In der evangelischen Mädchenschule in der Elberfelder Schusterstrasse, in der Cläre ihren achtjährigen Volksschulunterricht hinter sich bringt, ist dem Lehrer die Familie Riedesel nur allzu gut bekannt. Lehrer Greef «kannte mich und vor allem die «sozialistische Familie» sehr gut, was wir Mädchen, meine Schwester Berta und ich, oft zu spüren bekamen.» Die Familie wohnt mittlerweile in Elberfeld, Brunnenstrasse 32, bei Bäcker Knäpper im Hinterhaus. Die Lehrer und Direktoren in der Schule erziehen die Kinder zur Vaterlandsliebe, vor allem im Ersten Weltkrieg ist das ein grosses pädagogisches Anliegen. Besonders den Kindern der «vaterlandslosen» Sozialdemokraten, also auch Cläre Riedesel, widmen sie dabei viel Aufmerksamkeit.

1916 bekommt Cläre die Möglichkeit, einen einjährigen Lehrgang an der hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule am Arrenberg zu absolvieren. Die Schule, so schreibt sie in ihren Erinnerungen, stand unter der Schirmherrschaft des «Vaterländischen Frauenvereins», dem die Honoratorinnen des

Wuppertals angehört. Cläre erhält eine Freistelle, sie muss kein Schulgeld zahlen. Familie Riedesel geht es wie vielen anderen Familien im Kriegsjahr 1916/17 sehr schlecht. Im «Steckrübenwinter», schreibt sie in einem Brief, «haben wir zu Hause viel gehungert». Mutter Riedesel, die im Haushalt des Textilhändlers Fischel als Flickschneiderin arbeitet, beschliesst, Cläre als «Haustochter» dort unterzubringen, «da es hier manchmal was zusätzliches zu essen» gibt. «Meine Mutter sprach mit der Direktion und als diese hörte, dass ich in einem jüdischen Haushalt arbeiten sollte und meine Mutter darauf bestand, dass sie bestimmt, wo ich arbeiten werde, wurde ich kurzerhand von der Schule gewiesen ohne das Examen ablegen zu dürfen».

1917 ist Cläre also als Dienstmädchen bei der Familie Fischel in Stellung. Aber nicht lange. Nach drei Monaten wird sie entlassen, weil sie ein Stück Speck aus der offenstehenden Speisekammer mitgenommen hat, um es mit nach Hause zu bringen. Auch die Mutter verliert ihre Arbeit bei Fischels.

Cläre findet Arbeit in einer Maschinenfabrik in der Wiesenstrasse, die für den Krieg produziert. Aber auch dort hat sie «mehr Murcks gemacht (...) als sonst was» und wird «wegen Untauglichkeit» entlassen. Cläre hat gehört, dass Mädchen in einer Pulverfabrik in Troisdorf bei Köln viel Geld verdienen. Mutter Riedesel verbietet ihrer Tochter, sich dort zu bewerben: «(F)ür den Dreck und das bisschen Geld die Gesundheit aufs Spiel setzen, das kommt nicht in Frage, da sollen die ihre Tochter hinschicken, die den Krieg wollten». Stattdessen geht Cläre «Granaten lackieren» bei einer Firma am Exerzierplatz in Elberfeld. Während der Streiks und Lohnkämpfe dort engagiert sie sich unter den jugendlichen Arbeitern.

Die Revolution im November 1918 erleben Cläre und Berta Riedesel am Kölner Bahnhof. Sie waren zum «Hamstern» auf dem Land unterwegs gewesen. Ihre beiden älteren Brüder kehren zu Weihnachten 1918 aus dem Krieg zurück. Ein anderer, Ernst, war bereits Anfang des Jahres verwundet nach Hause gekommen. «Er erklärte eines Tages, dass er nicht mehr an die Front geht, meine Mutter war einverstanden, er verstand es, dass seine Wunde nie zuheilte.» Mitte 1918 soll er doch noch eingezogen werden und verschwindet. Die Polizei sucht ihn ohne Erfolg bei seinen Eltern. Ernst Riedesel gehörte zum linken Flügel der «Sozialistischen Arbeiterjugend». 1918 nimmt er an der Revolution teil, ebenso zwei ältere Brüder.

Im Januar 1919 findet im Jugendheim an der Hochstrasse die erste Versammlung der «Freien Sozialistischen Jugend» nach Kriegsende statt. Cläre Riedesel wird Mitglied und engagiert sich sofort. Von diesem Zeitpunkt an versteht sich die Siebzehnjährige als organisierte Kommunistin, obwohl sie erst 1922 in die KPD übernommen wird. «Die Aufnahme in die Partei war für uns alle keine besondere Sache mehr, weil wir uns immer als Kommunisten fühlten und für die Partei arbeiteten und danach handelten.»

Bei den Zusammenkünften der Jugendgruppe werden Bücher und Broschüren abschnittsweise gelesen und diskutiert. «Wir Jugendliche haben damals grosses Interesse an der Entwicklung gehabt». Sie lesen «Der Mensch ist gut» des Pazifisten Leonhard Frank, «Das Menschenschlachthaus», «Was bedeutet Sozialismus» und das «Kommunistische Manifest», «Lohn, Preis und Profit» von Karl Marx. Sie wandern in die Umgebung, treffen sich mit anderen sozialistischen Jugendgruppen und singen. Um 1920 etwa:

«Wir lassen uns nicht mehr beraten

Durch einen Apparat

Durch abgefäimte Diplomaten

Durch Lüge und Verrat.

Hinweg mit Euren Parlamenten

Der Wahlwischpolitik,

Allein kann unser Schicksal wenden –

Die Räterepublik.»¹⁰

Sie prügeln sich auch. So 1920, als die völkischen Jugendlichen in Elberfeld «frech geworden» waren und auch in späteren Jahren: «(I)ch entsinne mich an eine Veranstaltung in Süd, es war eine höhere Schule, dort sollte Goebbels sprechen, wir sind von ganz Elberfeld dorthin gezogen und haben die Jugendlichen abgefangen und verdroschen».

Seit 1919 ist Cläre Riedesel auch gewerkschaftlich im «Deutschen Bekleidungsarbeiterverband» organisiert. Sie arbeitet mittlerweile bei Huckenbeck als Konfektionsnäherin und wird Vertreterin der Jugend im Betriebsrat. Auch hier beteiligt sie sich an Streiks und Lohnkämpfen.

Im März 1920, als auch in Wuppertal und Umgebung die Auseinandersetzungen in der Folge des Kapp-Lüttwitz-Putsches¹¹ im Gange sind, werden die sozialistischen Jugendlichen in einem Hinterzimmer ihres Jugendheims an der Hochstrasse an Waffen ausgebildet. Cläre Riedesel gerät in

Streit mit einem der Leiter, weil die Mädchen davon ausgenommen werden sollen. Schliesslich wird sie als Kurier eingesetzt, ihr Einsatzgebiet zieht sich bis nach Remscheid, wo sie die Arbeiterwehren über die Ankunft der flüchtenden Freikorpsstruppen informiert. Im Hause Riedesel wird ein Quartier für 30 «Rotarmisten» eingerichtet. «(A)lle Betten kamen auseinander, die Matratzen auf die Erde und meine Mutter und meine grosse Schwester haben gekocht.» Als die kämpfenden Arbeiter, unter ihnen Ernst Riedesel, ihre Waffen abliefern müssen, werden das Gewehr und einige hundert Schuss Munition mit Einverständnis der Mutter im elterlichen Keller versteckt. Für eine Weile müssen Ernst und Cläre Riedesel Wuppertal verlassen. Ernst Riedesel geht als Bergarbeiter ins Ruhrgebiet, Cläre in die Lüneburger Heide. In ihrer Abwesenheit durchsucht die Polizei die elterliche Wohnung. In dieser Zeit kommt Cläre in engere Verbindung mit anarcho-syndikalistischen Jugendlichen, unter ihnen die Brüder Heinrich («Heini») und Willy Muth, die im Hause Riedesel ein und aus gehen. «Die Küche der sehr ärmlichen Hinterhauswohnung war gleichzeitig Wohnzimmer, Badezimmer (hinter dem aufgehängten Laken plätscherte der oder die Badende in einem Holzzuber) und ‚Empfangsraum‘, wo sich immer junge und alte Genossen einfanden, die Jugendleitung tagte und auswärtige Delegierte unterkamen.»¹²

Willy Muth, drei Jahre älter als Cläre, ist der Sohn einer Arbeiterin und eines Dachdeckers, der 1905 tödlich verunglückt. Nach der Volksschule beginnt der knapp 14jährige mit der Fabrikarbeit; er bekommt keine Lehrstelle. Als ungelernter Arbeiter – sein Beruf wird auch als «Holzarbeiter» oder «Tankwärter» angegeben – arbeitet er u.a. in Munitionsfabriken, wird 1917 eingezogen und desertiert im August 1918. «Er hasste aus tiefstem Herzen den Krieg und erkannte frühzeitig die Sinnlosigkeit des Völkermordens», schreibt Cläre Muth später. Aus den Aufzeichnungen Cläre Muths geht hervor, dass er sich im November 1918 am Arbeiter- und Soldatenrat in Elberfeld beteiligt und an der Streikbewegung 1919 im Wuppertal teilnimmt, ebenso an der Niederschlagung des Kapp-Putsches 1920. Anfang der 20er Jahre wird er Vorsitzender der anarchistischen und pazifistischen «Freien Jugend Morgenröte», er gehört zur anarcho-syndikalistischen Gewerkschaftsvereinigung FAUD und ist Mitglied der «Gemeinschaft proletarischer Freidenker». Ihn interessiert sozialistische Kinder- und Jugendarbeit, er geht mit Freunden und Freundinnen auf Fahrt in die Umgebung,

übernachtet im Freien, hält viel von freier Liebe und Nacktkultur, spielt Gitarre und singt. Unter anderem:

*«Nie, nie wolln wir Waffen tragen, nie, nie ziehn wir in den Krieg.
Lasst doch die hohen Herrn sich selber schlagen,
Wir machen das nicht mit.»*¹³

Bekanntere erinnern ihn als freundlichen und warmherzigen Zeitgenossen. Muth ist ein Vagabund aus Überzeugung, ein Hippie der 20er Jahre, ein Aussenseiter der Weimarer Gesellschaft. Derselbe Mann wird 1935 «in mehreren Vernehmungen» keine Aussagen über die Widerstandsbewegung in Wuppertal machen und keine Namen verraten.¹⁴

In den 20er Jahren ist Muth wie viele andere meist arbeitslos. «Auf den Baustellen der Notstandsarbeiter in Wuppertal erwarb er sich das Vertrauen der Arbeiter, die ihn zu ihrem gewerkschaftlichen Vertrauensmann wählten.» Erst 1928, nach anderen Angaben 1930, wird er Mitglied der KPD. Er tritt nicht als Funktionär in Erscheinung. 1933/34 wird der ehemalige Vagabund Hauptkassierer der Partei, Organisator von Gewerkschaftsgruppen und der Literaturverteilung, Verbindungsmann zu den Instruktoren und damit eines der aktivsten und risikobereitesten Mitglieder der Wuppertaler kommunistischen Widerstandsbewegung sein.

1923, zur Zeit der französischen Besetzung des Ruhrgebietes engagiert sich Cläre Riedesel wiederum als Kurier, diesmal für illegale Flugblätter und die kommunistische Zeitschrift «L'Humanité», die in das besetzte Gebiet geschmuggelt werden. Im selben Jahr kommt es in Elberfeld und Barmen in Folge der Hyperinflation in Deutschland zu Hungerunruhen. Die Erwerbslosen finden sich zu grossen Demonstrationen zusammen. Die anarchistische «Freie Arbeiter-Union» ruft im August 1923 auf Plakaten zur «Beschlagnahme aller Lebensmittel für das Volk und durch das Volk» auf. Es kommt im Oktober zu Plünderungen. Auch Cläre Riedesel beteiligt sich daran, «die Brotwagen und Bäckereien zu stürmen und auf dem Bahnhof Mirke Kohlen zu klauen».¹⁵

Nach dem Verbot der KPD Ende 1923 geht Cläre Riedesel nach Berlin und kehrt etwa ein Jahr später nach Elberfeld zurück. Sie arbeitet aktiv in der kommunistischen Kinder- und Frauenbewegung. Als Leiterin des «Jungspartakus»-Bundes, dem Kinder bis zum Alter von 14 Jahren angehören, organisiert sie kommunistische Ferienlager im Deilbachtal. Sie ist

Funktionärin des «Roten Frauen- und Mädchenbundes», der kommunistischen Gewerkschaftsorganisation und der «Roten Hilfe» in Elberfeld, einer Hilfsorganisation der KPD, die u.a. Familienangehörige Verhafteter unterstützt. Nach Auskunft ihrer Gestapo-Akte ist sie «als Rednerin sehr viel aufgetreten»; sie gilt als redegewandt und schlagfertig. 1929 geht sie für drei Monate nach Amsterdam als Konfektionsnäherin. In Holland wird sie Mitglied des holländischen Bekleidungsarbeiterverbandes.

Am 17. November 1931 heiratet sie den seit über sechs Jahren beinahe ständig arbeitslosen Habenichtswilly Muth, der in der Woche Wohlfahrtsunterstützung in Höhe von 11,80 Mark erhält. Sie bewohnt mit ihm seine selbstgebaute Laube am Rand der Nordstadt. «Wir waren so arm, dass wir uns keine richtige Wohnung leisten konnten». 1931/32 ist sie politisch verantwortliche Funktionärin der KPD im «Petroleumviertel» in Elberfeld. Anfang Januar 1933 bezieht das Ehepaar die kleine Dachkammer in der Kieler Strasse 2 ohne Wasserleitung, ohne Gas und elektrisches Licht. Die Muths zahlen 9 Mark Miete im Monat.

«Se krieje us nit/ Se krieje us nit/ Se krieje us nit kaputt»

In ihrem Versteck in Wuppertal erfährt Cläre Muth nur bruchstückhaft von der Verhaftungswelle, von der vorübergehend auch ihr Vater und einer ihrer Brüder betroffen sind. Es wird schnell klar, dass der Widerstand in Wuppertal zerschlagen ist. Vom Tod ihres Mannes sagt man Cläre Muth nichts, Fragen weicht man aus. Die Partei erteilt ihr den Befehl, nach Holland zu emigrieren. «Das war eine harte Entscheidung. Alles stehen und liegen lassen, ohne Familie und ohne Genossen, fort von dem Kampf der Partei und der Ungewissheit im Herzen, was wird aus meinem Mann? Es war für mich kein leichter Entschluss, aber blieb mir eine andere Wahl? (...) Als Volksschülerin kannte ich keine Fremdsprache, wie sollte ich mich verständigen? Dann hatte ich keine Papiere und vor allem kein Geld. Nur das Notwendigste zum Leben konnte ich mitnehmen.» Aber Cläre Muth begreift, dass sie nicht in Wuppertal bleiben kann, sie kennt Namen, Verbindungen, Orte; auch sie wäre im Falle einer Verhaftung den Verhörmethoden der Gestapo ausgesetzt. Bliebe sie in ihrem Versteck, so würde sie dadurch die Freunde gefährden, die sie versorgen.

Am 25. Januar 1935 scheitert der erste Versuch, sie über anarchosyndikalistische Verbindungsleute nach Holland zu bringen. Sie muss sich zunächst in Düsseldorf bei Freunden verstecken. Mit falschen Papieren versorgt, gelingt es schliesslich am 1. März 1935 unter grossen Schwierigkeiten, Cläre nach Amsterdam zu schleusen. Der Amsterdamer Grenzposten der illegalen KPD, der im Frühjahr 1933 eingerichtet worden ist, organisiert mit der «Roten Hilfe» Hollands Cläre Muths Aufenthalt in Amsterdam. Auch in Holland lebt sie ohne Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis, ständig von der Ausweisung bedroht, sie muss auch hier ihre Quartiere wechseln. Aber in den Niederlanden finden sich Familien aus allen Bevölkerungsschichten bereit, den deutschen Emigranten zu helfen. Die niederländische «Rote Hilfe» bringt sie bei einer Familie in Amsterdam unter. Als Cläre Muth hier zum erstenmal seit dem 17. Januar zur Ruhe kommt, bricht sie zusammen und wird von ihrer Gastfamilie gepflegt. In Amsterdam erfährt sie vom Tod ihres Mannes und anderer, von den Folterungen und vom Ausmass der Massenverhaftungen in Wuppertal.

Sobald es ihr Gesundheitszustand erlaubt, wird sie in die politische Emigrationsarbeit in Amsterdam einbezogen. Unter dem Namen «Hilde» wird sie zunächst in der Schulungsarbeit unter den Emigranten eingesetzt. Im Frühjahr 1936 wird in Amsterdam das «Zentrale Wuppertaler Comitee, Ausschuss zur Wahrung der Rechte der in Wuppertal Inhaftierten», kurz das «Wuppertaler Komitee», gegründet.¹⁶ Cläre Muth, Fritz Rüdtenklaus und andere nehmen unter schwierigsten Bedingungen Kontakte zu Wuppertalern auf, unter anderem zu Cläres älterer Schwester Berta, mit deren Hilfe Informationen über die Verhafteten, Misshandlungen, die Umstände der Todesfälle und die Anschriften der in Not geratenen Familienangehörigen zusammengetragen werden. Berta Keseberg, geb. Riedesel und eine Schwester Fritz Rüdtenklaus fungieren auch als Geldkurier. Berta, die keiner Partei angehört und politisch nicht in Erscheinung getreten war, wird wegen dieser Aktivitäten 1937 vom Oberlandesgericht Hamm zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Ende 1942 wird sie entlassen. 1943 verbrennt sie zusammen mit den Eltern Riedesel bei einem Bombenangriff auf Wuppertal. Über Cläre Muths Kontakte nach Wuppertal ist auch die Gestapo informiert: «(M)it den illegalen kommunistischen Kreisen in Wuppertal (hat sie) immer Fühlung gehabt bzw. hat sie heute noch.»

Cläre Muth gelingt es, in den Niederlanden angesehene Bürger und Bürgerinnen für die Arbeit des Komitees zu gewinnen. Da sie zu diesem Zweck mehr oder weniger öffentlich auftreten muss, lässt sie ihre Eltern in Wuppertal wissen, dass es aus Sicherheitsgründen besser wäre, die Familie würde sich von ihr lossagen. Mutter Riedesel lehnt ab.

Das Komitee gibt um die Jahreswende 1935/36 ein erstes Bulletin von insgesamt vier mit Nachrichten über die Situation in Wuppertal heraus und verschickt dieses an die Presse, Parteien und Organisationen der westeuropäischen demokratischen Länder, nach Skandinavien und in die USA. Die Wuppertaler Ereignisse erregen internationales Aufsehen. Die eingehenden Spenden verwendet das Komitee zur Unterstützung der Familien der Inhaftierten in Wuppertal und für die Finanzierung der eigenen Öffentlichkeitsarbeit. Es werden Flugblätter, jede Art von Informationsmaterial und Aufrufe zum Protest an die Gerichte und die deutschen Botschaften versandt. Im Februar 1936 erscheint eine Zeitung mit dem Kopf des Wuppertaler «General-Anzeiger» mit Artikeln aus den Bulletins, aus der internationalen Presse und mit Meldungen über die Folterungen. In diesem «General-Anzeiger», der vom Komitee auch nach Wuppertal, vor allem an prominente Persönlichkeiten, versendet wird, findet sich auch ein Bericht über den Tod Willy Muths; die «Sterbeurkunde», von Berta beschafft, ist abgedruckt.

In den sogenannten «Gewerkschaftsprozessen», die sich vom November 1935 bis Ende Februar 1937 erstreckten und von denen die ersten in Wuppertal stattfanden, wurden 628 Menschen vor Gericht gestellt und insgesamt zu etwa 2'000 Jahren Gefängnis und Zuchthaus verurteilt. Es handelte sich um Arbeiter und Angestellte, Männer, Frauen, Jugendliche aus Wuppertal, Velbert und Remscheid. Die Prozesse wurden vom 1. Senat des Volksgerichtshofes in Berlin und vom I., II. und III. Strafsenat des Oberlandesgerichts Hamm durchgeführt. Dank der Arbeit des holländischen Komitees erlangen die Prozesse internationale Aufmerksamkeit. 1936 versuchten eine französische und eine holländische Delegation erfolglos, zu den Verhandlungen als Beobachter zugelassen zu werden. Die Schwägerin Cläre Muths führte eine der ausländischen Delegationen an das Grab Willi Muths. Berta Keseberg, geb. Riedesel, legt dabei, so heisst es in der Gestapoakte, einen Kranz nieder. Die Schwägerin gab auch Informationen über die Verhafteten

weiter und nahm Gelder der «Roten Hilfe» an. Sie wurde dafür 1937 zu einem Jahr und drei Monaten Haft verurteilt.

Im Frühjahr 1936 muss Cläre Muth auch aus Holland fliehen. Sie ist durch ihre Arbeit im Amsterdamer Komitee aufgefallen, die holländische Polizei fahndet bereits nach ihr. Die Konfektionsnäherin Muth, in deren Gestapoakte unter der Rubrik «Sprachen» nur «Bergische Mundart» aufgeführt ist, geht nach Frankreich. Im August 1938 wird auf einer Tagung der «Gewerkschaftsausschuss der Textilarbeiter Deutschlands» gebildet, als dessen Vorsitzende Cläre Muth amtiert. Der Ausschuss erarbeitet einen «Aufruf an die Textilarbeiter Deutschlands», der illegal verbreitet wird; ab Ende des Jahres erscheinen die «Textilarbeiter-Mitteilungen».¹⁷ In Paris hält Cläre Muth Kontakt zu den französischen Gewerkschaften; sie nimmt im Juli 1939 am 25. Nationalkongress der französischen Textilarbeiter teil.

Zu diesem Zeitpunkt ist Cläre Muth keine deutsche Staatsbürgerin mehr. Sie wird am 18. September 1937 aus dem Deutschen Reich auf Grund des Gesetzes vom 14. Juli 1933, Reichsgesetzblatt I S. 480 ausgebürgert, «weil sie durch ein Verhalten, das gegen die Pflicht zur Treue gegen Reich und Volk verstösst, die deutschen Belange» geschädigt habe.¹⁸ Sie wird vom Oberreichsanwalt wegen «Vorbereitung zum Hochverrat» gesucht und steht also auf der deutschen Fahndungsliste. In ihrer Gestapo-Akte ist zu lesen: «Sie gehört zu den rührigsten und massgebenden Funktionären der illegalen KPD, die im Ausland die gemeinsten Greuelnachrichten über Deutschland verbreiten.»

Ende August 1939 wird Cläre Muth in Paris verhaftet und in das Pariser Frauengefängnis La Petite de la Roquette eingeliefert. Nach drei Monaten wird sie als unerwünschte Ausländerin in das Internierungslager Rieucros verbracht, in dem sie auf ihre Auslieferung an die Gestapo warten soll. Doch sie erhält 1941 ein mexikanisches Visum. Nach dem Aufenthalt in einem Auswandererlager in Marseille, nach vielen Unsicherheiten wegen fehlender Papiere, Bescheinigungen und behördlicher Widerstände reist Cläre Muth im Herbst 1941 über Casablanca nach Mexiko. Der portugiesische Dampfer Serpa Pinto ist für 350 Passagiere eingerichtet. Mit Cläre Muth befinden sich 900 meist deutschsprachige und spanische Emigranten an Bord des Schiffes, das Ende 1941 am Ziel anlangt. Cläre Muth kommt nach Mexiko-City, wo sie im deutschen Widerstand in der südamerikanischen

Emigration mitarbeitet.¹⁹ Sie wird u.a. Mitglied der Bewegung «Freies Deutschland», in deren gleichnamiger Zeitschrift sie in der Ausgabe vom Januar 1945 einen Artikel «Wuppertal vor zehn Jahren» veröffentlicht. In der Einleitung heisst es: «Die Arbeiterschaft von Wuppertal blickte auf eine jahrzehntelange Tradition zurück. Hier gab es starke demokratische, sozialistische und kommunistische Parteien. Die Gewerkschaften gehörten zu den ältesten Zälilstellen in Deutschland. Trotz Elend und Erwerbslosigkeit blieb die Bevölkerung ihrer demokratischen Tradition treu (...)». In diesem kurzen Beitrag berichtet sie vom Widerstand in Wuppertal seit 1933 und zitiert das Motto einer illegalen Karnevalszeitung vom Januar 1936:

«Se krieje us nit

Se krieje us nit

Se krieje us nit kaputt.»

«Trotz aller Folterungen und Verfolgungen», so schliesst sie, «blieb dieses Motto das Leitmotiv der Wuppertaler Antifaschisten.»

Cläre Muth geht 1947 zurück nach Deutschland in die damalige «Sowjetisch besetzte Zone». 1957 heiratet sie ein zweites Mal und heisst fortan Quast. In Berlin-Pankow ist Clara «Cläre» Quast, verw. Muth, geb. Riedesel am 26. April 1984 gestorben.

1 Notiz der Behörden 1937: Gestapo-Akte Klara Muth, geb. Riedesel. HStAD, RW 58, Nr.66077.

2 Aussage Cläre Quasts, verw. Muth, in dem Film «Spuren im Tal» (Regie Manfred Vosz, Dokumentation M. Vosz/Rolf Neddermann, 1989). Der mündliche und schriftliche Bericht Cläre Muths über die Ereignisse des 17.1.1935 weicht lediglich in Details von den Aussagen Fritz Rüddenklaus, ab, die dieser 1940/41 unter den Bedingungen des Verhörs gemacht hat (HStAD Bestand RW 58-19754). Die Rekonstruktion der Vorfälle folgt daher vorrangig dem Lebensbericht Cläre Quasts (SAPMO Best. EA 0740/2), den sie im April 1962 in Berlin (DDR) verfasst hat. Der daraus entstandene Beitrag Cläre Quasts «Wie die Partei in Wuppertal den antifaschistischen Kampf organisierte», in: Heinz Vosske (Hg.): Im Kampf bewährt. Erinnerungen deutscher Genossen an den antifaschistischen Widerstand von 1933 bis 1945, Berlin (DDR) 1969, S. 35-62, ist weniger ausführlich und persönlich gehalten als der Erinnerungsbericht, auf den sich die vorliegende Arbeit wesentlich stützt. In dem genannten Bestand EA 0740/2 ist ausserdem die Korrespondenz Cläre Quasts mit Albert Norden enthalten. Soweit zitierte Stellen im Text nicht eigens ausgewiesen sind, beziehen sie sich auf diesen Archivbestand.

- 3 Zit. nach Karl Schabrod: Widerstand an Rhein und Ruhr 1933-1945, Düsseldorf 1969, S. 73.
- 4 Zum folgenden siehe auch: Gerhart Werner: Aufmachen! Gestapo! Über den Widerstand in Wuppertal 1933-1945. Mit Beiträgen von Karl Ibach, Hermann Lutze und Willy Spicher, Wuppertal 1974; Inge Marssolek: Arbeiterbewegung nach dem Krieg (1945-1948). Am Beispiel Remscheid, Solingen, Wuppertal, Frankfurt a.M./New York 1983.
- 5 Zit. nach Dirk Gerhard: Antifaschisten. Proletarischer Widerstand 1933-1945, Berlin 1976, S. 45.
- 6 Siehe weiter: Detlev Peukert: Ruhrarbeiter gegen den Faschismus. Dokumentation über den Widerstand im Ruhrgebiet 1933-1945, Frankfurt a.M. 1976, S. 139.
- 7 Siehe dazu: Peukert, Ruhrarbeiter gegen den Faschismus, a.a.O. und ders.: Die KPD im Widerstand. Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933 bis 1945, Wuppertal 1980.
- 8 Zit. bei Peukert, Ruhrarbeiter gegen den Faschismus, a.a.O., S. 137-139.
- 9 Albert Norden: Ereignisse und Erlebtes, Berlin (DDR) 1981, S. 17.
- 10 Zit. nach einem Schreiben Cläre Quasts an die Deutsche Akademie der Künste zu Berlin, 15. Februar 1971, SAPMO Best. EA 0740/2.
- 11 Siehe dazu: Erhard Lucas: Märzrevolution 1920. Der bewaffnete Arbeiteraufstand im Ruhrgebiet in seiner inneren Struktur und in seinem Verhältnis zu den Klassenkämpfen in den verschiedenen Regionen des Reiches, Frankfurt a.M. 1973.
- 12 Norden, Erlebnisse und Erlebtes, a.a.O., S. 17f.
- 13 Zit. bei Ulrich Klan/Dieter Nelles: «Es lebt noch eine Flamme». Rheinische Anarcho-Syndikalisten/-innen in der Weimarer Republik und im Faschismus, Grafenau-Döffingen 1986, S. 204.
- 14 Siehe auch die Eintragung über Muth in der Gestapoakte Karl Asbach, HStAD, RW 5, Nr. 36678.
- 15 Siehe dazu: Uwe Eckardt: Anmerkungen zur Geschichte Barmens und Elberfelds im Jahre 1923: In: Hermann de Buhr/Heinrich Küppers/Volkmar Wittmütz (Hg.): Die Bergischen, «ein Volk von zugespitzter Reflexion». Festschrift für Karl-Hermann Beeck, Wuppertal 1992, S. 152-175.
- 16 Siehe dazu: Beatrix Herlemann: Die Emigration als Kampfposten. Die Anleitung des kommunistischen Widerstandes in Deutschland aus Frankreich, Belgien und den Niederlanden, Königstein/Ts. 1982, S. 149-151.
- 17 Siehe weiter Horst Bednarek: Die Gewerkschaftspolitik der KPD, Berlin (DDR) 1969, S. 225.
- 18 Zit. nach: Michael Hepp (Hg.): Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933-45 nach den im Reichsanzeiger veröffentlichten Listen, Bd. 1, München/New York/London/Paris 1985, Liste 18, Deutscher Reichsanzeiger und Preussischer Staatsanzeiger Nr. 216 vom 18.9.1937.
- 19 Siehe dazu: Fritz Pohle: Das mexikanische Exil. Ein Beitrag zur Geschichte der politisch-kulturellen Emigration aus Deutschland (1937-1946), Stuttgart 1986.

Stephan Stracke

DER «ROTE GENERAL VON ELBERFELD» – ALFRED STEINHAGE

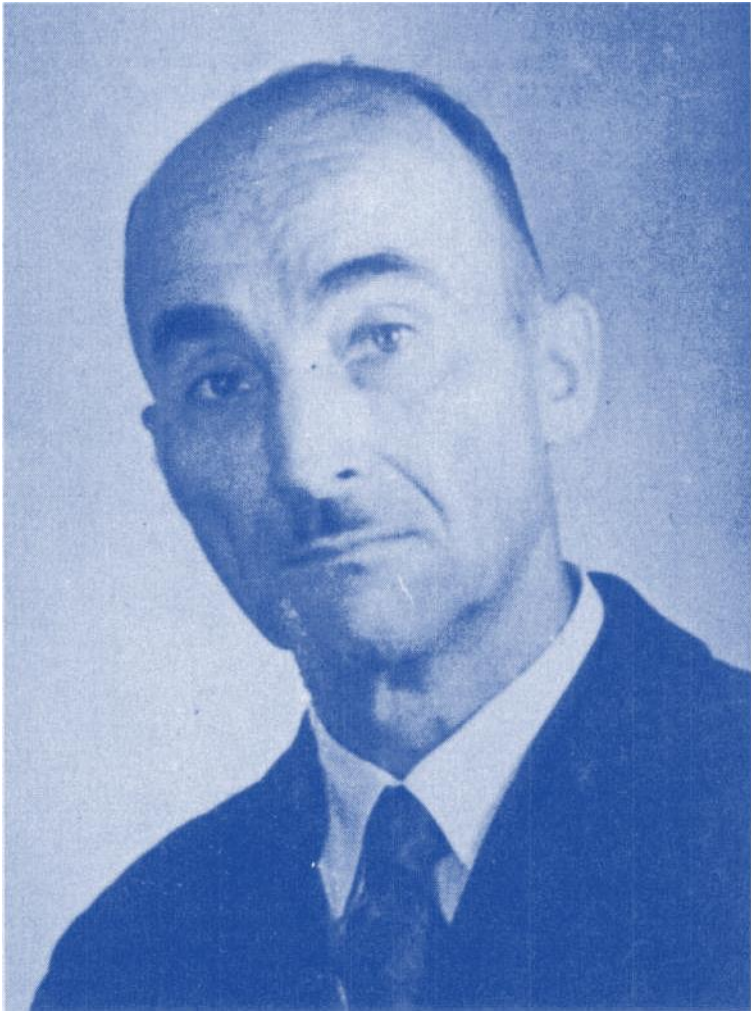
Konzentrationslager Esterwegen 1935: Die Wachmannschaften der SS haben in diesen Tagen ein besonderes Opfer. Es ist der Wuppertaler Wilhelm Grimm, Kommunist und Mitglied im «Kampfbund gegen den Faschismus». 1932 waren er und ein anderer Antifaschist – Walter Schmalenberg – in eine Auseinandersetzung mit SA-Leuten verwickelt, bei der der SA-Mann Hans Hilbert starb und zwei andere SA-Leute verletzt wurden. Ein Sondergericht verurteilte Wilhelm Grimm noch 1932 wegen versuchten Totschlags zu vier Jahren Zuchthaus. Für die SS in Esterwegen ist Wilhelm Grimm der Mörder ihres SA-Kameraden Hilbert, der nach der Machtergreifung zum «Blutzeugen» der Wuppertaler Nazibewegung wird.

Die Gestapo wartet schon vor dem Zuchthaus in Herford, um Wilhelm Grimm unmittelbar nach abgessener Zuchthausstrafe direkt in Schutzhaft zu nehmen.

Die SS-Leute beginnen ihn systematisch zu quälen. Sie halten ihn in Dunkelhaft, peitschen ihn aus und hängen ihn tagelang an einen Pfahl, aber er will leben. So gelingt es der SS nicht, Wilhelm Grimm in die bewaffnete Postenkette oder in den mit Strom geladenen Stacheldraht zu treiben. Er lässt sich nicht so einfach «auf der Flucht erschossen». Sein Rückhalt sind Mitgefangene aus seiner Heimatstadt, die für ihn ein wenig Schutz organisieren können.

Einer von ihnen ist Alfred Steinhage, der ebenfalls eine Sonderbehandlung «genießt». Er ist für die SS der «Rote General von Elberfeld», ihn beschuldigen die Nazis der Mitgliedschaft in sogenannten «Terrorgruppen» in Wuppertal, die gewaltsam gegen die Nationalsozialisten vorgegangen wären. Auch er wird als ehemaliger Leiter des Rotfrontkämpferbundes in Elberfeld Opfer von Folter und schlimmsten Misshandlungen. Die SS-Leute brechen ihm drei Rippen und schlagen ihm mit dem Pistolenkolben alle Zähne aus.

Doch Wilhelm Grimm hat den schwersten Stand, in der Nacht wird er misshandelt, und tagsüber treiben sie ihn zur Sklavenarbeit ins Moor, wo



Alfred Steinhage

die KZ-Insassen härteste Arbeit verrichten müssen. Monatlang stehen sie im Moor bei Wind und Wetter, bei Regen, der bis auf die Haut geht. Auch wenn der Moorboden festgefroren ist oder wenn sie bis zu den Knien versinken, müssen sie mit dem Spaten ins Moor ziehen. Von Tag zu Tag wird Grimm schwächer. Die SS-Aufseher treiben ihn umso stärker an und schlagen auf ihn ein. Sie merken, dass sie bald am Ziel sind.

Die einzige Rettung für den geschundenen Menschen ist die vorübergehende Einlieferung in die Krankenstation. Alfred Steinhage, selbst schwer gefoltert, bietet seine Hilfe an, obwohl er weiss, dass es sein Leben kosten kann, wenn es auffliegt. Sie verabreden einen «Unfall», der heute unvorstellbar scheint, aber nicht nur in Esterwegen Wirklichkeit ist. Simulation von Krankheiten und die Selbstverletzung gehören zu den wichtigen Überlebenstechniken in den deutschen Konzentrationslagern.

Alfred Steinhage giesst dem entkräfteten Wilhelm Grimm heisses Wasser über den Körper. Der Plan gelingt. Wilhelm Grimm kommt mit schweren Brandverletzungen, aber lebend in die Krankenabteilung. Keiner hat sie verraten.¹

Im August 1935 verbreitete die Exilpresse, »dass der Genosse Steinhage aus Elberfeld im Konzentrationslager Oranienburg ermordet worden ist. Steinhage war gleich im März 1933 verhaftet und misshandelt worden. Er floh dann ins Saargebiet. Nach der Saarabstimmung hielt er sich in Frankreich auf, (...) von wo er von den französischen Behörden ausgewiesen wurde, weil seine Frau angeblich unerlaubt gearbeitet hatte. In seiner Verzweiflung kehrte er nach Elberfeld zurück, von wo er nach Oranienburg gebracht und bald darauf ermordet wurde.«²

Diese Nachricht war falsch. Am 18. November 1936 verliess der «Rote General von Elberfeld» lebend das KZ in Sachsenhausen. Alfred Steinhage überlebte alle Torturen und Misshandlungen, die ihm im Polizeigefängnis Bendahl, im KZ Esterwegen und in Sachsenhausen zugefügt wurden. Die Nazis zerstörten seine Gesundheit, aber nicht sein Leben. Aber «der grosse starke Mann», der Rotfrontkämpfer aus Elberfeld, so berichtet der Mitgefangene Rudi Stübe, kehrte als alter, gebrechlicher Mann nach Wuppertal zurück.

«Alfred Steinhage meidet den Verkehr mit früheren Gesinnungsgenossen», notierte 1937 die Wuppertaler Gestapo, die ihn noch jahrelang nach

seiner Entlassung beobachten liess. «Es hat den Anschein, als wenn er dem heutigen Staat nicht mehr feindlich gegenüber stehe.»

Alfred Steinhage und Margarete Steinhage überlebten das «Tausendjährige Reich». Er arbeitete nach seiner Entlassung im Arbeitsdienst in verschiedenen Lagern, dann als Hilfsarbeiter bis 1944 in wechselnden Betrieben. Nach dem Krieg erwarb er von seiner geringen Haftentschädigung einen kleinen Kiosk und verkaufte ganz nah an der Elberfelder Nordstadt Tabakwaren. Alfred Steinhage starb am 15. Oktober 1955 im Alter von 66 Jahren, Margarete Steinhage, die als Verkäuferin wesentlich zum Lebensunterhalt der Familie beitrug, starb zwei Jahre später in Elberfeld, sie wurde 61 Jahre alt.

1962 traf sich der Wiedergutmachungsausschuss der Stadt Wuppertal zu einer denkwürdigen Sitzung. Zu diesem Zeitpunkt waren die Antragsteller Alfred und Margarete Steinlage über fünf Jahre tot. Die Kommunistische Partei war seit Jahren wieder verboten, und trotzdem erschienen ergraute Kommunisten und ehemalige Mitglieder der RFB-Kapelle vor dem Ausschuss: Der Fall Steinhage stand auf der Tagesordnung. Die Parteikommunisten betrieben eine besondere Art von Vergangenheitsbewältigung. Sie wollten beweisen, dass Alfred Steinhage sich unrechtmässig die Musikinstrumente der RFB-Kapelle angeeignet hatte. Für sie war Alfred Steinhage noch nach 33 Jahren und gemeinsam erlittener Verfolgung durch die Nazis der Mann, der der Kommunistischen Partei die Instrumente der RFB-Kapelle gestohlen hatte.

Wer war der Mann, den die Nazis den «Roten General von Elberfeld» nannten und der der Kommunistischen Partei die Kapelle stahl?

Steinhage war kein Mensch, der schriftliche Quellen hinterlässt, von ihm sind weder Briefe noch Reden überliefert. Er schrieb weder für die Parteizeitung, noch sind seine Reden in der kommunistischen Presse dokumentiert worden. Sein Metier war die Aktion, der Kampf auf der Strasse. Er war ein militanter Kommunist, der sich nicht mit den Richtungskämpfen in der Partei abgeben wollte. Spuren von ihm finden sich daher eher in den Akten der Staatsanwaltschaften, der Gerichte und der Gestapo.

Das Leben von Alfred Steinhage ist bislang nicht in die historischen Darstellungen zur Wuppertaler Arbeiterbewegung eingegangen, obwohl sein Leben die Kämpfe der Wuppertaler Kommunisten widerspiegelt. Dieser Beitrag versteht sich deshalb als eine biographische Annäherung an einen Kommunisten, der seine politische Heimat verlor, aber trotz Isolation, Difamierung und Einsamkeit eine schillernde Figur des Wuppertaler Widerstandes bleibt.

Bei meinen Nachforschungen kam ich oft zu spät. Die einzige Tochter der Steinhages, Erika Lange, verstarb 1983. Die Zeitung der Steinhagegruppe, «Der Partisane», war aus den Akten im Institut Marxismus-Leninismus im ehemaligen SED-Parteiarchiv entfernt worden. Auch seine politischen Gegner von damals, soweit sie noch leben, schweigen sich über die Gruppe um Alfred Steinhage aus oder geben nur vage Hinweise.

Alfred Steinhage wird 1889 in Mülheim an der Ruhr geboren. Er lernt den Beruf des Schmiedes. Sein Lebensweg bis zum 1. Weltkrieg ist nicht mehr zu rekonstruieren. Unbekannt ist auch, ob er freiwillig in die Dienste der kaiserlichen Marine trat, wo er sich als Obermaat mehrere militärische Auszeichnungen erwirbt. Mehr Informationen über seine Marinezeit gibt es nicht, nur die, dass der Marinesoldat Steinhage, der jahrelang mit Politik und Parteien nichts zu tun hatte, mitten im Krieg 1917 in die SPD eintritt. Vermutlich politisiert und radikalisiert er sich, wie so viele seiner Kriegsgeneration, durch persönliche Kriegserlebnisse. Besonders auf den seit Jahren in den Häfen liegenden Grosskampfschiffen der kaiserlichen Marine wird es spürbar unruhiger. Der langweilige Wachdienst, zusammen mit dem unmenschlichen und unsinnigen Drill, lässt deutlicher als beim Feldheer die Klassegegensätze hervortreten und sorgt für einen Radikalisierungsschub bei den Matrosen. Als die Revolution in Kiel mit der Meuterei auf des «Kaisers Schiffen» ihren Ausgang nimmt, sind es Matrosen, die in vielen Städten «die Revolution machen».

Vielleicht gehört auch Alfred Steinhage zu der Gruppe revolutionärer Matrosen, die am 7. November 1918 am Bahnhof in Elberfeld aus dem Zug steigt und die «en passant» in Wuppertal die Revolution ausruft.

«War es der 7. oder 8. November, ich weiss es nicht mehr genau – jedenfalls verbreitete sich am frühen Morgen dieses Tages mit Windeseile das

Gerücht in der Stadt», erinnert sich der Zeitzeuge Albert Norden: «,Die Matrosen sind da!’ Wir liefen zum Bahnhof. Tatsächlich, da kampierten auf dem Vorplatz einige Dutzend Matrosen, Gewehre umgehängt, die Mündungen zur Erde weisend, mit doppelten Patronengurten über der Brust. Sie erzählten der Menge, die sie umdrängte, von der Erhebung der Flotte gegen den Krieg und dem Sieg der Revolution in Kiel. Niemand konnte sagen, wer die Weisung gegeben und die Initiative ergriffen hatte, als sich in den Nachmittagsstunden ein schnell anschwellender Zug von Tausenden, an der Spitze die Matrosen, in Bewegung setzte zur Stadthalle, wo zur Revolution aufgerufen wurde.»³

Steinhage trifft in diesen Novembertagen in Elberfeld ein. Nach den Angaben in seinem Lebenslauf ist er im Elberfelder Soldatenrat aktiv und tritt Anfang 1919 in die KPD ein. Das Adressbuch der Stadt Elberfeld weist ihn in der Ausgabe von 1919 erstmalig als Elberfelder Bürger aus. Alfred Steinhage bleibt in Elberfeld und lernt in diesen Monaten seine spätere Frau, die sieben Jahre jüngere Verkäuferin Margarete Jacob kennen. Sie heiraten im Juli 1919. Am 25. September wird die Tochter Erika mitten in die Not des Nachkriegsdeutschland geboren.

Die Kommunistische Partei in Elberfeld und Barmen, in die Steinhage eintritt, ist in dieser Zeit ein Sammelbecken durch den Krieg radikalisierten Arbeiter und Arbeiterinnen. Die örtlichen Gründer der Partei können aber auf eine lange Geschichte im Kampf gegen den Krieg verweisen. Sie waren zum Teil in Schutzhaft genommen worden oder hatten die grossen Streiks 1917/18 mitgetragen. Die Masse der revolutionär gesinnten Arbeiterschaft aber organisiert sich 1918 und 1919 im Wuppertal in der USPD.

Als im März 1920 Kapp und Lüttwitz in Berlin putschen und aller Orten die Arbeiterschaft Gegenmassnahmen vorbereitet, sind die KPD-Anhänger in Elberfeld und Barmen in ihrer Mehrheit bereit, sich aktiv an der Niederschlagung des Kapp-Putsches zu beteiligen.

Auch Alfred Steinhage ist mit dabei, begeistert und entschlossen kämpft er für die militärische Vertreibung der Freikorps und Polizeitruppen aus Elberfeld. Als erfahrener Soldat bringt er sich mit seinem ganzen Wissen in die «Rote Armee» ein. Er übernimmt in seiner Einheit schnell die Funktion eines Kampfführers. Er ist dabei, als es zur Entscheidungsschlacht um Remscheid ins Bergische geht. Er fährt mit den von Arbeitern gelenkten Sonderzügen an die Fronten im nördlichen Ruhrgebiet.

Nicht zum letzten Mal verlässt er seine Frau mit dem Kleinkind, ohne die Garantie geben zu können, dass er lebend zurückkommt. Seine Frau Margarete bleibt aufgrund dieser Erfahrung ihr Leben lang der «Politik» der Kommunistischen Partei fern. Für sie war die KPD nicht die politische Heimat, für sie war die KPD die «Partei, die sich um nichts kümmerte», die sie in ihrer Not allzu oft alleinliess.⁴

Steinhage und seine Mitstreiter erleben und erleiden die bitteren Niederlagen der revolutionären Arbeiter und Arbeiterinnen, die in der «Roten Ruhr Armee» kämpfen. Sie spüren die Kraft einer einigen Arbeiterschaft, die Kraft der eigenen Siege über den vermeintlich übermächtigen Gegner und die Kraft der Wuppertaler Arbeiterbewegung, die gemeinsam die Toten der Märzrevolution in einem «riesigen» Trauerzug beerdigt und dann erst den Generalstreik gemeinsam beendet. Aus dieser Zeit kommt aber auch der unbändige Hass der radikalen Arbeiter und Arbeiterinnen auf die Sozialdemokratie. Die Kämpfe gegen Kapp und Lüttwitz sollten die letzte wirkliche gemeinsame Aktion der Arbeiterbewegung bleiben. Nach dem Wiedereinmarsch der Reichswehr und Freikorps-Truppen ins Ruhrgebiet unter dem Oberbefehl des Sozialdemokraten Severing, nach dem Wüten des «weisen» Terrors unter der Arbeiterbevölkerung ist die Spaltung der Arbeiterbewegung besiegelt. Und die Erinnerung an die Opfer der «Märzrevolution» wird zur nie versiegenden Quelle des Hasses auf die Partei der Eberts, Noskes und Severings.

Mit Alfred und seinen Brüdern Leo und Fritz, die ebenfalls nach Elberfeld ziehen, ist die Familie Steinhage in allen Kämpfen dieser Zeit präsent. Alfreds älterer Bruder Leo tritt 1923 als Sprecher bei Erwerbslosendemonstrationen auf, er ist einer der Agitatoren auf den mächtigen Erwerbslosenversammlungen, die Ende 1923 fast täglich in Plünderungen in Elberfeld und Barmen eskalieren.

Der Druck auf die proletarischen Familien, die vor allem von der Wirtschaftskrise und der Massenarbeitslosigkeit betroffen sind, steigt von Monat zu Monat. Alfred Steinhage und seine Frau Margarete sind mit ihrer kleinen Tochter, wie so viele andere Proletarier auch, auf ungesetzliche Geldbeschaffung angewiesen. Steinhage wird zweimal vor dem Landgericht wegen Eigentumsdelikten verurteilt. Für einen Betrug soll er drei Monate ins Gefängnis. Ein Diebstahl und Betrügereien mit amtlichen Formularen bringen ihn ein Jahr hinter Gitter.

Neben diesen «individuellen Aneignungsformen» wehren sich die proletarischen Familien auch kollektiv: Die Arbeiterfrauen kämpfen gegen die hohen Lebensmittelpreise mit selbstorganisierten sogenannten Kontrollausschüssen, die die Preise auf den Märkten überwachen. Geradezu massenhaft reagieren die hungernden Bewohner und Bewohnerinnen der proletarischen Viertel mit mehr oder minder spontanen Plünderungsaktionen, die nur durch Schusswaffeneinsatz der «blauen Polizei» gestoppt werden können.⁵ Viele Arbeiter sterben in diesen Monaten auf der Strasse.⁶

Ein Teil der Bewegung schliesst sich als Reaktion gegen die Polizeigewalt in Abwehrhundertschaften zusammen, die bewaffnete Aktionen planen und vereinzelt auch durchführen. Ein Dynamitattentat mit selbstgebastelten Handgranaten aus Konserven auf ein Polizeifahrzeug scheitert knapp, eine Waffenbeschaffungsaktion endet für einen Polizisten tödlich. Als Täter werden Mitglieder der Kommunistischen Partei verhaftet und zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt.⁷ Einen Eindruck, wie zugespitzt die Situation war, vermittelt ein Klebezettel, für den sogenannte «Rote Gesellen» verantwortlich zeichnen und der in Elberfeld verbreitet wurde: «Die Kapitalisten zwingen Euch zum Hunger und rauben Euch den Achtstundentag. Schlagt die Kapitalistenbrut nieder! Verprügelt die Werksdirektoren! Sucht sie in ihren Villen auf. Holt Euch die Schinken und Würste aus ihren Speisekammern. Klärt die Polizeibeamten auf. Schlagen sie, schlägt zweimal wieder. Seid zu allem bereit – handelt!» Vielschichtig sind die Kämpfe, die sich in den Jahren bis 1924 entfalten. Gegen den «Lohnraub» und für den Achtstundentag organisieren die Arbeiter machtvolle Streiks, die sie geschickt mit militanten Aktionen gegen Streikbrecher und Fabrikbesitzer kombinieren. Andere Aktivisten rauben für die Parteikasse Banken und Postämter aus.

Mit Fackeln, Pauken und Trompeten...

Spätestens nach der Niederlage des «Deutschen Oktober»⁸ 1923 stand die Revolution in Deutschland nicht mehr auf der Tagesordnung. Die Partei war zeitweise verboten, viele Aktivisten waren gefangen oder auf der Flucht. Langsam setzte eine wirtschaftliche Erholung ein, die die politische Situation und die Stimmung in der Arbeiterbevölkerung beruhigte. Die KPD kam sehr geschwächt aus ihrer Kampfzeit heraus, und ihr ging es in

der ersten Zeit vor allem darum, die Reihen der Partei wieder zu schliessen. Dazu gründete die Zentrale der KPD in Berlin einen parteinahen Kampf-bund, der die Nachfolge der verbotenen Arbeiterhundertschaften antreten sollte. Mit dieser legalen Organisation versuchte man, die Generation der Militanten, die Akteure der sozialen Kämpfe 1919-23 auch in «nichtrevolutionären Zeiten» an die KPD zu binden.

Der «Rote Frontkämpferbund» (RFB) mit seinen Uniformen und Fahnen, dem Gruss, dem Emblem, dem Fahneneid, den Spielmannszügen, mit Pfeifen, Trommeln und Schallmeien, dem Kommandoreglement muss anfangs in den Augen vieler Kommunisten, die das Militär aus guten Gründen hassten, eine starke Belastung gewesen sein.⁹ Innerhalb und ausserhalb der Partei gab es zahlreiche Stimmen, die die «Militärspielerei» scharf ablehnten.

Besonders entschieden war die Kritik aus den Reihen der linksradikalen Syndikalisten:

«Am 26.9. veranstaltete der Rote Frontkämpferbund Elberfeld einen Roten Tag. 80.000 «Soldaten der Revolution» sollten an diesem Tage die Kapitalisten und Staatsschmarotzer in Angst und Schrecken versetzen. Schon flüsterten sich die Arbeiter ins Ohr: ‚Am Sonntag geht’s los!‘ Als wir Syndikalisten den Arbeitern sagten, dass der Rummel nichts weiter ist als ein Fackel- und Paradezug mit Pauken und Trompeten, wollte man uns nicht recht glauben. Doch die Tatsachen sprachen für uns. Es wurde mit Fackeln, Pauken und Trompeten durch die Strassen gewackelt, zum Gaudium der Reaktion. Keinem Ausbeuter noch Henker des Proletariats wurde ein Haar gekrümmt.»¹⁰

Die Gründung eines Kampfbundes als «proletarische Kopie» des deutsch-nationalen «Stahlhelm» und sozialdemokratischen «Reichsbanner» war aus der Not geboren. Die Partei sah sich gezwungen, trotz antimilitaristischer Tradition, eine kommunistische Variante des sehr erfolgreichen «Reichsbanner» aufzubauen, weil ihnen nach der Verbotsphase 1923/24 die Mitglieder wegliefen. Nach dem Verbot der Arbeiterhundertschaften musste ein Ersatz her, der auch die radikalen und «gefühlsmässig» orientierten Kommunisten organisierte und an die Partei band.

Der politische Erfolg sollte den Befürwortern der «Militärspielerei» Recht geben. Der Rote Frontkämpferbund wurde zu einer wirklichen Massenorganisation. Er war reichsweit mindestens so mitgliedsstark wie die

Partei, deren Mobilisierungskraft er in den Zeiten der «wirtschaftlichen Stabilisierung» erheblich übertraf. Vor allem Jugendliche und junge Arbeiter und nicht so sehr – wie angestrebt – ehemalige Soldaten waren fasziniert vom militanten Aktivismus des RFB und traten in den Kampfbund ein. Die neugewonnenen RFBler zeigten aber zum Kummer der Partei in der Regel wenig Interesse an der politischen Alltagsarbeit und der ideologischen Schulung. Ruth Fischer wies noch 1925 auf diese Entwicklung hin: «Unsere Parteigenossen machen mit geradezu leidenschaftlicher Begeisterung Demonstrationen und Roten Frontkämpferbund. Warum? Weil sie sich damit vorspiegeln, dass sie an der Eroberung der Macht stehen, ohne die kleinste Organisationsarbeit zu leisten. Meine Überzeugung ist, dass der Demonstrationscharakter überwiegt, weil unsere Leute sich flüchten in diese Demonstrationen, um die tägliche Arbeit in den Gewerkschaften und Betrieben nicht machen zu müssen.»¹¹

Zum RFB kamen viele Parteilose, die gefühlsmässig der kommunistischen Bewegung verbunden waren, aber die Parteikämpfe nicht «ertragen» wollten. Gerade die Mitglieder, die den militanten Einsatz für die Partei schätzten, fühlten sich im RFB umso wohler, als die Partei 1924-29 ihre Richtungskämpfe aus trug. Sie wurden nicht so sehr Kommunisten aus politisch rationalen Gründen, ihr Zugang war vielmehr über die soziale Realität und das solidarische proletarische Milieu vermittelt und ganz wesentlich im Erleben der revolutionären und sozialen Kämpfe verwurzelt. Dadurch bauten sie eine starke emotionale Beziehung zur kommunistischen Bewegung auf.

In Barmen wird bereits Ende des Jahres 1924 eine Ortsgruppe des RFB gegründet, in der sich auch Elberfelder organisieren. Alfred Steinhage tritt dem Kampfbund bei und bringt seine militärische Erfahrung ein, die er im Weltkrieg und in den revolutionären Auseinandersetzungen der Nachkriegszeit gesammelt hat. Im September 1926 gründet sich im Rahmen einer Kundgebung auf dem Platz der Republik die Elberfelder Ortsgruppe. Steinhage wird zum Leiter ernannt und vollzieht die Fahnenweihe. Im Zuge der Umstrukturierung des RFB wird er Technischer Leiter in Elberfeld und damit verantwortlich für Wehrsport und Marschübungen. In dieser Zeit organisiert er mit Genossen aus Barmen und Remscheid grosse Wehrsportübungen an der Lennepertalsperre. Diese wohl organisierte «Militärspie-

lerei» kommt bei der Mitgliedschaft sehr gut an und ist ein nicht zu unterschätzender Faktor in der politischen Agitation der KPD.

Der Höhepunkt des Verbandslebens sind aber die regional organisierten «Roten Tage». Für sie werden aus dem ganzen Gaugebiet RFB-Einheiten in Uniform und mit Kapellen zusammengezogen, um eindrucksvoll aufzutreten und Stärke zu zeigen. An dem «Roten Tag» 1925 in Hagen beteiligt sich zum ersten Mal auch die neugegründete Elberfelder und Barmer Ortsgruppe. Schon bei diesem ersten grösseren öffentlichen Aufmarsch wird ihr von observierenden Kriminalbeamten mit sichtlicher Anerkennung «exakte militärische Führung, Kommandos und Wendungen» bescheinigt¹², was in den Augen der Polizei die militärische Gefährlichkeit des RFB beweist. Diese «Zackigkeit» ist die Handschrift Alfred Steinhages, der auf Disziplin und Ordnung grossen Wert legt, und ihm bei Freund und Feind den Namen der «Rote General von Elberfeld» einbringt.

Die «Militärspielerei» bleibt ein wichtiges Motiv, sich im RFB zu organisieren. Im Laufe der Zeit verändert sich aber das Tätigkeitsfeld. Die grossen Wehrsportübungen werden immer häufiger von der Polizei verhindert, und die Drohung des Innenministeriums, ein Verbot des RFB durchzusetzen, führt zu einem Rückgang der grossangelegten Militärübungen. Der RFB beteiligt sich jetzt an allen wesentlichen politischen Mobilisierungen und sozialen Kämpfen. Allein die Strafverfahren und polizeilichen Ermittlungen gegen Steinhages Person zeigen einen Querschnitt der Kämpfe:¹³ Steinhage und seine Rotfrontkämpfer sind in Elberfeld und Barmen schon relativ früh in die mitunter militante Konfrontation mit völkischen und nationalsozialistischen Gruppen verwickelt. Der RFB wird in dieser Zeit verstärkt zum «Werkzeug des Proletariats»: Er beteiligt sich an den Unterstützungskämpfen für Streikende und übernimmt dabei oft die Aufgabe der Einschüchterung und Bestrafung von Streikbrechern und Unternehmern und führt sogenannte «proletarische Abreibungen» durch. So wird aus einer seiner Demonstrationen heraus im Vorfeld eines Umzuges in Vohwinkel 1926 ein den Arbeitern verhasster Fabrikbesitzer im Auto angegriffen und verletzt. Die RFB-Leute sind auch diejenigen, die die sogenannten «Exmitierungen», die polizeilichen Wohnungsräumungen zahlungsunfähiger Mieter, handgreiflich verhindern.

Eine andere entscheidene Aufgabe des RFB sollte die «Bearbeitung» der Mitgliedschaft des sozialdemokratischen «Reichsbanners» sein. Dieser

Kampf um die Mehrheit der Arbeiterklasse war die Hauptlosung der Partei für den RFB, die aber in Elberfeld und Barmen kaum umgesetzt wurde. Schlägereien mit dem Reichsbanner waren nicht selten. Die Bundesleitung des RFB sah sich im September 1926 sogar in einem Rundschreiben gezwungen, die «Prügeltaktik» gegenüber dem «Reichsbanner» ausdrücklich als kontraproduktiv zu bezeichnen. Die Führung übersah dabei aber, dass die Spaltung der Arbeiterschaft schon zu diesem frühen Zeitpunkt an der Basis verankert und der Hass auf die Sozialdemokratie bei den Militanten des RFB weit verbreitet war.

Im Kampf gegen völkische oder faschistische Gruppen waren die Fronten andererseits klar: Hier halfen sich die Konkurrenzorganisationen mit grosser Selbstverständlichkeit.¹⁴ Die vielbeschworene Einheitsfront wurde aber nur für die kurze Phase wirksam, als es mit vereinten Kräften um die Enteignung der Fürstenhäuser ging.

Auch hier ist Alfred Steinhage mit seiner RFB-Einheit aktiv und agiert mit vergleichsweise phantasievollen und «modernen» politischen Mitteln. Er überrascht die Sicherheitsbehörden mit Demonstrationsvarianten, die Wuppertal noch nicht gesehen hat: Auf nächtlichen Umzügen setzt er beleuchtete Transparente ein und zeigt Stärke mit kommunistischen Autokonvois. Und mitten in der Kampagne für die Fürstenenteignung marschieren sie mit einem Sarg durch Wuppertal, an dem sie sichtbar eine Fürstenkrone befestigen und so in aller Öffentlichkeit das alte System zu Grabe tragen.

Die Palastrevolution

Nach den blutigen Zusammenstössen am 1. Mai 1929 in Berlin ist es aus mit der Parteiarmee der Kommunisten. Der RFB wird verboten, und viele Mitglieder verlieren ihre politische Heimat.

Zum Entsetzen der Mitgliedschaft reagiert die Bundesführung nur mit papierenen Resolutionen, das trotzige «Wir lassen uns nicht verbieten» findet keine praktische Umsetzung. Auch Alfred Steinhage und seine Ortsgruppe sind wie gelähmt und zugleich ungeheuer enttäuscht. Die «Macht der Hundertausend», die anlässlich der Reichstreffen in den Jahren zuvor an Ernst Thälmann vorbeizogen, setzt sich nicht in wirkliche Kampfkraft um. Fast nirgendwo regt sich Widerstand. In Elberfeld und Barmen gibt es nur ohnmächtige Demonstrationen mit jeweils 1'000 Teilnehmern, sonst pas-

siert nichts. Auch die KPD vermag politisch nicht dagegen zu halten. In dieser Situation kommt es in der Elberfelder KPD zum Ausbruch längst bestehender persönlicher und politischer Rivalitäten. Anfang Juni 1929 wird in einer Mitgliederversammlung zum ersten Mal öffentlich über einen «Fall Steinhage» diskutiert. Im Kern geht es um eine Gruppe um die Gebrüder Steinhage, die fast alle Mitglieder des jetzt verbotenen RFB waren. Sie sollen aus der Partei herausgedrängt werden. Der Zeitpunkt ist günstig. Durch das Verbot des RFB haben die Steinhages samt ihres Anhangs erheblich an Gewicht in der Partei verloren. Ohne ihre Hausmacht sind sie umso angreifbarer. Hintergrund der Auseinandersetzung sind nicht die offiziell genannten Gründe, z.B. Veruntreuung von Organisationsmaterialien, wie in der Parteipresse behauptet wird. Es geht in Wirklichkeit um eine politische Strömung, die nicht nur im RFB in Elberfeld verankert ist: Der Gruppe um Alfred Steinhage wird intern «individueller Terror» vorgeworfen; sie hätte bei Demonstrationen verstärkt zu Gewalttätigkeiten geneigt und wären treibende Kraft bei gewaltsamen Aktionen gegen Faschisten gewesen. Ein Wuppertaler Kommunist, der bei der fraglichen Sitzung dabei war, erinnert sich nach 65 Jahren noch sehr lebhaft: «Die Steinhages haben unserer Partei geschadet. Wenn sie am Rande von Demonstrationen Geschäfte plünderten, fiel es auf unsere Partei zurück. Deswegen haben wir sie ausgeschlossen.»

Was sich in Elberfeld parteiintern abspielte, hatte seine Entsprechung in vielen Städten und wiederholte sich in Wellen bis zur Machtergreifung der Nazis. Die KPD hatte zu allen Zeiten mit militanten, «putschistischen» Elementen zu kämpfen. Diese Strömungen blieben allen Austritts- und Säubergswellen zum Trotz immer eine feste Grösse in der KPD. Die Versuche der KPD-Führung, 1931 mit der Resolution zum «individuellen Terror» die Militanz einzudämmen, führten zu nichts.¹⁵ Die wachsende Militanz gegen die Nazis und in Auseinandersetzungen mit den Sicherheitskräften verstärkte sich mit der zunehmend explosiven innenpolitischen Situation. Sowohl im alten, später illegalen RFB, als auch in der Kommunistischen Jugend und im neu entstandenen «Kampfbund gegen den Faschismus» gab es diese militanten Strömungen, deren Parole «Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trifft», keine Theorieübernahme von oben, sondern gelebte politische Überzeugung und politische Praxis war.

Umso mehr entwickeln sich die Ereignisse in Elberfeld zu einer tiefen und scharfen Krise in der KPD. Dem drohenden Ausschluss kommen Alfred und Leo Steinhage, Otto Hessler und Otto Raschpichler selbstbewusst zuvor. Am 22. Juni 1929 vollziehen sie von sich aus den Bruch mit der Partei und gründen im Lokal Kramer eine neue Organisation mit dem merkwürdig klingenden Namen «Verein proletarischer Gesinnungsfreunde». Ungefähr 50 Leute treten an diesem Abend über. Die sozialdemokratische Freie Presse triumphiert und titelt am nächsten Morgen hämisch von der «Palastrevolution in der Elberfelder KPD». Die kommunistische «Freiheit» diffamiert die «Gesinnungsfreunde» als ein «kleines Grüppchen unlauterer Elemente, (...) als Vereinigung von Gesinnungslumpen, die auf unlautere Art sich Organisationsmaterial verschafft haben, mühsam von den Groschen der Arbeiterschaft zusammengetragen. (...) Auf der erwähnten Feier wirkte auch ein Arbeitermusikkorps ‚Freiheit‘ mit. Auch diese Musik kann für die organisierte Arbeiterschaft nicht in Frage kommen, weil die führenden Persönlichkeiten bewiesen haben, dass an ihren Fingern ‚Klebstoff‘ haftet. Wir warnen vor diesen Gesellen.»

Der entscheidende Verlust für die KPD ist aber der Übertritt der meisten Mitglieder der RFB-Kapelle. Unter dem Namen «Freiheit» wird sie Mittelpunkt der Agitation der neuen politischen Gruppierung. Die KPD dagegen steht in Elberfeld ohne Kapelle da, was einen enormen Prestigeverlust für die sonst in Wuppertal starke Partei bedeutete; sie musste eine Zeitlang auf «Trompeten, Hörner und Kampfmusik» verzichten.

Steinhage und seine politischen Freunde setzen dagegen «ihre» Kapelle zum Ärger der KPD bei zahlreichen politischen Anlässen ein. Schon am 16. Juli 1929 tauchen sie bei einer kommunistischen Demonstration zur Verteidigung der Sowjetunion mit der «der Arbeiterschaft gestohlenen Hornkapelle» auf, wie die KPD erbost feststellen muss. Auch in den Jahren danach ist die Kapelle bei allen wichtigen Demonstrationen in Wuppertal präsent und immer wieder Ärgernis für die «Parteikommunisten», die diese «Schmach» den «Steinhages» nie vergessen werden.

Auch die politische Polizei beobachtet die Spaltung der KPD aufmerksam. Einerseits hält die Abteilung LA, zuständig für die Bekämpfung der kommunistischen Bewegung, die Neugründung monatelang noch für eine getarnte Fortführung des verbotenen Rotfrontkämpferbunds. Andererseits

ist die Tatsache, dass so eine grosse Gruppe langjähriger Parteimitglieder aus der KPD austritt, für die politische Polizei eine «politische Sensation».

Der Polizeikommissar Fritz Breer¹⁶ von der Abteilung LA lässt es sich deshalb nicht nehmen, den «Spaltern der kommunistischen Partei» einen Blumenstrauss zur Gründungsfeier vorbeizubringen. Auch das sorgt für Aufregung, denn seit diesem Blumengeschenk bezichtigt die KPD die «Proletarischen Gesinnungsfreunde» der Zusammenarbeit mit der politischen Polizei und denunziert sie nach Kräften als bezahlte Polizeispitzel.¹⁷

Gegen die Vorwürfe in der kommunistischen «Freiheit» versucht die Steinhagegruppe sich mit Flugblättern und einer eigenen Zeitung zu wehren. Recht hilflos beteuern sie, dass sie weiterhin auf dem Boden der Beschlüsse des VI. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale stünden: «Klassengenossen, es ist nicht wahr, wenn man behauptet, wir seien aus der KPD ausgeschlossen, sondern wahr ist, dass wir mit 50 Genossen freiwillig aus der KPD austraten, weil wir es mit unserem proletarischen Gewissen nicht vereinbaren können, uns einer korrupten Führerschaft zu unterstellen, deren ganze politische und organisatorische Einstellung den marxistischen und leninistischen Grundsätzen, zu denen wir uns nach wie vor bekennen, für die wir kämpften und jederzeit zu kämpfen bereit sind, Hohn sprechen!»

Nach aussen tritt die KPD entschlossen auf. Sie prophezeit in der «Freiheit» vom 17. August 1929: «Es ist eben das Schicksal aller Renegaten, langsam aber sicher hinabzugleiten in einen Sumpf, aus dem es kein Entrinnen gibt. Es ist nun schon so oft bestätigt, dass alle Absplitterungen von der bolschewistischen Partei zum Tode verurteilt sind.»

Die neue Formation sucht schnell den politischen Anschluss an andere linke Gruppen und Gewerkschaften. Ihr erster Kontakt gilt der kleinen Gruppe der «Kommunistischen Partei-Opposition» (KPO) in Wuppertal um Wilhelm Holthausen. Die KPO lädt am 11. August 1929 zu einer Veranstaltung mit Brandler, dem ausgeschlossenen ehemaligen KPD-Führer im Sportheim in der Elberfelder Nordstadt. Auch die Proletarischen Gesinnungsfreunde sind vertreten, ein Teil von ihnen organisiert den Schutz der Veranstaltung und wartet mit einem Kommando in der Nähe auf eine Störaktion der KPD. Die anderen beteiligen sich an der Diskussion und verabreden eine Arbeitsgemeinschaft mit der KPO. Die «Freiheit» schäumt am

nächsten Tag vor Wut. Die Veranstaltung mit dem «ausgeschlossenen rechten Liquidator» Brandler scheint die KPD zu treffen, sie tobten: «Also Arbeitsgemeinschaft mit den konterrevolutionären Elementen, die von der Kommunistischen Partei zum Teufel gejagt wurden, auf der einen Seite, treue Kampfgemeinschaft mit der politischen Polizei im Kampfe gegen die revolutionäre Arbeiterbewegung auf der anderen Seite. Das ist die Plattform der ‚proletarischen Gesinnungsfreundes und wer wagt da noch zu behaupten, dass das keine Gesinnungslumperei sei!«

Die Antwort auf diese Hetze bleibt nicht aus. Das lassen sich die «Steinhages» nicht bieten. Sie organisieren für die nächste grössere KPD-Veranstaltung in Elberfeld ein Rollkommando, dass die betreffenden Funktionäre und «Schmierfinken» der «Freiheit» überfallen soll. Die in den Strassenkämpfen der zwanziger Jahre erprobte Truppe um Alfred Steinhage platzt mit den Worten «wir suchen jemanden» in eine Versammlung der «Roten Hilfe»¹⁸, anschliessend werden einige Funktionäre von dem «Steinhageschen Rollkommando» in RFB-Manier abgefangen. Der «Sieg» über die Parteikommunisten wird dann am Rommelspütt im Gasthaus Renner bis in die Nacht gefeiert.

Der Austritt der Steinhagegruppe schlägt Wellen bis nach Berlin. Als die Gruppe unter der Federführung von Leo Steinhage eine eigene Zeitung mit dem programmatischen Titel «Der Partisane» herausgibt, wird die «Palastrevolution» in Elberfeld auch beim Zentralkomitee in Berlin zur Kenntnis genommen. Ein Vertreter des ZK, der gerade in Wuppertal die Misere der kommunistischen Presse untersuchen soll, schreibt am 16. Oktober 1929 an den Genossen Schneller im ZK einen besorgten Brief: «Ich habe auch hier in Elberfeld und Barmen einige Tage gearbeitet, (...) da hier von allen möglichen Gegnern unheimlich gegen unsere Zeitung gearbeitet wurde und noch gearbeitet wird. Ich füge Dir z.B. eine Zeitung bei, die hier von einer Gruppe Ausgeschlossener herausgegeben wird. Das so ein Wisch überhaupt rauskommt, ist schon an sich ein starkes Stück, aber diese Leute arbeiten ganz intensiv auch in Bezug auf Inserate und wenn sie auch selber nicht viel herausholen, so schaden sie uns durch ihre Verleumdungen.»¹⁹

1932 schliessen sich der Verein proletarischer Gesinnungsfreunde mit der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAPD), der KPO und der anarchosyndikalistischen Freien Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) zu einer «Kampfgemeinschaft gegen Faschismus und Reaktion» zusammen. Ziel dieser

Kampfgemeinschaft ist es, «in der Periode der faschistischen Gefahr über Partei- und Organisationsschranken hinweg die proletarischen Klasseninteressen in den Vordergrund zu stellen.»²⁰ So können die einzelnen Gruppen, die für sich allein zu klein und unbedeutend im Vergleich zu den Giganten SPD und KPD waren, zusammen mehr politisches Gewicht erlangen. Vorläufer dieser Arbeitsgemeinschaft sind Bündnisse zum 1. Mai, die ein noch breiteres Spektrum wie die Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands (KAPD), Freidenker und kleine Gewerkschaftsgruppen organisieren können. Ihre Versuche, sich als eigenständige Blöcke bei Mai-Demonstrationen durchzusetzen, werden aber meist handgreiflich von den Ordnern der KPD zunichte gemacht. Für die direkte Konfrontation sind auch alle kleinen Gruppen zusammen gegenüber der starken KPD viel zu schwach. Die Zeiten der aggressiven Attacken auf die KPD sind vorbei. Ausserdem beginnt in Wuppertal zumindest an der Basis der verschiedenen Organisationen das Bewusstsein zu wachsen, dass man den Nazis nicht die Strassen überlassen sollte und deshalb einen gemeinsamen Abwehrkampf gegen die faschistische Gefahr organisieren müsse.

Der Rommelspütt

Die «Partisanen», wie sie nach ihrer Zeitung genannt wurden, haben ihr Verkehrslokal zunächst in der Kneipe von Johann Renner am Rommelspütt. Neben dieser Kneipe macht Alfred Steinhage eine kleine Stehbierhalle auf, mit der er seinen Lebensunterhalt bestreiten will. Diese Stehbierhalle und das Lokal Renner werden in den nächsten Jahren zum Ausgangspunkt vieler antifaschistischer Aktionen. Der Rommelspütt ist das Tor zur Stadt, verruchter Ort und Kampfplatz zugleich. Er ist eine Mischung aus Amüsierkneipen, bordellähnlichen Etablissements und Verkehrslokalen der Arbeiterbewegung. Hier trifft sich das gesamte proletarische Milieu, die Parteikommunisten, die Funktionäre des «Kampfbundes gegen den Faschismus» und des kommunistischen Jugendverbandes ebenso wie die KPD-Dissidenten um den zum Wirt avancierten Alfred Steinhage. Hier treffen sich eine ganze Anzahl kleiner und grosser Diebe, Zuhälter mit «ihren» Mädchen und viele Jugendliche, die dieser «verrufene» Ort magisch anzieht. Rechts und links auf den Höhen erstrecken sich die Viertel der Arbeiterfamilien. Besonders

am Paradeberg wohnen die Ärmsten der Armen, und genau hier ist auch die «sündige Meile» von Elberfeld mit kleinen Bordellen und Zuhälterkneipen.

Die wachsende Not und der Hunger in immer grösseren Teilen der Arbeiterbevölkerung führen ab 1931 zu sozialen Explosionen. Es brechen wieder Erwerbslosenunruhen aus, die Wohlfahrtsämter werden gestürmt. Im Juni 1931 kommt es zu tagelangen Hungerunruhen und Barrikadenkämpfen auf dem Paradeberg. Nur mühsam und unter Einsatz von Panzern und auswärtiger Polizei können die Unruhen erstickt werden. Auf den Barrikaden stehen – in bunter Mischung – Jungkommunisten, Anwohner und Alfred Steinhages Kneipenbesucher. Immer wieder kommt es im Bereich Rommelspütt zu Plünderungen. Menschen, die hungern, dringen in Metzgereien und Bäckereien ein und beschlagnahmen, was sie zum Leben brauchen. Hinter diesen Aktionen stehen in der Regel keine bestimmten Parteien oder Gruppierungen. Im Gegenteil: Auf der Strasse entwickeln sich spontan jenseits der Parteilinie erstaunliche Aktionsbündnisse, an denen natürlich auch die «Partisanen» beteiligt sind.

Der ehemalige Funktionär der KPD, Werner Eggerath hat diesen Zuständen am Rommelspütt in seinem Roman «Die Stadt im Tal» noch 1952 ein paar Zeilen gewidmet: «Auf der kleinen Klotzbahn ist geplündert worden. Mehrere Schaufenster – meist von kleinen Geschäften – sind zertrümmert worden, aber nicht von Arbeitern. Eine Gruppe ist aus der Richtung Rommelspütt gekommen, hat die Scheiben eingeschlagen, die Auslagen durcheinandergeschmissen, und ist nach ein paar Minuten wieder verschwunden. (...) Da haben wir die Provokation! Vom Rommelspütt – die Sache ist klar. Es ist gut, dass wir die Bande nicht aus den Augen gelassen haben. Heute nachmittag war Blumenbreer von der LA lange da. (...) Also jetzt spannt man die Troztkisten ein. Sie sollen Provokationen durchführen, sollen die Geschäftsleute gegen uns hetzen und die Erwerbslosen diskreditieren.»²¹ Diese Zeilen zeigen, wie sich die KPD nach aussen von den Menschen, die plünderten, distanziert und sie als Troztkisten und Provokateure diffamiert. Intern aber konnte der Parteileitung nicht entgangen sein, dass sich ihre Basis und vor allem ihre Parteijugend aktiv an den Plünderungen beteiligte.²²

Der Rommelspütt ist auch in ruhigeren Zeiten der Schauplatz der meisten Auseinandersetzungen mit der immer stärker werdenden Nazibewe-

gung in Wuppertal. «Hier war immer was los», berichteten Jungkommunisten, die nach ihren Sitzungen regelmässig zum Rommelspütt kommen und sich treffen, um gemeinsam mit dem Milieu vom Rommelspütt den «Tepich aufzurollen». So nennen die Antifaschisten ihre Angriffe auf die Nazi-lokale in der nahen Poststasse.

In der gesamten Zeit bis zur Machtergreifung beteiligen sich die «Partisanen» allein oder im Bündnis mit anderen linken Gruppen an militanten Massenaktionen gegen die NSDAP und SA. Sie sind selbstverständlich auch bei den Selbstverteidigungsmassnahmen gegen Naziüberfälle in den Arbeitervierteln und bei den Aktionen gegen den Goebbelsbesuch Juli 1932 in Wuppertal dabei. So weit geht selbst die Ausgrenzung der KPD nicht – und sie wäre wohl auch nicht durchsetzbar.

Die Nazis an der Macht. –

«Für Kommunisten-Weiber gibt es keine Unterstützung»

Die Machtergreifung der Nazis am 30. Januar 1933 wurde von den meisten Antifaschisten und Antifaschistinnen nicht als massiver politischer Einschnitt erlebt. Das politische Leben ging erst wie gewohnt weiter. Wuppertal sah sogar noch an diesem 30. Januar eine machtvolle Demonstration der Antifaschisten, während in Berlin schon die Kolonnen der SA marschierten. Der Versuch der KPD, in Wuppertal allein mit Flugblättern den Generalstreik auszulösen, scheiterte. Die ersten Verfolgungsmassnahmen setzten am 2. Februar 1933 ein. Die kommunistische Presse und die Veranstaltungen der Partei wurden verboten, die SA wurde in Preussen zur Hilfspolizei ernannt und, mit der Schiesserlaubnis versehen, auch in Wuppertals Strassen eingesetzt. Aber auch das war für «Weimarer Zeiten» nichts ungewöhnliches. Für Wahlkampfzeiten blieb es im Vergleich zu den Jahren vorher sogar relativ ruhig. Alle Parteien einschliesslich der KPD begannen fieberhaft mit dem Wahlkampf vorbereitungen für die anstehende Reichstagswahl.

Als aber der Reichstag brannte, schlugen die neuen Machthaber zu: Nach vorbereiteten Listen wurden vor allem kommunistische Funktionäre von der SA verschleppt und in «Schutzhaft» genommen. Kurze Zeit später eröffnete die SA in der Kemna eines der ersten Konzentrationslager in Deutschland. Nur wenige Funktionäre entgingen der Verhaftung und konnten ins Ausland fliehen.

Seit dem 30. Januar 1933 führt die SA regelmässig Razzien bei Steinhages und bei Renner durch. Nach dem Reichstagsbrand sind die Aktivisten der Steinhagegruppe aber nicht unter den Ersten, die sie verhaften. Sie sind nicht mehr die «erste Garnitur» der Wuppertaler Kommunisten. Aber die Wuppertaler SA wird «losgelassen» und beginnt systematisch alte Rechnungen mit dem politischen Gegner zu begleichen. August Puppe und sein SA-Sturm holen sich ihre Opfer am helllichten Tag. Über 30 Todesfälle zählen später die Justizbehörden. Ganz in der Nähe vom Rommelspütt erschossen die Mörder von der SA das jüdische Reichsbannermitglied Oskar Lauffer und den vom Paradeberg Stammendenjungkommunisten Erwin Kraehkamp. Die Autos der SA und SS halten in diesen Nächten vor den Häusern kommunistischer Aktivisten. Aus den «roten Vierteln» werden Menschen abgeholt, die Tage später bestialisch ermordet in Waldgebieten, auf Müllkippen und in Baggerseen wiedergefunden werden. Am 24. Juni 1933 holen sie sich ihren «alten Feind», Alfred Steinhage für einen Tag in den SA-Folterkeller. Dort wird er schwer misshandelt, und in seiner Verzweiflung und in der Angst um sein Leben beschliesst er, unmittelbar am nächsten Tag aus Wuppertal zu verschwinden. Sein Ziel ist das Saarland, wo schon so viele (Ex-) Genossen vor Verhaftung und Folter Zuflucht gesucht haben. Nur wenige Tage später besetzt die SS die Kneipe, August Puppe und andere Schläger demolieren die Inneneinrichtung und schlagen Margarete Steinhage die Schneidezähne aus, die 12jährige Tochter Erika steht verängstigt dabei. Mit herausgezogenem Revolver zwingen August Puppe und Standartenführer Schumann anschliessend den Kneipenbesitzer Johann Renner zur Konzessionsübergabe an Puppes Freundin Kläre Härtl. August Puppe gelingt es so, seiner Freundin die Kneipe zuzuschancen.²³ Margarete Steinhage versucht mit ihrer Tochter Erika nach diesen Ereignissen so schnell wie möglich ins Saarland zu flüchten. In Wuppertal sieht sie für sich und ihre Tochter keine Lebensperspektive. Sie werden weiter fast täglich von der SA belästigt und bedroht. Als Frau des «berühmten Kommunisten Steinhage» wird ihr auch die ihr zustehende finanzielle Unterstützung des Gastwirteverbandes mit der Begründung vorenthalten: «Für Kommunistenweiber haben wir keine Unterstützung.» Im September endlich reisen sie.

Die SS fahndet inzwischen verstärkt nach Alfred Steinhage, dem sie vorwirft, Drahtzieher verschiedener Angriffe auf Nationalsozialisten zu sein.

In seiner Gestapoakte beschuldigen sie ihn der Mitgliedschaft in sogenannten Terrorgruppen. «Auf sein Konto soll eine ganze Zahl Misshandlungen von Nationalsozialisten zu setzen sein.»²⁴ Auf der Suche nach ihm stossen sie bei seinen Eltern auf sämtliche Instrumente der RFB-Kapelle, die er dort deponiert hat. Die «der Partei gestohlene Kapelle» wechselt endgültig den Besitzer.

Im Saarland angekommen wendet sich Alfred Steinhage zusammen mit drei weiteren Wuppertalern, Wilhelm Holthausen, August Lange und Walter Höwer an die Flüchtlingsberatungsstelle der Saarländischen «Friedensgesellschaft und Liga für Menschenrechte» in Saarbrücken. In einem gemeinsamen Protokoll berichten sie von der Verfolgung, der sie ausgesetzt waren, und von der Widerstandstätigkeit in Wuppertal. Die drei Wuppertaler sind alte Genossen von Steinhage, sie spiegeln genau das politische Spektrum wider, für das die «Kampfgemeinschaft gegen Faschismus und Reaktion» gestanden hat. Wilhelm Holthausen z.B. ist Funktionär in der KPO und Vorsitzender der Wuppertaler Ortsgruppe der «Internationalen Hilfsvereinigung» und Mitglied im Industrieverband des Baugewerbes. August Lange ist militanter Kommunist, der keine Auseinandersetzung mit Faschisten scheut und aus dem Milieu vom Rommelspütt kommt. Die Nazis zählen später bei seiner Einlieferung 15 Vorstrafen wegen Diebstahl. Diese Vorstrafen und der Verdacht, den «Terrorgruppen» angehört zu haben, bringen ihm insgesamt 10 Jahre KZ ein.

In dem gemeinsamen Protokoll, das nach der Saarabstimmung am 16. Januar 1935 in die Hände der Gestapo fällt, bekennen sie sich vor der Flüchtlingsberatungsstelle freimütig zu ihrer politischen Arbeit gegen die Nazis: «Die Obengenannten waren Mitglieder mehrerer antifaschistischer Organisationen und hatten als solche die Betreuung politischer Gefangener übernommen. Sie hatten sich mit verschiedenen anderen Organisationen zusammengeschlossen und sich aktiv an Abwehrkämpfen bei nationalsozialistischen Überfällen beteiligt. Da die SA bei diesen Überfällen dauernd mit Verletzten heimgeschickt worden ist, wurde die Leitung dieser Kampfgemeinschaft gesucht, um in einem Konzentrationslager untergebracht zu werden. Durch Verrat sind der SA-Leitung jetzt die Namen der Leitung der Kampfgemeinschaft bekannt geworden. Leider wurden sie zu spät gewarnt, so dass zwei von der Leitung nachts heimtückisch ermordet wurden. Die Übrigen mussten sofort Deutschland verlassen.»

Alfred Steinhage findet Aufnahme bei einer «marxistisch» orientierten Familie in Saarbrücken, wie später die Gestapo minutiös recherchierte. Die kleine Wohnung wird wie von selbst zur Anlaufstelle für Wuppertaler Emigranten. Und es sind nicht wenige, die in diesen Monaten im Saarland erste Exilstation machen und Rat und Hilfe suchen. Neben dem politischen Austausch stehen dabei vor allem die Fragen nach den elementaren Bedürfnissen im Vordergrund: Wer kann Unterkunft und Arbeit besorgen, wie können die in Deutschland Zurückgelassenen unterstützt werden?

Alfred Steinhage und seine Familie, die seit September wieder zusammen sind, werden von einer sozialdemokratisch ausgerichteten Beratungsstelle finanziell unterstützt. Aber das wenige Geld kann die Familie nicht ernähren. Margarete Steinhage versucht als Verkäuferin zu arbeiten. Alfred Steinhage verteilt ab und zu für eine kleine Druckerei Werbezettel. Die Lebenssituation der Wuppertaler Kolonie ist katastrophal. Steinhage und seine Genossen befinden sich als Angehörige von Splittergruppen und als «Disidenten» in zweifacher Hinsicht in der Emigration: Fern der Heimat tragen sie auch im Exil das Stigma des «Renegaten» und können deswegen auch nicht von den Exilstrukturen der KPD oder SPD profitieren. Diese doppelte Isolation ist nur schwer zu ertragen und bringt manchen noch so «starken» Funktionär zur Verzweiflung.

Nach der für die Linke verlorengegangenen Saarabstimmung zählen Verbindungen und Kontakte umso mehr. Steinhage ist aber als erklärter Feind der Kommunistischen Partei «abgehängt» und auf sich allein gestellt. Hals über Kopf müssen die Steinhages weiter nach Frankreich fliehen. Dort leben sie ohne Einbindung in eine starke Organisation noch gefährdeter. Die Anerkennung als politische Flüchtlinge ist sehr stark reglementiert. Die Illegalen werden von der französischen Fremdenpolizei regelrecht gejagt, und wenn man sie aufspürt, werden sie in vielen Fällen den deutschen Behörden ausgeliefert. Auch die Steinhages haben keine Chance, eine Aufenthaltsbescheinigung zu erlangen. Auch sie gehen den französischen Behörden ins Netz, als Margarete Steinhage bei einer Kontrolle an ihrem Arbeitsplatz keine Arbeitspapiere vorlegen kann. Sie werden ausgewiesen, haben aber das Glück, dass sie nicht direkt der deutschen Grenzpolizei übergeben werden.

Neun Tage können sich die Steinhages ohne Hilfe ausserhalb von Wuppertal verstecken. Dann beschliessen sie in ihrer Verzweiflung, nach Wup-

pertal zurückzugehen. «Dir» Wuppertal ist nicht mehr wiederzuerkennen. Die Gefängnisse sind überfüllt, der Widerstand scheint geschlagen. Seit Januar 1935 ist das Gestapo-Sonderkommando Wecke aus Berlin im Einsatz. Bei tagelangen Grossrazzien haben sie 1'200 Arbeiter und Arbeiterinnen verhaftet. Über die «roten Viertel» legt sich eine bleierne Stimmung. Die Köpfe und Herzen der Menschen sind voller Angst, Misstrauen und Machtlosigkeit.

Am 9 März. 1935 ist Alfred Steinhages Flucht zu Ende. Wohin soll er auch gehen? Der «Rote General von Elberfeld» stellt sich der Wuppertaler Gestapo.

Die meisten Informationen über das Leben von Alfred Steinhage sind aus der Gestapo-Akte, HStAD, RW 58, Nr. 25415, und aus der Wiedergutmachungsakte der Eheleute Steinhage entnommen. Weitere Hinweise entnahm ich den umfangreichen Aktenbeständen zum RFB im HStAD, Akten der Regierung Düsseldorf, Politische Berichte, 16975-16979. Des Weiteren bezieht sich dieser Beitrag auf eine Auswertung der Arbeiterpresse von 1929-33.

- 1 Wilhelm Grimm (1901-1962) überlebte Esternwegen. Die Nazis schleppten ihn bis 1945 durch die KZ des Grossdeutschen Reiches, am 2. Mai 1945 wurde er aus dem KZ Neuengamme von den Alliierten befreit. Sein Genosse Walter Schmalenberg, der 1932 zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, starb 1939 im KZ. Vgl. Wiedergutmachungsakte Wilhelm Grimm, Stadtarchiv Wuppertal, Nr. 11355.
- 2 Neue Front, 3 (1935), Nr. 16, S. 2.
- 3 Albert Norden: In Aktion für das sozialistische Vaterland, Berlin 1969. Albert Norden, Jahrgang 1904, ging später in die DDR und wurde u.a. Mitglied des Politbüros des Zentralkomitees der SED.
- 4 Stadtarchiv Wuppertal, Wiedergutmachungsakte Margarete Steinhage, Nr. 76475.
- 5 Die «blaue» Polizei war die kasernierte Sicherheitspolizei, die gegen «innere Unruhen» eingesetzt wurde.
- 6 Siehe auch: Uwe Eckardt: Anmerkungen zur Geschichte Barmens und Elberfelds im Jahre 1923. In: Hermann de Buhr / Heinrich Küppers / Volkmar Wittmütz (Hg.): Die Bergischen, «ein Volk von zugespitzter Reflexion». Festschrift für Karl-Hermann Beeck, Wuppertal 1992, S. 152-175. Weiterhin die umfangreichen Prozessakten des Landgerichts Elberfeld sowie HStAD, Regierung Düsseldorf, Politische Berichte 17094.
- 7 Siehe weiter: Gestapo-Akten von Otto Elbers und Otto Zins, HStAD, RW 58, Nr. 2936 und RW 58, Nr. 10132.
- 8 Der «deutsche Oktober» war der Aufstandsversuch der deutschen Kommunisten 1923. In letzter Minute wurde der Revolutionsversuch von der Parteispitze abge sagt und die Aufstandsvorbereitungen gestoppt. Nur nach Hamburg kam der Kurrier nicht rechtzeitig, die Hamburger Kampforganisation der KPD löste einen be-

- waffneten Aufstand aus, der unter hohen Verlusten auf Seiten der Kommunisten schnell von der Reichswehr und der Polizei niedergeschlagen werden konnte. Nach den Ereignissen wurde die KPD reichsweit verboten.
- 9 Kurt G.P. Schuster: Der Rote Frontkämpferbund 1924-1929, Düsseldorf 1975, S. 41ff.
 - 10 Der Syndikalist, 8 (1926), Nr. 46.
 - 11 Brief der Exekutive der KI an alle Organisationen und die Mitglieder der KPD, sog. «Offener Brief gegen die Linke in der KPD». In: «Rote Fahne» vom 1. September 1925.
 - 12 HStAD, Regierung Düsseldorf, Politische Berichte Nr. 16976.
 - 13 HStAD, Regierung Düsseldorf, Politische Berichte Nr. 16977, Bl.73, Bl. 405.
 - 14 Im Juni 1926 kam es z.B. zu einer Auseinandersetzung des Reichsbanners mit Nationalsozialisten, in deren Verlauf die Reichsbanner-Fahne von den Nazis weggerissen werden konnte. Laut KPD-Presse eroberten RFB-Angehörige die Fahne wieder zurück.
 - 15 Die Resolution gegen den «Individualterror» wendete sich «gegen die Anwendung von Einzelterror gegen Faschisten, (...) die Durchführung sinnloser Einzelaktionen und bewaffneter Einzelüberfälle, (...) abenteuerliche Spielereien mit Sprengstoff.» Anstelle des «individuellen Terrors» versuchte die Partei auf den «organisierten Massenkampf» zu orientieren; Ziel war, den Kampf gegen die Nazis so zu organisieren, dass möglichst viele Menschen daran beteiligt werden. Erfolgreich angewandt wurde die Strategie des «roten Massenselbstschutzes» beim Goebbelsbesuch 1932. Siehe dazu: Eve Rosenhaft: Die KPD der Weimarer Republik und das Problem des Terrors in der «dritten Periode» 1929-1933. In: Wolfgang J. Mommsen / Gerhard Hirschfeld (Hg.): Sozialprotest, Gewalt, Terror. Gewaltanwendung durch politische und gesellschaftliche Randgruppen im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1982, S. 418.ff.
 - 16 Fritz Breer, Beamter der politischen Polizei in Wuppertal, nach dem 30. Januar 1933 trat er in die Dienste der Nazis. Dort hat er sich im KZ Kemna an Folterungen und Misshandlungen beteiligt. Er ist nach dem Krieg im grossen Kemnverfahren zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Siehe weiter: Karl Ibach: Kemna. Wuppertaler Konzentrationslager 1933-1934, Wuppertal 1981. S. 97.
 - 17 Der Kriminalbeamte Breer hiess seitdem bei kommunistisch orientierten Menschen nur noch Blumen-Breer, auf Demonstrationen schallten ihm regelmässig Sprechchöre wie z.B. «Blumen-Breer, hier gibts nichts zu verdienen», entgegen.
 - 18 Die Rote Hilfe war die KPD-nahe Hilfsorganisation für politische Gefangene.
 - 19 SAPMO, ZPA13/20/17.
 - 20 Der Syndikalist, 14 (1932), Nr. 14.
 - 21 Werner Eggerath: Die Stadt im Tal, Berlin 1952. S. 138f.
 - 22 Johann Renner als Trotzlisten zu bezeichnen, ist falsch. Renner war nur der Besitzer der beiden Kneipen, politisch war er indifferent und «brachte jeden Tag die Groschen der Arbeiter zur Bank». Trotzlistische Gruppen in Wuppertal sind in dieser Zeit nicht festzustellen. Die «Partisanen» waren nicht trotzlistisch orientiert. Die Bezeichnung «Trotzkist» war aber gängige Diffamierungsformel der KPD.

- 23 Siehe auch: Ullrich Klein: «Mekka des deutschen Sozialismus» oder «Kloake der Bewegung»: In: Klaus Goebel (Hg.): Über allem die Partei, Wuppertal 1987, S. 105-149. Die Verfolgung beschränkte sich nicht nur auf politische Gegner, sondern diente auch der Austragung privater Konflikte und der Erlangung persönlicher Vorteile. August Puppe und seine Freundin Härtl waren ebenfalls mit dem Wuppertaler Zuhältermilieu geschäftlich verbunden.
- 24 Gestapo-Akte Alfred Steinhage, HSTAD, RW 58, Nr. 25415.



*Rheinische Anarchistinnen im Jahr 1912 – von einem Spitzel angenommen.
Steinacker als erster von rechts mit der Nr. 12, Frau Steinacker mit der Nr. 9.*

Dieter Nelles

EIN LEHRER DES WIDERSTANDS.

HERMANN STEINACKER

Vor 50 Jahren, am 14. April 1944, wurde der Wuppertaler Anarchosyndikalist Hermann Steinacker im KZ Mauthausen ermordet. «Er hatte Kupfervitriol gespritzt bekommen und wusste, dass er an dem Tag dran war», berichtete nach dem Kriege ein Mithäftling seiner Tochter. Steinacker sei «am 14. 4. um 7.30 Uhr an Bronchopneumonie im Lager verstorben», eine «Leichenbesichtigung nicht gestattet», teilte die KZ-Verwaltung «offiziell» der Gestapoleitstelle in Düsseldorf mit.¹

Steinacker war mit kurzer Unterbrechung seit Oktober 1934 in den Zuchthäusern Lüttringhausen und Münster inhaftiert. August Benner, der bis 1941 zusammen mit Steinacker im Zuchthaus Münster sass, schrieb nach dem Kriege: «Fest und unbeirrbar glaubte unser Kamerad immer an den Zusammenbruch des Naziregimes. Ruhig, ja humorvoll ertrug er seine Haft im Zuchthaus zu Münster.»²

Moralisch und geistig ungebrochen hatten Folter und Haft den damals 73jährigen Steinacker jedoch körperlich so geschwächt, dass er keine Treppen mehr steigen konnte. Deshalb trugen ihn seine Kameraden jeden Morgen von seiner Zelle in den Arbeitssaal im ersten Stock des Zuchthauses. Als er eines Tages während der Arbeit einschief, war damit sein Todesurteil gefällt. Die Wärter machten darüber eine Meldung, und der Zuchthausdirektor informierte die Gestapo Düsseldorf. In deren Augen galt der arbeitsunfähige Häftling als unwertes Leben und wurde deshalb im Januar 1944 in das Massenvernichtungslager Mauthausen deportiert.

Kein Strassenname, keine Gedenktafel erinnert in Wuppertal an den Anarchisten und Antifaschisten Steinacker. Nur noch wenige Menschen leben, die ihn kannten. Auf diese hat er einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.

Hermann Steinacker wurde am 20. November 1870 in Odenheim, Kreis Karlsruhe geboren. Er erlernte das Schneiderhandwerk und noch während des Sozialistengesetzes schloss er sich der SPD an. Später brach er mit der Sozialdemokratie und wurde Anarchist. Im Jahre 1910 taucht sein Name in

den Akten der politischen Polizei auf. Vom Berliner Polizeipräsidium, der Zentralstelle zur Überwachung des deutschen und internationalen Anarchismus, wurde er samt Photo und Handschriftenprobe in das «Anarchisten-Verzeichnis» aufgenommen und seine Überwachung angeordnet.³

Das Bekenntnis zum Anarchismus erforderte im deutschen Kaiserreich Standhaftigkeit und Überzeugung. Die Anarchisten waren der permanenten Kontrolle und Willkür der politischen Polizei ausgesetzt: ständige Versammlungsverbote und -auflösungen; Zensur und Verbot der Zeitungen; willkürliche Hausdurchsuchungen; Druck auf Kneipenbesitzer, bei denen anarchistische Versammlungen stattfanden, erschwerten die politische Arbeit. Denunziationen bei Vermietern und Arbeitgebern; massiver Einsatz von Spitzeln und Verhaftungen wegen kleinster Bagatellen setzten die Aktiven unter Druck. Hinzu kam die politische Ausgrenzung durch SPD und Gewerkschaften, die Anarchisten nicht als politische Gegner, sondern als Feinde betrachteten. Selbst Rosa Luxemburg schrieb vom Anarchismus als der «konterrevolutionären Ideologie des Lumpenproletariats.»

Mitunter kam es auch zu handgreiflichen Auseinandersetzungen: 1913 wurden in Elberfeld Verbreiter anarchistischer Zeitungen gewaltsam aus dem Gewerkschaftshaus geworfen. Angesichts dieser Bedingungen verwundert es nicht, dass die Zahl der organisierten Anarchisten im Kaiserreich selten die Tausend überstieg. Im Gebiet der heutigen Stadt Wuppertal führten die Anarchisten nur ein Schattendasein am Rande der Arbeiterbewegung. Die Gruppe der Elberfelder Anarchisten hatte nur circa zehn Mitglieder. Ihre Aktivitäten blieben meist auf interne Versammlungen und den Verkauf ihrer Zeitungen – zwischen 50 und 150 Exemplare – beschränkt. Ihr Tagungslokal war die Eckkneipe Marienstr./Wirkerstr., auf dem Olberg. Die einzige grössere Veranstaltung, die die Anarchisten im Wuppertaler Raum je organisierten, war im Jahr 1914 der Vortrag eines Berliner Referenten über Geburtenkontrolle, zu dem über 150 Zuhörer kamen.

Die antimilitaristische Propaganda war eines der zentralen Themen der deutschen Anarchisten und Syndikalisten. Im Gegensatz zu grossen Teilen der SPD vergassen diese zu Beginn des Ersten Weltkrieges jedoch nicht, dass sie in erster Linie nicht Deutsche sondern Internationalisten waren. Noch einen Tag vor Kriegsbeginn berichtete die sozialdemokratische ‚Freie

Presse' ausführlich über Antikriegskundgebungen unter der Überschrift «Die Arbeiter aller Länder gegen den Krieg». Am 3. August hatte der sozialdemokratische Redakteur nur noch «den einen Wunsch», «dass die deutschen Truppen den Kampf siegreich bestehen mögen», und am 10. August hatten die führenden Wuppertaler Sozialdemokraten sich die herrschende Kriegspropaganda vollends zu eigen gemacht, mit einem Bericht über die «Schreckenstaten der belgischen und französischen Nationalisten». Zu diesem Zeitpunkt sass Steinacker und mit ihm acht weitere Wuppertaler Anarchisten schon zehn Tage ohne Gerichtsverfahren in «Sicherheitshaft» im Elberfelder Polizeipräsidium. Erst im März 1916 wurde er entlassen und noch am gleichen Tage zum Militär eingezogen.

In den revolutionären Kämpfen der Jahre 1918-23 hatten die Anarchosyndikalisten einen ungeahnten Aufschwung. Auf den radikalen Teil des Wuppertaler Proletariats nahmen sie grossen Einfluss. Im Jahre 1920 zählte die «Freie Arbeiter-Union Deutschlands, Anarcho-Syndikalisten» (FAUD) im Wuppertal 1'200 Mitglieder. Im grössten Metallbetrieb der Stadt, den Eisenwerken Jäger (heute Kugel-Fischer), war die FAUD die dominierende Gewerkschaftsorganisation. Staatliche Repression, Massenentlassungen bei Jäger und eine allgemeine Resignation nach den verlorenen Kämpfen des Jahres 1923 liessen die FAUD wieder auf eine kleine Gruppe zusammenschrumpfen. 1933 zählte sie nur noch 40 Mitglieder. Neben der FAUD gab es Anfang der zwanziger Jahre und dann wieder seit 1929 eine sehr rege Jugendgruppe der «Syndikalistisch-Anarchistischen Jugend Deutschlands» (SAJD) in Wuppertal, der meist Kinder und Verwandte von FAUD-Mitgliedern angehörten.

Hermann Steinacker war eine der wichtigsten Personen der Wuppertaler FAUD. Seine Bedeutung lag aber weniger in der Wirkung nach aussen als öffentlicher Agitator, sondern in der Stabilisierung der Bewegung nach innen. Sein Verständnis des Anarchismus war nicht auf den politischen Kampf beschränkt, sondern äusserte sich auch in entschiedenem Engagement gegen unwürdige und autoritäre Zustände an den Schulen, in die seine Kinder gingen. In diesem Sinne war er Anhänger einer selbstverständlichen Freidenkerkultur, die auch im Alltag streitbar gegen Prüderie und religiöse Indoktrination anging und sich nicht auf Bücherschrank und die eigenen vier Wände beschränkte. Steinacker übernahm die Aufgabe eines Mentors der anarchistischen Kinder- und Jugendgruppen. Seine Schneiderstube in

der Elberfelder Paradedstrasse war ein informeller Treffpunkt. Er sass auf dem Schneidertisch und unterhielt sich während der Arbeit mit seinen zahlreichen Besuchern. Für zwei Generationen von Jugendlichen wurde er so zum Lehrer im besten Sinne des Wortes, verkörperte durch seine Person in Wort und Tat die Prinzipien des antiautoritären Sozialismus. «Er gehörte zu den wenigen Erwachsenen, von denen man Antwort auf seine Fragen bekam» erzählte rückblickend Paula Benner.

Nach der Machtergreifung der Nazis wurde Steinacker zur zentralen Gestalt des anarchosyndikalistischen Widerstands in Wuppertal. Vergeblich hatte er in persönlichen Gesprächen versucht, die Wuppertaler Partei- und Gewerkschaftsführer für einen Generalstreik zu gewinnen. Aufgrund seiner Erfahrungen während des Sozialistengesetzes gab er den Rat, die FAUD und die SAJD offiziell aufzulösen. Trotz dieser konspirativen Vorgehensweise blieben die Wuppertaler Anarchosyndikalisten von der ersten Terrorwelle der Nazis nicht verschont. Im März 1933 wurde Helmut Kirschej verhaftet und im Mai die Brüder August, Fritz und Willi Benner. Zunächst wurden Sammlungen für die Familien der Inhaftierten organisiert. Die Fäden liefen bei Steinacker zusammen. Seine Tätigkeit als selbstständiger Schneidermeister war eine gute Tarnung für die illegale Arbeit. Steinacker hielt auch die überregionalen Kontakte zu den FAUD-Genossen, die im Rheinland eine Fluchthilfeorganisation nach Holland aufgebaut hatten und von dort auch illegale Schriften bezogen.

Durch Denunziation eines Arbeitskollegen, der eine anarchosyndikalistische Schrift von H. S. (anonym, D.N.) bezogen hatte, kam die Gestapo im Oktober 1934 den Wuppertaler Anarchosyndikalisten auf die Spur. H.S. wurde zu zwei Jahren und Steinacker zu einem Jahr und neun Monaten Zuchthaus verurteilt, die er in Lüttringhausen absass.

Am 6. Juli 1936 wurde er entlassen. Zwei Wochen später erhoben sich die spanischen Arbeiter in Barcelona gegen den Putsch von General Franco. Für die deutschen Anarchosyndikalisten hatte dies eine besondere Bedeutung. Zum einen, weil ein sichtbares Zeichen gegen die fortschreitende Fasisierung Europas gesetzt wurde. Zum anderen, weil die aufständischen Arbeiter Barcelonas mehrheitlich Anarchisten waren. Der illegalen Arbeit in Deutschland gab dies neuen Auftrieb. Düsseldorfer Anarchosyndikalisten um Anton Rosinke und Simon Wehren aus Aachen waren in dieser Hinsicht besonders aktiv. Freiwillige für das republikanische Spanien wurden

über die Grenze gebracht und Gelder gesammelt für dies spanischen Genossen. Obwohl er gerade erst aus dem Zuchthaus entlassen worden war, begann Steinacker sofort mit der Sammlung von Solidaritätsgeldern für die spanischen Genossen. Nach dem Kriege schrieb August Benner darüber seinem Bruder: «Im Herbst 1936 war Simon Wehren bei mir und wollte eine Spanien-Hilfsaktion organisieren. Ich verhielt mich zuerst ablehnend, weil ich der Meinung war, dass wir genug damit zu tun hatten, die Faschisten im eigenen Land zu bekämpfen. Hans und Hermann nahmen die Sache aber in die Hand, und ich beteiligte mich später auch daran.»⁴

Im Dezember 1936 rollte die Gestapo das Widerstandsnetz der Anarchosyndikalisten im Rheinland auf. Als erster von elf Wuppertalern wurde Hermann Steinacker im Februar 1937 festgenommen und in das Düsseldorfer Polizeigefängnis gebracht. Was er dort erleiden musste, lässt der folgende Bericht über die Folterung seines Genossen Rosinke erahnen, der von der Gestapo in Düsseldorf ermordet wurde:

«Rosinke ist in jenen Tagen ständig zu ‚Vernehmungen‘ in die Kellerräume des Polizeigefängnisses befördert worden und konnte sich der dabei erlittenen Torturen wegen immer nur mühsam die Eisentreppen hinauf- und hinunterschleppen. An einem dieser Februartage 1937 war der Düsseldorfer Gestapo-Kommissar Max Brosig mal mit einigen seiner Folterknechte erschienen und befahl dem diensttuenden Polizeibeamten, ihm den Untersuchungshäftling Rosinke zur ‚Vernehmung‘ vorzuführen. Der Polizeibeamte (anscheinend vom mitleiderregenden körperlichen Zustand des schon seit Tagen misshandelten Gefangenen nicht ganz unberührt) meldete dem Gestapo-Kommissar, der Gefangene liege regungslos auf seiner Pritsche und sei offensichtlich unfähig sich aufzurichten und fortzubewegen. Daraufhin brüllte Gestapo-Kommissar Brosig lauthals durch den Bau, wenn Rosinke nicht in zwei Minuten vor ihm stehe, werde er ihn persönlich in den Keller herunterholen. Daraufhin schleppte sich der Gefangene mühsam und stöhnend, gestützt von dem offen Mitleid empfindenden Polizisten, die Treppe herunter.»

Im Januar 1938 fand vor dem Oberlandesgericht Hamm der Prozess gegen 88 rheinische Anarchosyndikalisten statt. Steinacker erhielt mit zehn-Jahren eine der Höchststrafen. «Euer Urteil ist schon längst fertig» – Mit diesen Worten soll er das Urteil kommentiert haben.

Steinackers blutverschmierte Brille wurde seiner Tochter nach seiner Ermordung in Mauthausen von der Gestapo übergeben.

Die Brille und ein Photo sind seine einzige materielle Hinterlassenschaft.

In der Regel führen Menschen wie Steinacker kein Tagebuch, schreiben keine Memoiren. Dies war schon alleine aus Gründen der Konspiration geboten, die bei Steinacker nicht erst mit der Nazi-Herrschaft begann, sondern während des Sozialistengesetzes. Darum ist es schwer, ein Portrait von Menschen wie Steinacker zu zeichnen, die das Rückgrat jeder revolutionären Bewegung und des Widerstands gegen den Nazismus bildeten. Von denen es in Deutschland nicht so viele gab, aber doch mehr als wir wissen.

Vermutlich galt für Steinacker, was Ernst Binder über seinen Schwiegervater Anton Rosinke in Düsseldorf schrieb. Rosinke war wie Steinacker ein Veteran der anarchistischen Bewegung des Rheinlands, wie Steinacker im ersten Weltkrieg in Sicherheitshaft und vor seiner Ermordung schon 1934 acht Tage Gestapo-Foltern ausgesetzt – mit dem Wissen, dass er dies ein zweites Mal nicht mehr durchhalten würde.

«Aber was will man machen. Entweder muss man die Hände in den Schoss legen und nichts tun, oder man muss die Gefahr des Entdecktwerdens mit allen Konsequenzen in Kauf nehmen. Für das erstere eignete sich Anton am allerwenigsten. Wenn in unserem kleinen Kreis sich die Mutlosigkeit breitmachen wollte, er pulverte die Verzagten wieder auf. Rückdenkend muss ich sagen, die Situation war nicht sehr hoffnungsvoll und doch wusste er immer wieder aus den kleinsten Anlässen die Hoffnung anzufachen und das baldige Ende der Nazis zur Gewissheit zu machen. – Ein einfacher Schmied, aber ein innerlich und äusserlich sauberer Mensch, den die Flamme der innerlichen Überzeugung über sich selbst hinaushob und ihm Einfluss auf seine Arbeitsbrüder verlieh, der nicht durch die unterschiedlichen Doktrinen in der Arbeiterbewegung begrenzt war.»

1 HStAD, RW 5 8, Nr. 28787, Bl. 12.

2 Zitiert nach Ulrich Klan/Dieter Nelles: Es lebt noch eine Flamme. Rheinische Anarchosyndikalisten/-innen in der Weimarer Republik und im Faschismus, Grafenau-Döffingen 1986, S. 84. Soweit Zitate im Text nicht anders ausgewiesen sind, stammen sie aus diesem Buch.

3 Siehe auch: Polizeiakte Steinacker. Staatsarchiv Potsdam, Rep 30, Berlin C, Tit. 95, Sect. 8, Nr. 16578.

4 August Benner an Fritz Benner, 17. 7. 1946. Internationales Institut für Sozialgeschichte Amsterdam (IISG), Nachlass Rocker, Nr. 234.

Hans Schmitz

WIDERSTAND – EIN PERSÖNLICHER BERICHT

Ich kann verstehen, dass von den wenigen Freunden, die noch leben und Schreckliches erlitten haben, einige es ablehnen, über die Vergangenheit im Detail zu berichten. Die seelische Belastung ist einfach zu stark, die Augen füllen sich mit Tränen, gegen den eigenen Willen versagt die Stimme, auch mir passiert das. Deshalb habe ich mich an die Schreibmaschine gesetzt und im «Ein-Finger-Suchsystem» diesen Bericht aufgeschrieben.

1931 wurde ich in Barmen mit meinem Freund Ernst Steinacker von einem vorbeifahrenden Polizeiflitzer angehalten und gefilzt. Ein normales Taschenmesser war unser Verhängnis – gefährlicher Waffenbesitz! Wir machten die Polizei auf ein paar vorbeigehende Hitler Jugendliche aufmerksam, die dolchartige, feststehende Messer am Koppel trugen. Das seien nur Fahrtenmesser, ausserdem in einer Lederscheide, war die Antwort. Wir wurden mitgenommen zur Polizeiwache Bachstrasse, wo wir zwei Tage einsassen. Eigentlich wollten wir im Stadtbad Loh schwimmen. Die Ursache unserer Verhaftung waren unsere schwarzen Hemden. Wie alle politischen Gruppen zeigten wir Farbe, wenn auch die Uniformierung für unsere «Schwarze Schar»¹ in der Organisation der Freien Arbeiter Union Deutschlands (FAUD) sehr umstritten war.

1933 nach der Machtergreifung setzte der Terror gegen alle Arbeiterorganisationen ein. Sportgruppen, Naturfreunde, Parteien, Gewerkschaften oder jugendgruppen wurden verboten und zwangsaufgelöst. Wir als Syndikalistisch-Anarchistische Jugend (SAJD) verkauften unser selbst erbautes Jugendheim an der Oberbergischen Strasse, verteilten offiziell unsere Kasse gegen Quittung, so hatten wir uns selbst aufgelöst. Nur die Polizei glaubte uns nicht. Die meisten unserer Gruppe waren bei der damaligen politischen Polizei (1A) aktenkundig. Als Kassierer bekam ich noch vor dem Reichstagsbrand Besuch von Kommissar Breer. Unsere Wohnung wurde durchsucht. Die Quittungen habe ich ihm freiwillig gegeben. Er hat sie durchgesehen und bemerkte dann:



Edelweisspiraten 1939. In der Mitte Hans Schmitz.

«Die kennen wir alle und wo sind die anderen?» Mehr waren wir nicht, war meine Antwort. «Das kannst Du jemand erzählen, der Tomaten auf den Augen hat.» Der Inhalt des Bücherschranks wurde komplett beschlagnahmt, einschliesslich der 12 Bände Brockhaus und der Bibel, eine Hinterlassenschaft meines verstorbenen Vaters. Und wenn sie nicht verwittert sind, hängen die Mitgliederliste, Beitragsmarken und Protokoll der letzten Kassenprüfung heute noch zwischen Dachboden und der 4. Etage an einem Bindfaden mit einem Heftzweck befestigt in dem Zwischenraum von unserem Schlafzimmer und dem Schieferdach.

Von den Nazis wurden ihnen bekannte Antifaschisten in die SA-Kasernen verschleppt, verprügelt und zum Teil erschlagen und tot irgendwo auf die Strasse geworfen, besonders der Otto-Hausmann-Ring war für die Nazis die bevorzugte Stelle, sich ihrer Opfer zu entledigen. Zum Teil wurden die Opfer auch schwer verletzt von der Polizei gefunden und in die städtischen Krankenhäuser eingeliefert. Nach einem damaligen Gerücht soll ein leitender Professor des Krankenhauses am Arrenberg sich über die grausamen Verletzungen zusammengeschlager Wuppertaler Bürger beschwert haben. Die Vermutung liegt nahe, dass in Folge dieser Beschwerden das Konzentrationslager Kemna entstand. Im Wuppertaler General-Anzeiger erschien ein Artikel, eine Bildreportage, über das «Umerziehungslager» Kemna, wo politisch verführte Bürger zu deutschen Volksgenossen erzogen würden.

12. März 1933, ein Sonntag: In den Morgenstunden marschierten SA Kolonnen zum Petroleumsviertel in Elberfeld. In der Wirker Strasse sties sie auf den spontanen Widerstand der Bewohner und zogen sich fluchtartig zurück. Beim zweiten Ansturm hatten sie die Polizei mitgebracht. Es entwickelte sich ein Feuergefecht, in dessen Verlauf die Polizei gepanzerte Fahrzeuge einsetzte. Bei der anschliessenden Razzia wurde jedes Haus vom Keller bis aufs Dach durchsucht. Es war das letzte offene Aufbäumen der Wuppertaler antifaschistischen Arbeiterschaft. Am frühen Nachmittag setzte eine wahre Völkerwanderung ein. Schnell hatte sich die Nachricht durch ganz Wuppertal verbreitet. In der Wirker Strasse drängten sich Bürger, Spiesser und Proleten. Man konnte die Geschosseinschläge in den Mauern und Fenstern sehen, aber auch Trauer, Betroffenheit und Freude in den Gesichtern der Vorbeispazierenden.

Von unserer Anarchogruppe waren bereits Eugen, Willi, Fritz und Vater Benner und Helmut Kirschev in Schutzhaft. So schrumpfte unsere illegale

Kasse für die Unterstützung der alleinstehenden Mutter Benner schnell. Wir mussten also sammeln, eine verbotende Tätigkeit, gefährlich für Geber und Sammler. Selbst eine Schnitte Brot zu spenden war strafbar.

Von nun an hofften alle auf den 1. Mai. Dann wird in ganz Deutschland die Arbeiterschaft auf die Strasse gehen, es wird ein Generalstreik kommen, so hofften wir. Auf die Strasse gingen die Arbeiter – geschlossen mit ihren Arbeitgebern zogen sie unter Hakenkreuzfahnen durch die Stadt zum Stadion. Die Nazis hatten ein paar Tage vorher per Gesetz den 1. Mai zum bezahlten Feiertag der Arbeit gemacht; mit Anwesenheitskontrolle in den Fabriken vor dem Abmarsch. Es waren nur wenige, die den Mut aufbrachten sich zu verkrümmeln. Wer auffiel, war seinen Arbeitsplatz los; wegen Selbstverschulden keine Arbeitslosen- oder Wohlfahrtsunterstützung. Bei über sechs Millionen Arbeitslosen in Deutschland wahrlich keine leichte Entscheidung.

Möd (Paul Oberhemm) und ich Päd (Hans Schmitz) wurden noch als Kuriere nach Krefeld-Fischeln geschickt, sollten gegen 12 Uhr zurück sein und uns mit einer 5er Gruppe der Schwarzen Schar an vorher ausgesuchter Stelle auf dem Nützenberg treffen; eine Wiese am Abhang gegenüber den Bayer-Werken. Wir konnten von dort die heutige Fritz-Ebert-Strasse einsehen. Fritz Millnat schickte uns weiter zum Gries (Hermann Steinacker) und die Gruppe nach Hause. Möd steckte den Zettel wieder in den Lenkergriff, weiter ging es zur Heinkelstrasse. Während Möd Gries besuchte, täuschte ich einen Platten vor und machte mir mit der Luftpumpe zu schaffen. Möd kam von Gries zurück, wir machten uns mit Sichtabstand auf den Heimweg.

Auf Kurierfahrt waren wir meistens zu zweit, auch öfter zu dritt. Unsere Fahrräder hatten wir sportlich hergerichtet, mit Rennlenker, Rennhaken, Rennsattel und Trinkflaschen. Für Holzfelgen und Schlauchreifen reichte unser Geld nicht, doch schmale Reifen mussten her. Das war nur mit Schwarzarbeit zu schaffen. Wir wollten doch zumindest Amateursportler darstellen. Unterwegs legten wir Spurts ein, überholten uns gegenseitig, wobei wir auf Feld und Waldwege auswichen. Ausserdem fuhren wir auf Abstand und Sichtweite. Am Ziel ging immer nur einer ins Haus, während der andere sich in Sichtweite aufhielten, das Haus und die Umgebung beobachtend auf die Rückkehr wartete. Anfangs waren es zerrissene Papier-

stücke, später dann zerschnittene Putzlappen ums Werkzeug gewickelt; das war unverfänglicher. Die Gegenstücke dienten als Ausweise für Flüchtlinge, die über unsere Linie, Venlo oder Aachen ins Ausland mussten.

In den ersten Wochen der Nazidiktatur haben wir noch selbst gedruckte Zettel mit Linolschnitt und Wringmaschine hergestellt und geklebt. Selten, dass sie eine Stunde Tageslicht hatten, so schnell wurden sie von den gefangenen Genossen unter SA-Aufsicht entfernt. Kalk mit Heringsbrühe hatte sich schon vor dem 30. Januar als äusserst haltbar erwiesen. Als wir sahen, wie unsere Genossen die Parolen mit blutigen Händen, nur mit einem Stückchen Stein als Hilfsmittel abkratzen mussten, gaben wir auch diese Methode auf. Dann gingen wir dazu über, mit Stempelkissen und kleinen Linolschnitten und Kinderdruckkästen zu arbeiten, das Linoleum erwies sich als zu hart. Danach nahmen wir Gummi von dickwandigen Autoschläuchen, schnitten es aus und klebten es auf ein Holzbrettchen. Tagsüber wurden helle Stellen auf Plakaten ausgeguckt und nachts bedruckt. Unsere Parolen blieben einige Stunden sichtbar bis sie überklebt wurden. Mit der Methode «Koffer abstellen» haben wir auch versucht, uns bemerkbar zu machen; was schwierig war. Um Bodenunebenheiten auszugleichen, mussten wir feinporiges Schaumgummi beschaffen. Normale Schwämme mussten geteilt werden, es war schwierig, gleich hohe Buchstaben herzustellen. Es folgten Buchstaben aus gebrauchter Baumwollunterwäsche, fünffach aufeinandergenäht, dann von Hand auf Pappe genäht. Der Koffer wurde in Gehrichtung abgestellt und wieder aufgehoben, wenn niemand in der Nähe zu sehen war. Dann musste man schnell in eine stille Ecke verschwinden, wo ein zweiter Mann wartete, um neue Farbe aufzutragen. Nun war wieder Eile geboten; bevor die Farbe antrocknete, musste der Koffer wieder abgestellt sein. Diese Methode war auch nur in Aussenvierteln anwendbar, wo wir ausserdem noch auf die Polizei und SA-Hilfspolizei-Streifen aufpassen mussten, die damals dauernd unterwegs waren. Ein weiteres Problem waren unsere geringen Geldmittel: Laffe im 2. Gesellenjahr, Möd und ich hatten als Wohlfahrtsempfänger 3,80 RM pro Woche, mit meiner Mutter zusammen 11,85 RM. Für Gemüse habe ich auf dem Nützenberg in einer Gärtnerei geholfen oder es vom Feld gestohlen. Wir mussten in der Dreiergruppe alles selbst finanzieren, auch die Aufmachung der Fahrräder für unsere Kurrierfahrten.

Im Herbst 1934 wurde Dicke beim Verteilen der illegalen Broschüre «Esst deutsche Früchte» geschnappt. Ich wurde mit Knabe (Hans Kirschey) und Gries beim Grand mit Vieren verhaftet. Matratze (Hermann Stickmann) wurde aus seiner Wohnung geholt. Uns war der Schreck in die Glieder gefahren, da er im selben Haus wie Familie Benner wohnte. Wie wir im Nachhinein feststellten, hatte er zwei Stunden vorher Gries eine Hose zum Flicken gebracht; also stand Gries unter Beobachtung. Knabe, Matratze und ich wurden verprügelt. Weil wir «dumm» waren, wurden wir nach drei Tagen entlassen. Wir mussten unterschreiben, dass wir gut behandelt worden waren. Gries bekam ein Jahr und neun Monate und Dicke zwei Jahre Zuchthaus aufgebremmt.

Im Sommer 1933 hatte Laffe (Erst Steinacker) mit Otte (Sohn von Otto Daum, ehemals Oberbürgermeister Wuppertals) ein gemeinsames Zeltlager mit Mitgliedern der illegalen Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) vereinbart. Das Lager fand unbehelligt im Obsthof von Josef Kaimer in Urdenbach am Ausleger des Rheins statt.

Wir hatten gelegentlich Kontakt, bei dem keine Namen, nur Spitznamen und das Du erwünscht waren. Kontaktaufnahme fand «auf dem Teppich» statt. Der Teppich, die Poststrasse zwischen Bahnhof Döppersberg und Neumarkt wurde bis in den Krieg hinein zum Treffpunkt illegaler Jugend- und Piratengruppen. Bei der Fronleichnamsprozession haben wir uns – wie andere Gruppen auch – angehängt, um Masse zu zeigen. Die Kirche war die noch geduldete Opposition. Es war die Zeit der Entstehung vieler kleiner Jugendgruppen unter dem Zeichen des Edelweiss, mit bundkarierten Hemden und Fuhrmannstaschentüchern als Halstuch. Ich erinnere mich noch an eine Gruppe: die reitende Gebirgsmarine zu Fuss, eine Verballhornung der einzelnen Untergliederungen der Hitlerjugend (HJ).

Das Edelweiss symbolisierte die Freiheit der Berge und die Piraten die Freiheit auf dem Meer. So interpretierten die Edelweisspiraten ihren Namen. Überall im Rhein-Ruhr-Gebiet bildeten sich Piratengruppen, ohne dass eine zentrale Führungsstelle erkennbar war. Viele nannten sich auch nach Flüssen, Bächen oder nach Indianerstämmen. In Hilden gab es die Interpiraten. Sie bestanden nur aus Mädels, die zwar im Bund deutscher Mädchen (BDM) Zwangsmitglieder waren, aber jede Möglichkeit nutzten, nicht zum Dienst zu erscheinen. So gab es auch Düssel-, Rhein-, und Kittelbach-Piraten; letztere waren in Düsseldorf-Kaiserswerth zu Hause, eine militä-

risch streng geführte Truppe. Sie entstand aus der Brigade Erhard und dem Wikingbund und hatte überwiegend ältere Mitglieder, manche ehemalige Freikorpsoldaten, die schon im Kapp-Putsch und bei der Niederschlagung der bayrischen Räterepublik und verschiedener Arbeiteraufstände dabei waren. Ihr Lied – «Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarz-weiss-rotes Band, die Brigade Erhard werden wir genannt» – bedarf wohl keines Kommentars. Nach dem «Röhm Putsch» 1934 gingen sie auf Gegenkurs zum Nationalsozialismus. Wir bekamen 1935 Kontakt mit ihnen und ihrem Führer «Eisbär». «Hitler hat die Revolution erdolcht», war sein Wahlspruch. Die Gruppe wurde auch als «Eisbären» bekannt und galt im Raum Düsseldorf als harter Gegner der HJ. Wir hielten uns bedeckt und auf Distanz, machten auf Wassersportler.

Ostern 1935: Haba (Hermann Hahn) lud uns zu einem Jugendtreff nach Eichholz bei Altenberg ein. Er arbeitete dort in einem Autobahn-Baulager. Die Kollegen waren Karfreitag zu ihren Familien in Osterurlaub gefahren. Übrigens alles Langzeitarbeitslose und Sozialhilfeempfänger, die unter Androhung des Unterstützungsentzuges als billige Arbeitskräfte zwangsverpflichtet worden waren. Haba war als einziger im Lager geblieben, so konnten wir das Lager als Unterkunft nutzen. Unsere Wuppertaler Gruppe wanderte in zwei Scharen, die eine vom Bahnhof Hilgen und Burscheid aus über die Losenau, die andere über Altenberg nach Eichholz. In Altenberg wurde eine Schar vom HJ Streifendienst aufgehalten, sie wollten unsere Personalien feststellen. Ausweise hatten wir nicht mit, uns weiterziehen lassen wollte die HJ nicht. Aber wir wollten! Aus dem anschliessendem Handgemenge wurde eine Schlägerei. Wir bekamen unerwartet Hilfe von einer anderen Jugendgruppe, bei der auch Mädels mithalfen. Sie traten einigen HJlern zwischen die Beine, die wie jaulende Hunde das Weite suchten. Es gelang uns gemeinsam, die HJ aus Altenberg herauszuprügeln. Tags drauf rächte sich die HJ an einer katholischen Jugendgruppe. Willi Eulenberg, zur Zeit Vorstandsmitglied des Bundes der Verfolgten des Naziregimes, Kreisverband Düsseldorf, erzählte noch vor drei Jahren: «Wir stiegen 1935 Ostermorgen in Altenberg aus dem Bus und wollten in den Dom zur Ostermesse, wurden von der HJ angefallen und brutal zusammengeschlagen – besonders niederträchtig, da die meisten von uns noch im Kindesalter waren.»

So lernten wir die Düssel-Piraten kennen – und Knabe und ich unsere späteren Ehefrauen. Wir setzten unsere Wanderung gemeinsam fort, da un-



Düssel-Piraten und SADJ-Wuppertal 1935. Hans Schmitz als neunter von links, links neben ihm Gertrud, seine spätere Frau, und Möd (Paul Oberhemm).



Hans Schmitz auf Fotos der Gestapo.

ser Ziel in derselben Ortschaft lag. Die anderen hatten in einem Hühnerhof ein Quartier, wo sich auch noch eine Kölner Gruppe aufhielt. Wir blieben mit den Düssel-Piraten bis Ostermontag zusammen, trennten uns in Hilgen am Bahnhof in Richtung Düsseldorf und Wuppertal. Wir trafen noch im gleichen Sommer im Neandertal und in den Leichlinger Sandbergen mit einigen Jugendlichen dieser Gruppe zusammen.

Bis zum Herbst 1936 traf unsere Clique sich fast wöchentlich mit den Gebrüdern Cöllegan aus Solingen. Werner war um 1930 Obmann der Bezirks-Information-Stelle (BIST) der anarcho-syndikalistischen Jugend. Kurt und Helmut waren in der Kommunistische Partei-Opportunisten (KPO), in deren Heim wir noch Weihnachten 1932 Schiessübungen abhielten. Es war der alte Schleifkotten Balkhausen an der Wupper bei Soligen – heute wieder renoviert und als Schleifermuseum zu besichtigen. Der Tarnname dieser Clique war der bzw. die «Gnom(e)».

Als im Sommer '36 Gries, im Herbst Dicke aus der Haft zurück waren, stürzten sich beide mit Elan wieder in die illegale Arbeit. Im Dezember unternahm ich meine letzte Kurierfahrt zu Ernst Nagel nach Düsseldorf. In Mönchengladbach, Dülken und Duisburg waren unsere Genossen bereits verhaftet und damit unsere Auslandsverbindung zerstört.

Im Januar '37 begannen mit Gries die ersten Verhaftungen in Wuppertal. Am 31. März suchte mich Dicke auf. Er wollte mich zur Flucht überreden. Er habe einen Tip bekommen: Morgen würden wir beide verhaftet. Ich konnte ihm nur sagen, dass unsere Fluchtlinien nicht mehr existierten. Tatsächlich wurde ich am 1. April auf der Arbeitsstelle verhaftet; hatte durch die Warnung jedoch Zeit, alles verdächtige Material auch auf der Arbeitsstelle zu vernichten. Es waren Berichte einer im Betrieb existierenden illegalen Gewerkschaftsgruppe über den Spanienkrieg und das Eingreifen der deutschen Armee. Ich war damals bei der Firma Ackermann Fahrzeugbau in Wuppertal-Vohwinkel beschäftigt. Die Gestapo erschien gegen 9.30 Uhr an meinem Arbeitsplatz, durchwühlte meinen Werkzeugschrank, selbst die Hohlräume der Drehbank wurden eingehend durchsucht, ebenso der gesamte Umkleideraum und mein Spind. Ohne Verhör wurde ich zusammen mit anderen der Gestapo Düsseldorf überstellt.

Man liess mich einige Tage in Ruhe, dann wurden mir durch den Kerkerknecht Papier und Bleistift überreicht mit der Aufforderung, alle Verbre-

chen gegen Volk, Führer und Vaterland, an denen ich beteiligt war oder die mir bekannt waren, aufzuschreiben. Bei einer wohlgesonnenen Mitarbeit könne ich mit einer geringen Strafe auf Bewährung rechnen. Als mir nach drei Tagen immer noch keine Verbrechen eingefallen waren, bekam ich nur ein paar Ohrfeigen zur Auffrischung meines Gedächtnisses. Als ich tags darauf immer noch nicht wusste, welches Verbrechen ich mich schuldig bekennen sollte, wurde ich Kommissar Brosig vorgeführt. Er erzählte mir dann, was ich verbrochen hatte. «Du brauchst nur zu bestätigen» – zum Assistenten gewandt: «Schreib mit.» Brosig wusste zwar einiges, aber nicht alles. Als das Protokoll fertig war, fehlte nur noch meine Unterschrift, ich enthielt mich der Stimme und Unterschrift.

Bei weiteren Verhören wurden dann schlagende Beweise in Form von Hundepeitschen und Ochsenziemern von der SS an mir getestet. «Mit dem Märchen, 1933 den Verein aufgelöst und Geld verteilt zu haben, kommst Du bei mir nicht durch. Die Deppen in Wuppertal mögen Euch geglaubt haben.» Brosig empfahl mir, mich aufzuhängen, wie der Genosse Rosinke. Ich wusste ja, dass er erschlagen worden war. Sagte jedoch: «Rosinke, nie gehört. Meinen Sie vielleicht Rocker, davon habe ich Vorjahren mal gelesen.» «Das Judenschwein kriegen wir auch noch.» Das Ausdrücken brennender Zigarren auf der blossen Haut und Fusstritte in die Hoden waren weitere Verhörmethoden von Kommissar Brosig.

Einen Mitgefangenen aus Leverkusen sah ich nach sechs Wochen auf der Ulmer Höh, dem Untersuchungs- und Strafgefängnis in Düsseldorf-Derendorf wieder. Seine Haare waren inzwischen weiss, nicht mehr dunkelblond. Ich teilte einige Tage die Zelle mit ihm. Man hatte ihn an die Wand gestellt und Schiessübungen veranstaltet, immer knapp vorbei. Man sagte ihm: «Du hast unsere Nerven strapaziert. Verzeih, wenn wir treffen sollten, es ist keine böse Absicht. Unterschreib' und wir hören sofort auf.» «Was wirft man dir denn vor, fragte ich. «Die Gestapo behauptet, ich habe im Werk die Maschinen statt mit Öl mit Sand geschmiert.»

Nach dem Kriege erstatteten Paul Oberhemm und ich gemeinsam mit der WN Anzeige gegen Brosig wegen Körperverletzung. Vor dem Untersuchungsrichter behauptete Brosig, uns nur väterlich behandelt zu haben. Wir versprachen ihm einen würdigen Empfang bei seiner Haftentlassung – und

erhielten daraufhin einen Verweis vom Untersuchungsrichter. Der Empfang fand nicht statt, da Brosig während der Haft verstarb.

Schliesslich fanden wir uns vor dem Oberlandesgericht Hamm wieder. Man warf Paul Oberhemm und mir vor, bereits seit 1929 in Kontakt zu stehen, bis 1933 Mitglieder der Syndikalistisch-Anarchistischen Jugend gewesen zu sein. – was laut eigenen Angaben und den Akten der politischen Polizei von 1929-34 belegt sei. Ausserdem unterstellte man uns – aufgrund unserer politischen Vergangenheit – auch zwischen 1933 und 1937 an staatsfeindlichen Aktionen beteiligt gewesen zu sein.. Bei Oberhemm kam eine Vorstrafe von 1931 hinzu. «Im Namen des Volkes» wurde ich zu zwei Jahren, Oberhemm zu zwei Jahren und drei Monaten Zuchthaus verurteilt.

Im April 1939 wurde ich aus der Haft entlassen. Es folgten vier Wochen Krankenhaus zur Regenerierung, dann das Arbeitsverbot für Industrie- und Rüstungsbetriebe und die Einweisung in die Lohndreherei eines Parteigenossen zur Überwachung – bei untertariflicher Bezahlung. Dazu kam die tägliche Meldung bei der Gestapo, nach vier Wochen auf dreimal wöchentlich reduziert.

Doch die alten Kontakte bestanden weiter. Während der Abwesenheit von Gries war Tante Reta, die Mutter von Möd zur Anlaufstelle für uns geworden. Beim Anschluss des Saargebietes musste der Wuppertaler Kommunist Willi Kirschey nach Frankreich fliehen. Seine schwangere Braut wich nach Wuppertal aus, da Tante Reta mit der Familie Kirschey verwandt war. Dat Brett (Hedwig Krüshedt), Knabe, Möd und ich übernahmen ihre Betreuung. Dat Brett beschaffte ihr Arbeit, während wir als Babysitter Kinderwagen schiebend durch Elberfeld gingen; in dieser Zeit eine unmännliche Beschäftigung.

Aber es entstanden auch neue Verbindungen und alte wurden aufgefrischt. Karl Rath kannte ich vom Arbeitersport vom «Teppich». 1939, nach meiner Haftentlassung, traf ich ihn in der Lohndreherei des Parteigenossen wieder, wir wurden Arbeitskollegen. «Dein Haarschnitt ist noch zuchthausverdächtig», begrüßte mich Karl Rath und gab mir wichtige Ups: «Chef ist PG, erster Dreher PG, Lehrling Motor-HJ, zweiter Dreher harmlos, DAF, Hilfsdreher Karl Rath, DAF, noch harmloser. Aber in die DAF kommst du auch.» «Ich bin leider seit zwei Jahren ausgeschlossen», war meine Antwort. «Freu dich nicht zu früh, mit der ersten Löhnung bist du begnadigt und wirst

abkassiert.» «Dein Haarschnitt hat auch kein Figaro verbochen, hast wohl Erfahrung», konterte ich. Karl war auch erst seit drei Monaten auf freiem Fuss, war ein Jahr und sechs Monate wegen Körperverletzung aus dem Verkehr gezogen. Er sagte mir:» Angeblich habe ich im Deilbachtal einen Hitlerjungen verprügelt und die Gitarre über den Kopf geschlagen, irgend so'n alter Knacker hat mich wiedererkannt und geschworen.»

Wir mussten uns beide täglich, ausser sonntags, bei der Gestapo melden. Nach Feierabend achteten wir darauf, dass wir nicht gleichzeitig zum Rapport erschienen. Wir mussten die anderen ja nicht mit der Nase darauf stossen, dass wir uns kannten. «Nur Körperverletzung und regelmässige Meldung bei der Gestapo, das geht doch nicht zusammen», fragte ich Karl. Er grinste: «Die löchern mich, wollen unbedingt wissen, wer der Geier ist. Ich bin sonntags Wanderspitzel.» Erst nach ca. vier Wochen – vor der Himmelfahrts-Wanderung nach Beyenburg – sagte mir Karl, dass er selbst der von der Gestapo gesuchte legendäre Geier sei.

Im Sommer 1939 waren wir fast jedes Wochenende ab Samstagnachmittag mit Geier unterwegs. Ich nahm Knabe, später auch Möd, der seine Zucht-hausstrafe im Juli verbüsst hatte, und Sanni (Reinhold Münch) mit. Ich stieg zur abgemachten Zeit mit Knabe in die Schwebebahn. Unterwegs nach Vohwinkel stiegen immer wieder Jungen und Mädels in karierten Hemden zu. In der Strassenbahn nach Benrath war auch plötzlich Geier mit seiner Gitarre und stimmte ein Wanderlied an. Auch die Fuhrmannstaschentücher wurden aus der Tasche gezogen und als Halstücher umgebunden. Von Benrath zogen wir in kleinen Gruppen von drei bis sechs Jugendlichen nach Urdenbach Ausleger (Fährstelle nach Zons). Wir lagerten auf den umliegenden Rheinwiesen, trafen hier auch öfter mit Kittelbach-Piraten zusammen. Unsere Lieder waren zum Originaltext leicht verändert. Das Riesengebirgslied zum Beispiel endete mit:

*«Höre Rübezahl was wir klagen
Volk und Heimat sind nicht mehr frei.
Schwing die Keule wie in alten lagen,
schlag der Hf die Knochen entzwei.»*

Oder ein Lied vom Bauernaufstand des Mittelalters wurde gern gesungen:

*«Wir sind des Geyers wilder Haufen – hai ja oho
und wollen mit Tyrannen raufen – hai ja oho*



Edelweisspiraten am Rhein, 1939. Von links nach rechts: Geier (Karl Rath), Elert, Knabe (Hans Kirsche?) und Räd (Hans Schmitz).

*Spiess voran drauf und dran setzt aufs Rathausdach den roten Hahn.
Wirssihrn den Bundschuh in der Fahn – haija oho
der Florian Geyer führt uns an – haija oho
Spiess voran drauf und dran setzt aufs Rathausdach den roten Hahn.
Als Adam grub und Eva spann – hai ja oho
wo war denn da der Edelmann – hai ja oho
Spiess voran drauf und dran setzt aifs Klosterdach den roten Hahn.»*

Oder:

«Wenn die Gitarren klingen und die Jungen singen und die Mädels fallen ein, was kann das Leben Schöneres noch geben, wir wollen Piraten sein.»

Da war noch ‚Jonis Kneipe‘, ‚Die Bergvagabunden‘, ‚Schwarze Barbara‘, ‚Wir lagen vor Madagaskar‘ usw. Es war viel Wandervogel-, Bergsteiger- und Seefahrer-Romantik, die wir mit Absicht verbreiteten, um Jugendliche von der HJ wegzulocken. Ausserdem lockten die Mädels die HJ Jungen mit kleinen Flirts. Viele HJler waren das ständige Kommandiertwerden satt. So blieb es nicht aus, dass sie das Braunhemd auszogen und ein kariertes an. Wir duldeten sie in Uniform unter uns, nur wenn sie kommandieren oder kontrollieren wollten, gab es Prügel.

«Kameraden wann sehn wir uns wieder, in der Kneipe am Tor, da singt und spielt einer vor», sang Geier. «Heidelbecke, Lingese, Deilbach, Losenau, Bever, Burg Gelpe», schallte es ihm entgegen. «Wo gehen wir wirklich hin», fragte ich montags auf der Arbeitsstelle. «Nächste Woche ist der dritte Sonntag im Juni, der Monat endet mit einer geraden Zahl. Wir zählen den dritten Vorschlag von vorn; nächsten Monat entsprechend von hinten.»

Unser Piratengruss war «Ahoi». – Anfang des Krieges hatte Göring in einer Rede gesagt: «Ich will Maier heissen, wenn ein feindliches Flugzeug am deutschen Himmel erscheint.» Als die ersten Bomben in der Meckelstrasse in Barmen gefallen waren, grüssten wir alle wohlbeleibten braunen Uniformträger zackig mit «Heil Hitler». Sie mussten ja wiedergrüssen mit «Heil Hitler», worauf wir dann «Herr Maier» antworteten. Die Herrn Parteifürsten wollten natürlich unseren Namen. Wir liefen dann lachend fort, uns einzuholen scheiterte an ihrer Kurzatmigkeit.

Knabe verpasste den Polenfeldzug. Er wohnte bei Kriegsausbruch bei Tante Reta zur Untermiete. «Hans Kirschey ist nicht zu Hause, ich werde ihn schnellstens benachrichtigen.», so nahm sie den Stellungsbefehl entgegen. Wir waren mit der Piratengruppe am Ausleger bei Jakob Kaimer.

Tante Reta schickte Möd, ihren Sohn, hinter uns her und liess uns sagen, unter keinen Umständen vor Sonntagnacht zurückzukommen. Knabe kam zu spät in die Kaserne. Seine Einheit war schon in Polen. Er wurde als Ausbilder in der Kaserne behalten.

Tante Reta beauftragte Möd und mich im Dezember 1939, einen Genossen in Eitorf/Sieg zu besuchen. Wir warfen uns in Schale, dunkelblaue Knickerbocker mit Wanderweste und Schirmmütze, Hakenkreuzzahnrad geschmückt fuhren wir vom Döppersberg los als KdF-Wanderer. In Köln fährt uns der Anschlusszug vor der Nase weg. Aus Jux reisse ich die Kamera vors Gesicht in Richtung des ausfahrenden Zuges, eine Blödheit, wie wir einige Minuten später erlebten. Wir waren schon dabei, uns den nächsten Zug auszusuchen, als zwei Herren uns für verhaftet erklärten. «Sie haben vor zehn Minuten fotografiert», zwei mitgebrachte Eisenbahner bestätigten den Vorfall. Wir erklärten: «Zum Fotografieren ist es viel zu dunkel.» «Glauben wir erst, wenn der Film entwickelt ist, ausserdem ist fotografieren im Bahnhof verboten», bekamen wir als Antwort – Kamera beschlagnahmt.

Nach zwei Stunden wurden wir von der Gestapo Köln abgeholt, da wir keinerlei Ausweis hatten. Das war allein schon Grund genug uns festzuhalten. Unser Wehrunwürdigkeitsschreiben lag zu Hause. Wir hielten es nicht für notwendig, unseren Steckbrief dauernd mit uns herumzutragen. Unsere Fahrkarten hatten wir bereits verspeist, angeblich an der Sperre abgegeben. Ich wurde dann drei Argentinern gegenübergestellt. Man wollte mir Spionage anhängen. Der Film stellte sich als unbelichtet heraus. Nun wollte man uns mit der Eitorfer Gruppe in Verbindung bringen. Dass wir den Zug verpasst hatten, war unser Glück, sonst wären wir in Eitorf in eine Verhaftungswelle der Gestapo geraten. Die Vernehmungen fanden diesmal ohne Prügel statt. Ich sass mehrere Tage bei hellem Licht in einer Zelle, in der Türe eine ca. 30 mal 30 Zentimeter grosse Glasscheibe. Davor sass immer Schlieser, die sich untereinander ablösten. Sie hinderten mich daran einzuschlafen – dazwischen immer wieder Vernehmungen. Wenn mir die Augen zufielen, ging die Tur auf, und ich wurde wachgerüttelt – erneute Vernehmung. Vor meinen Augen flimmerte und drehte sich alles. Ich glaube, ich habe mit offenen Augen geschlafen. Irgendwann bin ich zusammengeklappt. Auf dem Zellenboden liegend erwachte ich, kein Licht mehr, und schon war ich wieder eingeschlafen.

Als ich wieder geweckt wurde, lag ich auf dem Bett. Ich musste mich waschen, wurde rasiert und schliesslich mit der Auflage entlassen, mich beim SA Sturm 5 in Elberfeld zu melden. Auf dem Kölner Hauptbahnhof traf ich Möd, der auch auf einen Zug nach Wuppertal wartete. Er war eine Viertelstunde früher entlassen worden, mit derselben Auflage. «Paul, was nun?» «Glaub mir, ich habe bei der Gegenüberstellung Blut geschwitzt, ich sah uns schon im KZ. Diesmal waren wir für meine kommunistische Verwandtschaft unterwegs, nun haben wir eine Einladung von der Konkurrenz. Müssen wohl oder übel hingehen, Hauptsache überleben!»

Dienstags und freitags abends mussten wir im Sturmlokal sitzen und Schulungsbriefe lesen. Wir hatten Gesellschaft. Ein ehemaliger Arbeitersportler und ein früherer SPD-Mann aus dem Bezirk Osterbaum wurden auch mit Lesen von Nazi-Literatur beschäftigt. Zum Rapport bei der Gestapo brauchten wir nicht mehr. Nach einigen Wochen wurden wir als zweiter Mann einer Polizeistreife zur Verdunklungskontrolle zugeteilt. Wir durften dann Treppen steigen und die Leute ermahnen ihrer Verdunklungspflicht nachzukommen. Nach einer Stunde am dritten Tag hatte der Polizeibeamte keine Lust mehr. «11 Uhr vorm Revier!» ‚Jawohl; Herr Wachtmeister«. Ich hatte drei Stunden Zeit und war pünktlich. Der Wachtmeister wartete schon «Morgen bist du 5 Minuten früher!» Rein ins Revier, Männchen gebaut: «Wachtmeister und ein Mann von Verdunklungsstreife zurück, keine besonderen Vorkommnisse». «Abtreten», schallte es vom Schreibtisch zurück. Kehrtwendung, draussen waren wir. Wir kannten nun die Streifenzeiten. «Pst! Der Feind hört mit» stand auf den Plakaten. Wir haben draufgestempelt:»Du sollst nicht töten«. «Da sind die Bibelforscher unterwegs», fauchte uns eines Tages der Revierwachtmeister an, «und ihr meldet keine besonderen Vorkommnisse». – Wir wollten keine Märtyrer werden und stellten unsere Stempel wieder ein.

Im Sommer 1940 standen mir sechs Arbeitstage Urlaub zu. Den Termin setzte mein Chef fest. Als Mitglied der DAF empfahl er mir, mit der KdF Urlaub zu machen. Wegen Geldmangels suchte ich mir eine Sauerlandwanderung aus. Eine Woche vorher wurde ich vom KdF-Wanderführer zur Vorbereitungsbesprechung und zum Kennenlernen für abends acht Uhr im Laden des Herrn Solbach auf der Friedrichstrasse bestellt. Es war ein Schmuck- und Uhrladen. Solbach sagte mir, täglich seien 20 Kilometer Fussmarsch zu be-



Edelweisspiraten 1939. Von links nach rechts: Sanni (Reinhold Münch), Päd (Hans Schmitz), Möd (Paul Oberhemm), Geier (Karl Rath) und Illert.

wältigen, geschlafen werde in Jugendherbergen, Verpflegung inbegriffen. Sonntagmorgen 6 Uhr: Abfahrt vom Döppersberg. Es kamen 12 Leute zusammen aus Wuppertal, Düsseldorf, Siegen, Geiswald und Hillchenbach. Bald fand ich heraus, dass es sich um Freiland- und Freigeld-Leute handelte, die hier unter falscher Flagge konspirierten. Ich kannte von vor 1933 ein Barmer Ehepaar aus der Sivio-GesellJugend.²

Im folgenden Jahr erhielt ich schon frühzeitig ein Schreiben von der KdF an «unsere Wanderfreunde», ein Programm «unserer Sonntagswanderungen». Ausserdem war wieder eine Urlaubs Wanderung am Mittelrhein geplant. In Niederlahnstein kreuzten wir den Weg einer anderen KdF-Wandergruppe. Zuerst haben wir uns angeglotzt. «Die kennst du doch» ging es mir durch den Kopf. Hans, Gertrud, die Erinnerung an 1935: Düssel-Piraten, unsere Helfer von Altenberg. Eine Routenänderung war nicht möglich. Gertrud lud mich in die Düsseldorfer Oper ein. «Wie komme ich an Karten?» «Ich habe Dich eingeladen, also Sonntag in drei Wochen, 19.00 Uhr vorm Opernhaus, Hand drauf.» Damit war mein Schicksal besiegelt, ich wusste es nur noch nicht. Drei Wochen später: Mit Sonntagsanzug und Krauwatte, in freudiger Erwartung war ich schon nachmittags in Düsseldorf, hatte noch Zeit, im Hofgarten spazieren zu gehen. Gertrud führte mich in den Olymp des Opernhouses, höher ging es nicht, vierter Rang, Stehplatz, bzw. Sitzplatz auf den Treppenstufen. Von den hinteren Reihen des vierten Ranges links und rechts konnte man die Bühne nicht einsehen, so liessen sich auch zahlende Besucher auf den Treppenstufen nieder. Es fiel nicht auf, dass wir vom Logenschliesser eingeschleust waren. In der Pause stellte mich Gertrud dem Logenschliesser, der Garderobenfrau und fünf Mädels vor, die ich zum Teil schon in Niederlahnstein gesehen hatte. Meine Vergangenheit schien bekannt zu sein, hatte ich doch Gertrud bei unserem kurzen Treff von meiner zweijährigen Zuchthausstrafe erzählt. Ihre Gespräche waren nicht für PGs bestimmt, als Spitzel hätte ich sie alle hinter Schloss und Riegel bringen können. Mit Gertrud und ihrem Opernkreis traf ich nun öfter zusammen. Zwei der Mädels arbeiteten in der Telefonvermittlung, sie waren für neueste Nachrichten gut. Nach einiger Zeit lernte ich noch zwei Mädels aus ihrem Betrieb kennen. Sie arbeiteten im Rüstungsbetrieb IG Schwietzke in Düsseldorf-Rath.

Die Firma unterhielt ein eigenes Russenlager. Paula Pesau, die «Hure Gottes» – wie sie sich selbst einmal bezeichnete – war für die Lebensmittel

der Lagerküche verantwortlich. Sie verstand es, unter Einsatz ihres Körpers Lebensmittel und Reste aus der Werksküche für «ihr» Russenlager abzuzweigen. «Menschen sind für mich wichtiger als Schweine», kommentierte sie das. Nach Kriegsende versorgten die Russen Paula mit Lebensmitteln, während sie ihren Chef erschossen.

Gertrud war als Spezialistin im Zünderbau beschäftigt. Sie wollte von dieser Arbeit fort. Als wir mal wieder über das Problem sprachen, machte Wilma den Vorschlag: «Heirate Hans: Du ziehst nach Wuppertal und Schwietzke kann seine Zeitzünder selber bauen.» «Meine Eltern werfen mich zu Hause raus, ich bin katholisch, Hans Atheist. Wir werden uns ewig um Gott streiten müssen. Ich habe auch nicht die Absicht aus der Kirche auszutreten», entgegnete Gertrud. «Das Problem könnt ihr nach dem Krieg lösen», sagte Wilma. Ich liess mich an den nächsten Sonntagen zu Gertruds Eltern einladen, zwecks Vorstellung des Zukünftigen. Dass ich wehrunwürdig war und zwei Jahre Zuchthaus hinter mir lagen, störte sie nicht. Als Gertrud erzählte, dass wir uns seit 1935 kennen, waren wir Todsünder. «Trük hasse dat gebeichtet», liess der Vater vernehmen. «Ich will weder das Mutterkreuz noch Kanonenfutterfabrik sein. Wir haben auch nichts zu beichten, denn wer Schlechtes denkt, der Schlechtes tut», war Gertruds Antwort.

1942 wollten wir heiraten und hatten uns den 22. Mai als Hochzeitstag ausgesucht. Bevor das Standesamt Wuppertal-Elberfeld unser Aufgebot annahm, schickte man uns zum Arzt. Wir wurden auf unsere Zeugungsfähigkeit und arische Rassenreinheit untersucht. Auf Antrag erhielt Gertrud vom Kölner Erzbischof die Genehmigung, mich zu ehelichen. Sie kündigte ihre Arbeitsstelle mit der Begründung, nach der Hochzeit zu mir nach Wuppertal zu ziehen. Im Gegenzug wollte mich ihre Firma nach Düsseldorf dienstverpflichten. Damit war wiederum die Gestapo nicht einverstanden, weil IG Schwietzke Rüstungsbetrieb war. Nun überstürzten sich die Ereignisse. Am 16. Mai bekam ich auf der Arbeitsstelle, es war ein Samstagmorgen, per Boten eine Vorladung gegen Empfangsbescheinigung zum Wehrbezirkskommando per 18. Mai, 9,00 Uhr. Juckt mich doch nicht, dachte ich bei mir, die letzte Untersuchung 1939 nach meiner Endassung aus der Strafhaft: Arbeitsverwendungsfähigkeit und wehrunwürdig. Ich dachte an eine Nachuntersuchung. Man drückte mir einen Stellungsbefehl in die Hand. Für den 20. Mai, 10.00 Uhr nach Dortmund, 6. Kraftfahrabteilung. «Unterschreiben Sie noch Ihren Antrag auf Wiederverleihung der Wehrwürdigkeit.» Der An-

trag war bereits bis auf meine Unterschrift fertig. Der anwesende Wehrmachtsoffizier: «In Anbetracht Ihrer Bürgen ist es das Beste. Unterschreiben Sie!»

Wir heirateten am 19. Mai unter Vorlage des Stellungsbefehls mit Nottrauung. Hochzeitsnacht – Fehlanzeige: Fliegeralarm, Luftschutzbunker, Abfahrt nach Dortmund. Ich war dann eine Woche lang der einzige Rekrut und wurde bis zum Eintreffen der anderen mit Reinigungsarbeiten beschäftigt. Nach einigen Wochen Ausbildung zu einer Neuaufstellung ins Sennelager versetzt. Hier wurden die Soldaten dermassen geschliffen, dass sie nur einen Wunsch hatten: Nur weg hier, an die Front. Ich hatte mir bei einer Gefechtsübung an einem Baumstumpf das Schienbein aufgeschlagen. Die Uniformhose war durchgeblutet, für die Kameraden die Gelegenheit ihre Erste-Hilfe Kenntnisse zu beweisen. Ich wurde so gut verbunden und geschient, dass es mir unmöglich war, mich selbst fortzubewegen. Die Kameraden drängten sich danach, mich auf einer Zeltbahn liegend Richtung Unterkunft zu tragen. Ein fronterfahrener Obergefreiter machte das sehr gut mit Gefechtsleinlage und ausgedehnten Zigarettenpausen. Vom Unterarzt wurde ich am Morgen verbunden. Zinkleimverband, drei Tage Innendienst, in vier Wochen melden zum Verband abnehmen. Ich wurde für einen Oberwachtmeister als Putzer abgestellt, durch ihn erfuhr ich, dass es bald an die Front geht. Nach einer Woche musste ich wieder Gefechtsausbildung mitmachen. «Unglücklicherweise» gerieten einige Sandkörnchen unter den Verband. Ein paar Tage später war meine Lymphdrüse in der Leistenbeuge geschwollen. Der Unterarzt warf mich raus, da noch keine vier Wochen um waren. Als ich es vor Schmerzen nicht mehr aushielt und bereits Fieber hatte, meldete ich mich erneut krank. Diesmal wurde ich untersucht und der Verband abgenommen. Lymphdrüse geschwollen und Unterschenkel vereitert, ab ins Lazarett Klausheide. Nach meiner Entlassung und Überstellung in eine Genesungskompanie war meine Einheit bereits im Kessel von Orel verblutet (erfuhr ich nach Kriegsende).

1943 wurde ich in die Wahner Heide geschickt, zur Neuaufstellung eines aus Russland abgezogenen Restes einer Heeresflak-Abteilung. Wie gehabt, war ich beim Strafexerzieren und sämtlichen Sonderdiensten dabei. Eines Tages wurde ich zu Aufräumungsarbeiten in die Waffenwerkstatt befohlen, nach Beendigung der Arbeiten befahl mir der Waffenwachtmeister noch

seine Bude zu putzen. Als ich dort ankam, war der Gefreite Hans Eberhard schon mit dem Putzen fertig. «Du sollst hier warten, lass uns eine rauchen oder willst du lieber strafexerzieren?» «Danke, mein Bedarf ist mehr als reichlich gedeckt.» Der Wachtmeister kam und fragte, ob ich in die Waffenwerkstatt wolle. Ich wollte. «Gut, ich werde Dich anfordern, ich kenne Deine Vergangenheit, steht in Deinen Akten auf der Schreibstube und Willi Paul von den Schwarzen Scharen kenne ich vom Reichsbahnausbesserungswerk Kassel. Das ist hier kein Verhör, aber eine Warnung. Ich habe hier einen Zeugen, wir haben uns nur über Deinen beruflichen Werdegang Dreher, Schlosser, Schweisser unterhalten. Solche Leute suchen wir.»

Drei Tage später wurde ich zur Waffenwerkstatt überstellt. Wir kamen zur Luftabwehr, waren in der märkischen Heide bei Berlin stationiert. Im Winter 1943/44 wurde ich zur Flakwaffenschule nach Halle kommandiert, von dort wieder zu meiner Einheit nach Frankreich, die im Raume Calais lag.

Unser Werkstattleiter, inzwischen Oberwachtmeister, hatte noch einen «Anti» an Land gezogen: Paul Schwarz aus Schwelm. Paul Schwarz war auf ähnlichem Wege wie ich in die Waffenwerkstatt gekommen: Sein Vater alter Gewerkschaftler, er selbst nicht bereit in der Zwangs-HJ Dienst zu machen. Nach einer Schlägerei mit der HJ in Schwelm wurde er nach einigen Wochen im Unterbarmer Polizeigefängnis zum Arbeitsdienst geschickt, von dort zur Wehrmacht. Später wurde er aus unserer Abteilung zur Front versetzt, weil er sich erlaubt hatte, den Führer zu kritisieren. Es musste ein Spitzel unter uns sein. Unser Verdacht fiel auf den Obergefreiten Bühner, unseren Lastzugfahrer. Unser Verdacht wurde später in Holland bestätigt. Wir bekamen einen Waffenoffizier vor die Nase gesetzt, fachlich eine Null; so war es für unseren Werkstattleiter nicht schwer, ihn zwecks Ersatzteilbeschaffung zum Stab ins Büro wegzuloben. Bühner haben wir nach einiger Zeit zum Schnarcher gemacht. Jeden Morgen haben wir ihn angemotzt, von wegen gestörter Nachtruhe. Nach seiner Beschwerde beim Werkstattleiter empfahl ihm dieser, in der Fahrerkabine des Werkstattsuges zu schlafen. So konnten wir ungestört den englischen Sender abhören.

Als neue Offiziere bei mir noch keine Frontbewährung entdecken konnten, wurde ich zur Grosskampfbatterie unserer Abteilung an die Kanalküste ge-

schickt. Hier spitzte sich die militärische Situation bereits zu. Um der Einkesselung durch alliierte Truppen zu entgehen, wurde Stellungswechsel befohlen. In der allgemeinen Hektik fuhren die Kameraden ein Geschütz in ein Deckungsloch, die Grosskampfbatterie floh in Richtung Deutschland. Ich musste das Fahrgestell reparieren. Nach dem Ausbau einer Spurstange liess ich mich von einem Kradmelder zu einer Dorfschmiede fahren, um die Spurstange zu richten. Nach vollendeter Reparatur mussten wir antreten.

Unser Geschützführer (Dienstgrad Wachtmeister) eröffnete uns, er habe den Befehl, da der Kessel bereits geschlossen sei, uns an die Festungseinheit Calais anzuschliessen. Er klopfte auf seine Pistole: «Sollte jemand anderer Meinung sein, muss ich von der Waffe Gebrauch machen». «Herr Wachtmeister, ich habe eine Pistole, zehn Karabiner und eine 8,8 Hak», entgegneten unser Zugmaschinenfahrer. Der Wachtmeister stotterte etwas von Meuterei. Unseren Fahrer störte das überhaupt nicht. «Sie Arschloch kenn ich noch von Russland. Wir fahren unserer Einheit nach, alles aufsitzen.» Wir fuhren schon, als der Wachtmeister aus seiner Erstarrung erwachte. Er rannte uns nach und sprang auf das Geschütz auf. In einer Orientierungspause liess man ihn später hinten auf die Zugmaschine, so dass er zwischen der Mannschaft sass. Auf seinem angestammten Platz neben dem Fahrer sass ich. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Ich hatte Angst vor den Folgen und suchte das Gespräch mit unserem Stabsgefreiten, dem Fahrer. «Glaub mir, ich kenne meine Geschützbedienung. Wir haben schon mal in Russland den Rückzug geübt. Den Wachtmeister haben wir nur aus Mitleid mitgenommen, der ist froh, dass er noch lebt.»

Im Morgengrauen erreichten wir einen Wald zwischen Menin und Kortrijk, hier trafen wir mit unserer zweiten Batterie zusammen. Wir waren in ein Sammellager für versprengte Soldaten geraten. Tags drauf hielt ein SS-Führer eine Rede und schickte uns mit neuen Offizieren von der SS wieder in Richtung Frankreich zum Aufbau einer neuen Frontlinie. Unser Vormarsch wurde von Partisanen gestoppt. Minuten später erfolgte ein Tieffliegerangriff auf uns. Unser Stabsgefreiter gab mir den Auftrag den Schlagbolzen auszubauen, das Geschütz zu sprengen. Er wollte die Zugmaschine retten, die bereits in Brand geschossen war. «Als Fussgänger sind wir verloren.»

Ich hatte seit der Reparatur in Frankreich den blauen Anzug an. Meine Uniform war verbrannt. Nach vollbrachter Tat schaffte ich es noch, mich

an die fahrende Zugmaschine anzuhängen. Die Kameraden zogen mich hoch. Einer hatte eine Kopfverletzung abbekommen. Wir haben ihm später einen wunderschönen Verband um den Kopf gewickelt und ihn gut sichtbar auf der Zugmaschine plaziert, als Beweis unseres Einsatzes. Auf unserem weiteren Wege luden wir noch einige Infanteristen auf. Besonders willkommen war uns ein russischer Hiwi (Hilfsfreiwilliger) mit zwei Gewehren. «Kamerad tot, ich Waffe mitnehmen.» Für mich ein Glück, denn ich hatte meinen Karabinern beim Geschützsprengen liegenlassen. Ohne Waffe aufgegriffen zu werden bedeutete Standgericht. Ich hätte mich absetzen können. Aber wir selbst glaubten, jetzt sei das Kriegsende in Sicht. Der Rückzug ging bis nach Deutschland hinein. Ausserdem hielt sich das Gerücht, jeder deutsche Soldat werde in Belgien von den Partisanen erschossen. Gerücht oder Wahrheit? Ich habe mich auch ein wenig von der Angst leiten lassen. Nach dem Krieg erfuhr ich, dass in Russland und Italien Soldaten belehrt wurden, die Russen, bzw. Amerikaner machten keine Gefangenen. Mein Freund Knabe liess sich in Rumänien, Möd in Sizilien überrollen – beide gingen dort in Gefangenschaft.

Ich wurde zum Waffenoffizier befohlen und über die Geschützsprengeung vernommen. Mit der Vorschrift der Flakwaffenschule im Hinterkopf konnte ich ihm alles genauestens erklären. Mit der Übergabe des Schlagbolzens war er zufrieden. Ich erhielt eine neue Uniform und konnte mein uraltes Gewehr in der Waffenkammer umtauschen. Nach einer Woche Ruhe wurden wir als Infanteristen zur dritten Batterie geschickt. Meine Aufgabe war es, die restlichen drei Geschütze zu betreuen. Mit etwas Phantasie gab es immer etwas daran zu reparieren oder zu justieren. Aber der Rückzug ging weiter, über Terneuzen, Bresken, Vlissingen, Bergen op Zoom, Roosendaal. Unsere Waffenwerkstatt hatte sich in Bresken einquartiert. Wir fuhren dort hin, um unser neues Geschütz abholen. Bei der Übernahmeprüfung stellte ich erhebliche Mängel in der Beweglichkeit fest. Mit dem Geschützführer suchten wir den Waffenoffizier auf, um unsere Reklamation vorzutragen. Statt Abhilfe bekamen wir einen Anschiss: «Ihr wagt es noch Euch zu beschweren, wo Ihr Euer Geschütz gesprengt habt. Raus hier, bevor ich Euch wegen Feigheit vor dem Feind zur Verantwortung ziehe», zackige Kehrtwendung und nichts wie weg. Draussen fragte mich der Wachtmeister: «Wollen wir etwa den Krieg gewinnen?» «Wir zwei alleine bestimmt nicht», war meine Antwort. In der Waffenwerkstatt erzählte mir unser Waf-

fenmeister, warum alle Teile so schwer beweglich waren. Man hatte überall wo früher Kugellager waren Gusseisenringe eingesetzt. «Rudi, du lässt uns zum Waffenoffizier rennen und weisst Bescheid?» «Ich bin auch angeschnauzt worden, der hat seinen Waffenoffizier wahrscheinlich auf 'ner Ordensburg gemacht. Wenn ich könnte, würde ich diese technische Intelligenz an die Front schicken, das kann heilsam sein, schon mancher hat dort sein Hirn wiederentdeckt.»

Wir fuhren mit unserer Kanone in die Stellung, dort mussten wir das Gemotze der Bedienung über uns ergehen lassen. Eines Tages erschien Rudi, der Waffenmeister zur Inspektion des Geräts in der Stellung. Ich wurde vor der Geschützbedienung zusammengeschissen: «Waffenwart, Geschütz Dora unter aller Sau, haben Sie schon mal daran gedacht, wofür Schmiernippel da sind. Das ist wohl etwas ganz neues für Sie!» Ich wollte ihn darauf hinweisen, dass wir das Geschütz so übernommen haben: «Herr Wachtmeister», weiter kam ich nicht. «Halts Maul, Sie blöder Hund, ich werde Sie ablösen lassen, hier in der Sonne liegen ist dann vorbei. In zwei Tagen sehe ich mir das noch einmal an. Wehe, ich finde einen Fehler, dann sind Sie die längste Zeit Waffenwart der dritten Batterie gewesen.» Beim Weggehen flüsterte er mir zu: «Dir sitzt im Kessel.»

Nach zwei Tagen erschien Rudi wieder in der Stellung. Er hatte auch schon einen Ersatzmann für mich dabei. Ich wurde noch mal vor versammelter Batterie zusammengestaucht und der neue Mann vorgestellt. Nach der Werkzeugübergabe nahm mich Rudi auf dem Krad mit. Wir passierten die Linie der Infanterie. Wir lagen also ganz vorne. Nach ca. drei Kilometern lag in der dritten Linie SS. Man stoppte uns mit MP im Anschlag. Rudi hatte ein Papier von der Standortkommandantur Breda, wir durften passieren. Die SS in der dritten Linie hatte nur die Aufgabe, versprengte oder rückwärtsstrebende Soldaten mit Waffengewalt wieder an die Front zu treiben. Rudi konnte mich nur mit zurücknehmen, weil auf seinem Passierschein ein Waffenwart stand. «Deinen Ablöser sehen wir kaum wieder. Er ist erst vier Wochen bei uns und möchte eine Auszeichnung haben. Das SA Sportabzeichen ist ihm zu wenig. Beeilen muss er sich schon. In spätestens einer Woche ist der Kessel zu. Er hat sich wirklich gefreut, an die Front zu kommen.»

Auch wir mussten unsere Werkstatt hinter den Wall nach Zwijndrecht verlegen. Dort erschien eines Tages eine Holländerin bei uns in der Werkstatt

und meldete ihre Vermieter, die einen Radioapparat im Keller unter den Kohlen versteckt hätten. Radios waren für Holländer bei Strafe verboten. Wir versprachen ihr die Anzeige an die Kommandantur weiterzuleiten. Anderentags zogen wir, ein Unteroffizier und drei Mann unter Stahlhelm mit Karabiner zur angegebenen Adresse. Der Unteroffizier verlangte die Herausgabe des Radios. «Ik heb nooit Radio». Der Mann musste mit in den Keller. Weil er schwerbeschädigt war, schaufelten wir die Kohlen selbst um. Es kam tatsächlich ein Radio zum Vorschein, ein sehr gutes sogar, wie wir später in der Werkstatt feststellten. «Sie sind angezeigt worden», sagten wir zum Abschied. Wir versteckten das Radio in unserem Werkstattwagen und vergassen die Weitergabe der Anzeige. Der Holländer wird sich gewundert haben, dass wir ihn nicht auch gleich mitgenommen haben.

Im Winter 1944/45 waren unsere Geschütze wieder zur Luftabwehr eingesetzt. Wir waren zur Festung Holland geworden. Die Bevölkerung hungerte. Männer meldeten sich freiwillig bei uns und wollten Soldat werden. Frauen und Mädchen bettelten um Brot an und versuchten bei uns Arbeit in der Feldküche oder als Putzfrau zu bekommen. Andere boten auch ihren Körper für ein Stück Brot an. Offiziere machten davon Gebrauch, während den Mannschaften selbst der Magen knurrte. Anfang 1945 wurden wir zum Abschlussdeich der Zuidersee nach Wieringen verlegt. Die Küchenhilfen und Offiziersshuren reisten mit.

Die Mannschaften der KFZ-Waffenwerkstatt und Schreibstuben wurden zweimal in der Woche zahnkrank – jedesmal einen Tag frei, zu Fuss nach Den Helder zum Zahnarzt, ca. 25 Kilometer, hin und zurück 50 Kilometer. Teilweise nahmen uns Wehrmachtsfahrzeuge mit. März und April 1945 fand der Krieg nur noch von abends bis morgens statt. Tagsüber wurde zwischen den Linien mit den Kanadiern Fussball gespielt. Alliierte LKW versorgten die holländische Bevölkerung mit Lebensmitteln. Während unserer Zeit in Houten gingen wir nachts mit den Holländern im Lek mit Handgranaten fischen und tagsüber bei Mussert-Leuten gehamsterten alten holländischen Käse beschlagnahmen.³ Natürlich machten wir halbe-halbe, mit den Holländern, die uns sagten, wo etwas zu holen war.

Bei Kriegsende, im Mai 1945 waren wir in Bussum und sollten bis zum Eintreffen der Kanadier für Ruhe und Ordnung sorgen. Wir fuhren ein paar mal Streife und liessen die Holländer feiern. Gewundert haben wir uns nur,

dass man uns verhasste Deutsche in Ruhe liess. Dann erfolgte die Übergabe an Kanadier, Abfahrt und Vorbeimarsch in der Nähe von Ammersfoort vor alliierten Generälen und General Blocher. Ca. 200 Meter weiter gab's ein grosses Waffen-Wegwerfen. Wir gingen ab ins Gefangenenlager, General Blocher wurde als Kriegsverbrecher verhaftet. Die Offiziere durften ihre Pistolen behalten. Wir beschäftigten uns mit Rangabzeichen abreissen, mussten sie jedoch drei Monate später bei der Entlassung wieder annähen, um sie uns fünf Minuten später von einem englischen Soldaten wieder abreissen zu lassen.

- 1 Schwarze Scharen waren antifaschistische Kampforganisationen der Anarchosyndikalisten, die es in mehreren Städten Deutschlands gab. Die Schwarze Schar in Wuppertal wurde 1931 gegründet und hatte ca. 20 Mitglieder.
- 2 Silvio Gesell war ein Wirtschaftstheoretiker. In den zwanziger Jahren gab es eine Anzahl von politischen Gruppen, die seine Lehre vertraten.
- 3 Adrian Anton Mussert war der Führer der niederländischen Nationalsozialisten.

Heike Herrberg
«MAN MUSS ZIVILCOURAGE HABEN» –
WALTRAUD BLASS

«Dass unsere Kraft weiter reicht als unser Unglück, dass man, um vieles beraubt, sich zu erheben weiss, dass man enttäuscht, und das heisst ohne Täuschung, zu leben vermag.»

Ingeborg Bachmann

Nach ihren Lebensprinzipien gefragt antwortet Waltraud Blass: «Ich hatte immer einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn, schon als Kind in der Schule. Das brauchte mich gar nicht zu betreffen. Wenn ein Lehrer jemanden ungerecht behandelt hat, hab ich mich schon empört.»¹

Die Eltern unterstützen dieses Verhalten ihrer Tochter. «Zivilcourage» ist ein wichtiger Grundsatz ihrer Erziehung, ebenso wie für die Lehrerinnen und Lehrer der Freien Schule, die Waltraud bis 1934 – ihrem 14. Lebensjahr – in Ronsdorf bei Wuppertal besucht. «Die Ronsdorfer, das war unsere Welt. Aber das war auch so'n Völkchen für sich, politisch immer sehr auf der Höhe, mit einer starken Arbeiterbewegung.»

Nachdem Waltrauds Eltern, Hugo und Hildegard Ebbinghaus, 1921 aus der Kirche ausgetreten sind, werden sie kurze Zeit später Mitglieder der KPD. Hildegard Ebbinghaus arbeitet einige Jahre für die Rote Hilfe, der Organisation zur Unterstützung politischer Gefangener und ihrer Angehörigen. Waltrauds Vater, den wesentlich die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs geprägt haben, wird Leiter der KPD – Ortsgruppe Ronsdorf.

Politik und Bücher – diese beiden Dinge sind wichtig im Leben der Familie Ebbinghaus und beeinflussen auch Waltraud und ihren drei Jahre älteren Bruder Egon. Der Vater, der gern auf die höhere Schule gegangen wäre, aber als Ältester von zwölf Geschwistern Geld verdienen musste, hat sich schon früh eine umfangreiche Bibliothek zugelegt, die auch die Kinder benutzen dürfen, «wenn wir uns vorher die Finger gewaschen hatten». Neben politischer Literatur stehen auch Klassiker und philosophische Werke im Schrank. Die Mutter liest ebenfalls gern, z.B. August Bebels «Die Frau und



*Waltraud und ihr Bruder (3. und 4. von links) mit Freundinnen
an der Lahn, 1939.*



Waltraud als 24jährige.

der Sozialismus». An manchen Abenden oder auch sonntagmorgens hält die Familie manchmal «literarische Kränzchen», bei denen alle abwechselnd mit dem Vorlesen an der Reihe sind.

Als aktiver Gewerkschafter steht Hugo Ebbinghaus bald auf der schwarzen Liste der bergischen Unternehmer. Lange Zeit ist der gelernte Bandwirker arbeitslos. Nach der Machtergreifung der Nazis wird er 1933 für ein Jahr in dem berüchtigten KZ Kemna in Wuppertal interniert. Den kleinen Tabak- und Schreibwarenladen, den Waltrauds Eltern zwischenzeitlich übernommen haben, gibt Hildegard Ebbinghaus nach der Verhaftung ihres Mannes auf Druck der Gestapo auf, die fast jeden Tag dort erscheint. Auch viele RonsdorferInnen haben ihr nicht die nötige Unterstützung gegeben, sich einschüchtern lassen und mit der Zeit das Geschäft des ortsbekanntem Kommunisten boykottiert.

Als Waltrauds Bruder 1934 von der Gestapo verhaftet wird, ist das ein dramatischer Tag für die Familie. «Mein Vater war voller Empörung und Schmerz. Er ist im Bett geblieben und hat sich die Decke über den Kopf gezogen, um durch seinen Wutausbruch nicht den Rest der Familie zu gefährden. Sie hätten ihn sonst wahrscheinlich gleich wieder mitgenommen. Meine Mutter hat geflüstert: ‚Bleib liegen, komm nicht raus!‘ Ich bin aufgestanden, das war im Morgengrauen. Es war tatsächlich so, die Gestapo kam im Morgengrauen.»

Während ihr Bruder für zwei Jahre ins Jugendgefängnis muss, arbeitet Waltraud zunächst in der Mützenfabrik Küpper als Näherin, später dann bei den Kabelwerken Reinshagen. An die erträumte Lehrstelle ist für sie aufgrund der früheren Inhaftierung ihres Vaters nicht mehr zu denken. Aber Waltraud erinnert sich gern an ihre Jugend zurück. Die Wochenenden verbringt sie oft mit Freundinnen und Freunden aus dem Kommunistischen Jugendverband (KJVD). Auch der Bruder ist nach seiner Entlassung wieder mit dabei und bringt Kameraden mit, die er in der Haft kennengelernt hat. Wandern, Radtouren, Paddeln und Zelten sind beliebte Freizeitbeschäftigungen, die gleichzeitig die Möglichkeit bieten, sich mit gleichgesinnten jungen Antifaschistinnen zu treffen und so der erstarkenden Nazi-Diktatur im kleinen Umfeld etwas entgegenzusetzen.

«Man wusste, dass man an den Talsperren immer Jugendliche traf, die mit der Hitlerjugend nichts zu tun haben wollten.» Wenn die HJ ab und zu ihre Streifzüge in der Gegend macht, kommt es auch schon mal zu Schlägereien.

An manchen Wochenenden nimmt Waltraud zusammen mit ihrer Grosskusine Hermine Schmidt auch an Treffen im Familienkreis teil. Der Charakter dieser Treffen verändert sich im Laufe der Jahre. Seit Beginn des Krieges dienen sie zunehmend dazu, die Diskussionen politischer Perspektiven zu tarnen.

Knöchel-Organisation

Hugo Ebbinghaus hat nach der Haftentlassung seine Parteikontakte nie ganz verloren und ist schon vor dem Krieg Anlaufstelle für «Instrukteure» der Emigrationsleitung aus Amsterdam der seit 1933 faktisch verbotenen KPD. Ab 1941 intensivieren sich die Kontakte. In diesem Jahr wird von der Parteileitung im Moskauer Exil entschieden, den innerdeutschen Widerstand zu aktivieren bzw. neu zu organisieren. Von den ZK-Funktionären wird dieser Zeitpunkt als günstig angesehen, vor allem seit dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion, der für Kommunistinnen als Angriff auf ihre ideelle Heimat einen besonderen Stellenwert hat. Als Inlandsleitung ist für diese Aufgabe unter anderem Herbert Wehner vorgesehen, der jedoch im schwedischen Exil verhaftet wird. Seine Funktion übernimmt daraufhin das ZK-Mitglied Wilhelm Knöchel von Amsterdam aus, der seine Arbeit zunächst auf Westdeutschland konzentrieren soll.

Wuppertal wird neben Düsseldorf und Duisburg bald zum Schwerpunkt der «Knöchel-Organisation». In Wuppertal «hatte es nach 1933 eine intensive illegale Arbeit mit vergleichsweise hohem Organisationsgrad gegeben. Doch das Konzept, die Partei auch unter illegalen Bedingungen als Massenpartei weiterzuführen, hatte notwendigerweise zu Massenverhaftungen geführt, die die Basis in Wuppertal schon 1933/34 empfindlich geschwächt hatten und ihr nach einem gross angelegten Versuch, die Gewerkschaftsarbeit erneut zu beleben, 1935 endgültig die Kraft nahmen. Rund 1'200 Verhaftungen und über 700 Anklagen bei den Wuppertaler Prozessen markierten das Ende äusserster Anstrengungen.»²

Aber es gibt noch genügend Ansprechpartnerinnen im Bergischen Land, die trotz oder gerade wegen ihrer Erfahrungen mit den Nazis offen sind für die Anliegen der drei Instrukteure, denen 1941 von den Niederlanden aus

die Einreise ins Rhein-Ruhr-Gebiet gelingt. Wichtige Voraussetzung für alle weiteren Arbeiten ist zunächst einmal die Quartierbeschaffung bzw. die Erkundung möglicher Unterkünfte für weitere Mitarbeiterinnen – zum überwiegenden Teil emigrierte deutsche Kommunistinnen, die aus den Niederlanden nachkommen sollen.

Waltrauds Vater bringt die Instrukteure mit zuverlässigen Genossinnen in Kontakt, um den Informationsfluss und Diskussionszusammenhang zu unterstützen. Er lehnt es jedoch ab, die illegale Arbeit noch weiter zu intensivieren – z.B. durch den Aufbau einer Widerstandsgruppe im Betrieb – da er dies zum gegenwärtigen Zeitpunkt für zu riskant hält. Die diversen Diskussionen bei den «Familientreffen» in Wuppertal können Hugo Ebbinghaus nicht vom Gegenteil überzeugen. Über die Stimmung in den Betrieben, deren Erkundung ebenfalls zu den Aufgaben der Instrukteure gehört, erfahren sie u.a. einiges von Waltrauds Bruder Egon. Waltraud liest ihnen gelegentlich Briefe vor, die sie von befreundeten Soldaten von der Front erhält und die ebenfalls als Stimmungsberichte registriert werden.

Frauen – Widerstand

Insgesamt jedoch bleiben die weiblichen Familienmitglieder den Diskussionen weitgehend fern. Sie fahren mit zu den Treffpunkten, dann aber «haben wir Frauen uns draussen aufgehalten. Taten, als wenn wir uns unterhielten, und in Wirklichkeit haben wir aufgepasst. Da waren die Männer dann ungestört.» Obwohl es sich bei den meisten (Ehe-) Frauen, die an diesen «Familienausflügen» teilnehmen, um Genossinnen – also Parteimitglieder – handelt, haben sie an den Gesprächen, zumindest auf dieser «offiziellen» Ebene, nur wenig Anteil. Aber sie stellen die lebenswichtige Infrastruktur des Widerstandes, ohne die die Aktionen der Männer nicht möglich wären. «Wir haben die Plakate im Kinderwagen unten transportiert und dann Schmiere gestanden, während die Männer geklebt haben. Manchmal haben wir auch so getan, als wären wir ein Liebespaar, um aufpassen zu können.»

Entsprechend der gesellschaftlichen Rollenverteilung übernehmen die Frauen die Aufgaben, die sie in den Augen ihrer Gegner, der Gestapo, unverdächtig machen. Auch Cilly Hansmann, die aus Köln stammende Lebensgefährtin von Wilhelm Knöchel, bestätigt dies: «Die Männer wurden

viel mehr kontrolliert, während ich mich als Frau leichter bewegen konnte.»³

An ihrer Person wird besonders deutlich, welche zentrale Bedeutung den Frauen in der illegalen Arbeit zukommt. Nachdem Knöchel im Januar 1942 ebenfalls illegal nach Westdeutschland eingereist ist, übernimmt Cilly Hansmann als seine Nachfolgerin von Amsterdam aus die gesamte überlebensnotwendige Nachschubversorgung für die Instrukteure.

Illegale Druckschriften

Bis zu seiner Verhaftung im Januar 1943 bringt Knöchel monatlich die illegale Widerstandszeitung «Der Friedenskämpfer» heraus, die er als keiner Partei zugehörig und «keiner bestimmten politischen, wirtschaftlichen oder sonstigen Interessengruppe» verpflichtet vorstellt. Ziel ist die Beendigung des Krieges und ein «ehrvoller Friede». Zugleich wird darin die «F»-Aktion propagiert: das Schreiben des «F» an Häuser, Wände und Zäune für «Frieden, Freiheit und Fortschritt». Zur Sabotage der Kriegsproduktion und des Verkehrswesens wird ebenso aufgerufen wie zum Boykott der nationalsozialistischen Sparappelle und der Winterhilfssammlungen. Das «Ruhr-Echo» und die «Freiheit», Zeitungen ähnlichen Inhalts, werden 1942 ebenfalls monatlich im Rhein-Ruhr-Gebiet hergestellt und von zuverlässigen Genossinnen verbreitet.

Auch Waltraud Blass erinnert sich daran, die «Freiheit» verteilt zu haben. Den Namen «Knöchel» hört sie jedoch zum ersten Mal später bei ihrer Gerichtsverhandlung. Den konspirativen Regeln entsprechend werden bei den «Familientreffen» Decknamen benutzt, denn «Nachnamen waren tabu. Die wurden von vornherein nicht genannt. Was du nicht weisst, kannst du später nicht verraten. Wir kannten ja schon die Methoden der Gestapo von meinem Vater und Bruder».

Verhaftungen

Als Waltraud am 1. Februar 1943 spätnachmittags von der Arbeit nach Hause kommt, ist die Wohnung leer. «Und ich denk ,na nu, warum ist denn keiner da?’, denn ich war nicht gewohnt, dass meine Mutter nicht da war,

wenn ich nach Hause kam. Und dann kommt unsere Nachbarin und sagt: „Hör mal, die Gestapo war hier, die haben Deine Mutter mitgenommene Meinen Vater haben sie an demselben Tag im Betrieb verhaftet.“

Aufgrund einer Denunziation in Düsseldorf hat die Gestapo Ende 1942 den ersten handfesten Hinweis auf die «Knöchel-Gruppe» bekommen und kann damit ihre Ermittlungen gegen die «illegale kommunistische Organisation im Westen» konkretisieren. Schon seit Beginn der Verbreitung der ersten Ausgaben sammeln sich bei der Gestapo Düsseldorf Monat für Monat Exemplare der Widerstandszeitungen und diverser Flugblätter zur «F-Aktion», die regimetreue, denunziationsfreudige Mitbürgerinnen abliefern. Bereits am 11. Januar 1943 kommt es dann zu den ersten Verhaftungen in Düsseldorf.

Auch die Wuppertaler Dienststelle hat seit ca. sechs Monaten das Auftauchen der kommunistischen Druckschriften registriert und nimmt einige Tage später u.a. sieben Mitglieder der Familie Kaps in Elberfeld fest, das Ehepaar Kiesebrink aus Vohwinkel und in Ronsdorf Irmgard Schwebinghaus, die Ehefrau des seit 1935 im Exil lebenden Funktionärs Eugen Schwebinghaus, Hugo und Hildegard Ebbinghaus sowie ihren Onkel Hermann Schmidt und seine Tochter Hermine.

Nach der Verhaftung ihrer Eltern ist für Waltraud klar, dass sie vorerst keinerlei Kontakte aufnehmen darf, da sie davon ausgeht, von der Gestapo beobachtet zu werden. Sie unternimmt einen Versuch, ihre Eltern zu besuchen, was ihr jedoch verwehrt wird. So kehrt sie in die leere Wohnung zurück – ihr Bruder ist als Soldat an der Front – und fühlt sich ziemlich einsam und verlassen, in ständiger Sorge um die Angehörigen.

Als sie nach drei Wochen, am 22. März, eine Vorladung für den nächsten Tag zur Gestapo erhält, hofft sie zunächst, nun endlich ihre Eltern besuchen zu können – «ich war damals noch etwas naiv» – sagt aber vorsichtshalber ihrer Tante Bescheid. «Wegen Verdachts der Vorbereitung zum Hochverrat» wird nun auch Waltraud Ebbinghaus am 23. März 1943 von der Gestapo verhaftet und zur Untersuchungshaft ins Polizei-Präsidium an der Friedrich-Engels-Allee gebracht. Der Schock ist diesmal jedoch kaum größer als bei der Verhaftung der Eltern, die für die inzwischen 22jährige immer noch die wichtigsten Menschen in ihrem Leben sind. «Als sie mich verhaftet hatten, war ich gar nicht so furchtbar traurig über mich. Da hab

ich gedacht, jetzt bist du da, wo deine Eltern sind, jetzt machst du das mit, was sie mitmachen müssen. Ich fühlte mich nicht mehr so getrennt von ihnen.»

Polizeigefängnis Wuppertal

Ihr bisher noch recht behütetes Leben ist für Waltraud nun endgültig vorbei. Im Gefängnis trifft sie lediglich ihre Grosskusine wieder. Hermine und sie sind in Einzelzellen untergebracht, einem kleinen Raum mit Bett und Wasser-Klo. Das ist eine Luxusausstattung, verglichen mit den Erfahrungen, die Waltraud im Laufe ihrer nun folgenden achtzehnmonatigen Haftzeit noch machen wird.

Auch in anderer Hinsicht zählen die acht Monate im Wuppertaler Polizeigefängnis, die sie dort bis zum November 1943 verbringt, noch zu ihren «angenehmsten» Hafterfahrungen. «Unter den Gefängnisbeamten gab es zwar mittlerweile auch einige Nazis, aber viele gehörten doch auch zur SPD, und zu uns Politischen waren die meist noch sehr nett.» «Gütig wie einen Vater» hat Waltraud sogar den damaligen Gefängnisdirektor Schäfer in Erinnerung, der jedoch noch während ihrer Haftzeit von einem Nazi abgelöst wird.

Um nicht den ganzen Tag allein in der Gefängniszelle verbringen zu müssen, melden sich Waltraud und ihre Grosskusine für den Küchendienst. Durch diese Tätigkeit sind sie weniger isoliert, können sich in der Küche mit anderen Gefangenen unterhalten und ein Gefühl von Solidarität schaffen und – «wir hatten dort auch manchmal unseren Spass» – erleichtern sich so die Haftbedingungen. Ausserdem lernt Waltraud hier Hans Blass kennen, der als «Kalfaktor» ebenfalls ab und zu in der Küche zu tun hat. Der acht Jahre ältere Häftling wartet auf seinen Transport ins Konzentrationslager Buchenwald. Die beiden versprechen, sich nach der Freilassung auf jeden Fall wiederzusehen.

Bei den Vernehmungen streitet Waltraud jegliche Mitwisserschaft ab. Wohl bestätigt sie, verschiedene ihr vorgelegte Personen zu kennen, aber dabei handelt es sich zum grossen Teil um Menschen aus ihrem verwandtschaftlichen Umfeld bzw. dem Bekanntenkreis ihrer Eltern, die ihr oft schon seit Jahren vertraut sind. «Nichts zugeben, sondern dummstellen» – diese Verhaltensweise ist für sie völlig selbstverständlich. Der Haftprüfungsrichter hebt denn auch den Haftbefehl auf und ordnet ihre Freilassung an. Die Gestapo jedoch interessiert diese Verfügung überhaupt nicht, und

Ende November 1943 wird Waltraud Ebbinghaus nach Ravensbrück deportiert, in das grösste deutsche Frauen-Konzentrationslager.

Deportation

Den Transport Richtung Ravensbrück, 80 km nördlich von Berlin bei der Ortschaft Fürstenberg am Schwedt-See gelegen, hat Waltraud als besonders schliesslich in Erinnerung. Zwar werden die Frauen nicht, wie sonst oft üblich, in Viehwaggons zusammengepfercht, sondern in einem Personenzug transportiert. Aber immer wieder wird an kleinen Gefängnissen haltgemacht, um weitere Gefangene einzuladen. Da die Fahrt sich über einige Tage hinzieht, wird in einigen dieser Gefängnisse übernachtet, wo oft katastrophale hygienische Zustände herrschen. «Das waren oft die schlimmsten Drecklöcher. Eine kleine verlauste Zelle für viele Frauen und ein Kübel für alle. Dieser Gestank war kaum auszuhalten! Und das Infame war, dass der Transport immer kurz vor der Essensausgabe wieder losging, so dass wir auch viel gehungert haben.»

Zur Aufsicht begleiten in dieser letzten Etappe alte Wehrmachtsangehörige den Zug. «Unter denen waren ein paar ganz fiese Kerle, die versuchten, sich an die Frauen heranzumachen.» Die sexuelle Gewalt der Soldaten geht so weit, dass sie einzelne Frauen zwingen, beim Sitzen auf der Toilette die Tür aufzulassen und sich gaffend davor postieren. Als Waltraud in so einer Situation einen Soldaten wütend anschreit, lässt er sie zufrieden. Zu ihrem Glück ist auch Hermine mit auf dem Transport, so dass die beiden Grosskusinen sich gegenseitig immer wieder Mut machen können.

Frauen-KZ Ravensbrück

«Im Dezember kam ich mit einem Transport von 30 Frauen im Lager an. Die erste Nacht mussten wir im Baderaum auf dem Steinboden ohne Decken zubringen. Am anderen Morgen bekamen wir unsere Kleidung weggenommen. Wir mussten nackt herumstehen, bis wir ‚besichtigt‘ wurden. Als die ersten Mädels aus dem betreffenden Zimmer herauskamen,

trauten wir unseren Augen nicht, denn ihre Köpfe waren kahlgeschoren. Nun zitterten alle vor Aufregung und Erwartung. Mit einigen anderen hatte ich jedoch das Glück, verschont zu bleiben.»⁴

Der Schock über den «Empfang» im Konzentrationslager zieht sich durch nahezu alle Zeitzeuginnenberichte, auch derjenigen Überlebenden, die sich über das faschistische System keine Illusionen machten.

Viele, die überlebten, haben niemals darüber geredet – ihr sprachloses Entsetzen hält an. Andere haben erst Jahrzehnte später angefangen zu erzählen. So unterschiedlich die Lagererfahrungen der Einzelnen sind, keine Schilderung keine Erzählung, keine Darstellung kann jemals begreiflich machen, was sich in dieser Hölle abgespielt hat!

Alle mitgebrachten Sachen müssen die Frauen abliefern. Jede bekommt ein dünnes Kleid, eine Jacke, grobe Nesselunterwäsche und Holzschuhe, alles willkürlich zusammengesucht und oft zu gross oder zu klein für die Frauen. Besonders an den Füßen leiden viele Häftlinge bald unter schmerzenden, oft eiternden Wunden. «Hinzu kam noch, dass wir in den letzten zwei Jahren im Sommer barfuss gehen mussten, damit die Lagerleitung an Klotzpantinen und Schuhwerk sparte. Besonders für die älteren Häftlinge war das eine Strapaze. Sie konnten auf den Schlackestrassen kaum gehen, die spitzen Steine drangen in die Fusssohlen ein. Einige Frauen banden sich Pappsohlen unter die Füsse. Sobald das eine Aufseherin bemerkte, wurden sie von ihr geschlagen.»⁵

An zwei Kleiderwechsel während ihres neunmonatigen Aufenthalts in Ravensbrück kann Waltraud sich erinnern. Die Sachen selber sauberzuhalten ist unmöglich, da es kaum Waschmöglichkeiten für die Tausenden von Frauen gibt und nur kaltes Wasser. Aber sich zu waschen ist schon ein Akt des Widerstandes – ein Zeichen, sich unter den mörderischen Bedingungen nicht selbst aufzugeben. Waltraud gelingt es, ein kleines Kästchen mit Nähzeug, Seife, Zahnbürste und ein paar Monatsbinden ins Lager zu schmuggeln – ein kostbarer Schatz, aber auch ein lebensgefährliches Unterfangen, auf das schwerste Bestrafung steht. Wie bei vielen Frauen bleibt auch bei ihr die Menstruation nach der Einlieferung aus, als Folge des psychischen Schocks und der extremen körperlichen Belastung. Sie näht die vier Binden heimlich aneinander und diese als wärmenden Schutz in ihre Häftlingsjacke, die die eisige Kälte der Wintermonate kaum mildert.

Zunächst kommt Waltraud auf den «Zugangsblock», wo sie als «Verfügbare» zu schwersten Arbeiten herangezogen wird. «Es war bitterkalt, als ich

mit einer Arbeitskolonne zum nahen See marschieren musste. Es war ein Schiff mit Ziegelsteinen angekommen. Wir mussten Ketten bilden und die Steine in rasendem Tempo ans Land und in Lastautos schaffen. Es war Januar, wir waren leicht bekleidet und ohne Handschuhe. Bald waren unsere Hände blaugefroren und aufgesprungen und schmerzten sehr. Einige Mädels hielten mit der Arbeit inne, um sich die Finger zu wärmen. Da wurden sie von den SS-Aufseherinnen angeschrien: ‚Ihr faulen Schweine, wollt ihr wohl zupacken.‘ Eine Aufseherin liess ihren eigens abgerichteten Hund los und hetzte ihn auf die Mädchen, wo derselbe einem die Kleider herunterriss und in die Waden biss.»⁶

Nach derartigen zwölfstündigen Arbeitseinsätzen müssen die Frauen oft noch stundenlang zum abendlichen Zählen auf dem kalten Appellplatz stehen. «Dunkel, Stille. Nur die Hunde zerren an ihren Leinen, scharren den Boden, werden mit scharfem Ruck in ihre Sitzhaltung zurückgerisse (...) Mein Rücken schmerzt höllisch. Ich muss denken, ihn einfach wegdenken, den Schmerz. Denken woran? (...) Zwei Stunden sind vergangen. Immer mehr taumeln, stürzen zu Boden. Sofort ist die Stedtner zur Stelle, reisst die Gefallene an den Haaren hoch, schlägt ihr ein paarmal quer durchs Gesicht, bevor sie sie loslässt und zum Abschied mit dem Stiefel in die Seite tritt. Erledigt! meldet sie ihrer Kollegin. Doch manchmal auch: Simuliert! Diese Ohnmächtigen werden von ihr nach vorne geschleift. Das Weitere besorgen unter Gegeifer die Hunde. Obwohl die Beleuchtung kaum ausreicht, mehr als Umrisse auszumachen, schauen wir doch alle weg bei dieser Orgie unverhohlener Blutgier».⁷

Ab Mitte 1943 sind die Häftlingsbaracken in Ravensbrück völlig überfüllt, da aus Gefängnissen und Lagern mehrerer besetzter Länder weibliche Gefangene in dieses Konzentrationslager deportiert werden. Gedacht für 320, sind die Baracken zu diesem Zeitpunkt teilweise mit bis zu 2'000 Frauen belegt.⁸

Waltraud erinnert sich, dass es auf dem Zugangsblock jeden Morgen nach dem Wecken um 4.30 Uhr einen Kampf um die Schuhe gibt, die nicht mit ans Bett genommen werden dürfen. Ihre Vermutung ist, dass die SS diese Streitereien unter den Häftlingen bewusst einkalkuliert. Zum «Frühstück» bekommen die Frauen «Kaffee», einen Becher undefinierbarer brauner Flüssigkeit, mittags und abends je eine Kelle Wassersuppe mit oft un-

gewaschenen Steckrüben- oder Kohlstückchen und eine Scheibe Brot, wö-
chentlich einen Löffel Schmalz und eine Scheibe Wurst.

In solchen Extremsituationen bekommen Kleinigkeiten einen enormen
Wert. Manchmal gelingt es Frauen, die in Aussenkommandos auf den um-
liegenden Höfen arbeiten müssen, etwas Knoblauch ins Lager mitzubrin-
gen. «Dann haben wir unsere Scheibe Brot an dem Kanonenofen, der in der
Baracke stand, angeröstet und mit der Knoblauchzehe bestrichen. Das war
dann eine Delikatesse für uns. Aber das musste natürlich alles heimlich pas-
sieren!»

Nachdem Waltraud einige Wochen auf dem Zugangsblock verbracht hat,
wird ein neues Arbeitskommando für Siemens zusammengestellt, zu dem
auch sie sich meldet. 1942 hat die Berliner Firma Siemens & Halske ein
Zweigwerk direkt neben dem Konzentrationslager errichtet. Hier müssen
die Zwangsarbeiterinnen Relais, Schalter, Spulen und Wicklungen für Rüs-
tungsgüter herstellen.

Die Rentabilitätsberechnung der SS für Ausleihhäftlinge an Siemens
sieht folgendermaßen aus:

täglicher Verleihlohn, durchschnittlich	+ RM 6,00
abzüglich Ernährung	- RM 0,60
abzüglich Bekleidungs Amort.	- RM 0,10
	<hr/>
	+ RM 5,30

durchschnittliche Lebensdauer	
9 Monate = 270 Tage	x 270
	<hr/>
	1.431,00

Erlös aus rationeller Verwertung der Leiche: durchschnittlicher Gewinn an Haar, Zahngold, Kleidung, Wertsachen und Geld, abzügl. Verbrennungskosten von RM 2,00	+ RM 200,00
--	-------------

Gesamtgewinn nach 9 Monaten	1.631,00
zuzüglich des Erlöses aus Knochen- und Ascheverwertung. ⁹	

Alle Arbeiterinnen müssen sich vor der Arbeitsaufnahme einer Prüfung
durch Siemens-Mitarbeiter unterziehen, ob sie kräftig genug sind und die

notwendige Fingerfertigkeit haben. Da Waltraud vor ihrer Verhaftung bei den Kabelwerken Reinshagen gearbeitet hat, ist sie sicher, den «Test» zu bestehen. Ab jetzt hat sie beim Arbeiten zumindest ein Dach über dem Kopf, aber die Tätigkeit ist auszehrend und «knibbelig».

Mit den anderen Arbeiterinnen aus dem Lager kann sie sich fast nur über Gestik und Mimik unterhalten, da die SS-Aufseherinnen und auch die Zivilistinnen darauf achten, unterschiedliche Nationalitäten zusammenzusetzen, um die Verständigung zu erschweren. Offiziell ist es sowieso strengstens verboten, sich zu unterhalten. «Eine Zivilaufseherin sass direkt hinter mir. Sobald irgendwo geredet wurde, schrie sie los ‚Schnabel halten, arbeiten!‘»

Müssen die Arbeiterinnen zur Toilette – was ihnen nur zu bestimmten Zeiten erlaubt ist – werden sie von einer Aufseherin begleitet. Nicht einmal hier wird ihnen die Möglichkeit gegeben, sich für einige Minuten zurückzuziehen, für sich allein zu sein. Schutzmassnahmen vor Verletzungen existieren für die Häftlinge bei der Firma Siemens nicht. Während die Zivilarbeiterinnen und die SS-Aufseherinnen bei Fliegeralarm schnellstens die Bunker aufsuchen, ist dies den Häftlingen untersagt.

Obwohl strenge Massnahmen getroffen werden, um Sabotage zu verhindern, geschieht dies trotzdem in hohem Masse. Besonders verbreitet ist die Arbeitsverlangsamung und die Produktion von Ausschuss, wobei illegale Strukturen überwiegend von den Frauen geschaffen werden, die schon vor ihrer Verhaftung im Widerstand politisch aktiv waren. «Die Russinnen haben Knoblauch mitgebracht, woher sie ihn hatten, weiss ich nicht. Sie haben die Finger damit eingerieben und dann diese empfindlichen Teile berührt. Die sind angelaufen und waren unbrauchbar. Es wurde zwar kontrolliert, trotzdem haben sie immer welche hineingeschwindelt, die nicht funktionierten. Oder sie haben diese kostbaren Federn genommen und ins Klo geworfen, das hat die Produktion verzögert. Als so eine Sabotage einmal aufgefliegen ist, sind die Frauen in den Bunker gekommen. Was dann mit ihnen geschehen ist, haben wir nie erfahren.»¹⁰

Der «Bunker», ein Betonbau mit Einzelzellen, dient vor allem der verschärften Haft: Dunkelarrest, oft in Kombination mit Kost- und Deckenentzug, so dass Erfrierungen nicht selten die Folge sind. Zusätzlich gibt es die verschärfte Prügelstrafe, d.h. 25 Schläge auf das unbedeckte Gesäss mit

einer Lederpeitsche, an deren Enden kleine Eisenkugeln befestigt sind. Die Bestrafte muss jeden Schlag laut mitzählen. Verzählt sie sich, wird wieder von vorn angefangen. Wird sie vor Schmerz ohnmächtig, muss gewartet werden, bis sie wieder zu Bewusstsein kommt, um dann weiterzuprügeln.

Waltraud erzählt von einer Frau, die ihr einmal ihr geschundenes Gesäss gezeigt hat: offenes, eiterndes Fleisch, so dass die Frau weder gehen noch sitzen konnte. Viele sterben an dieser Strafe oder frieren in ihrem eigenen Blut am Boden fest.

Das «Revier», die Baracken, wo Kranke behandelt werden, ist ein weiterer Ort des Schreckens für die Häftlinge. An Schwangeren werden hier Zwangsabtreibungen vorgenommen – auch bis zum 8. oder 9. Monat. Neugeborene werden oft sofort vor den Augen ihrer Mütter getötet. «Fortpflanzungsunwürdige» Frauen, d.h. vor allem Jüdinnen und Sinteza und Roma-Frauen werden, oft sogar im Kindesalter, in diesem Bau ohne Narkose brutal sterilisiert.

Prof. Gebhardt – später Präsident des Deutschen Roten Kreuzes – ist verantwortlicher Arzt für die zahlreichen medizinischen Experimente, die ab Sommer 1942 an Häftlingen vorgenommen werden. Die Opfer, im Lager «Kaninchen» genannt, sind meist junge Frauen aus dem polnischen Widerstand. An ihnen werden die Wirkung von Sulfonamiden sowie chirurgische Eingriffe zur Knochemegeneration und Transplantation erprobt. – Nach Gebhardts Aussage während des Nürnberger Ärzteprozesses 1946/47 waren die hohen Verluste der SS bei den Kämpfen im Osten und der Tod Heydrichs infolge der Verletzung nach dem Prager Attentat Anlass für die Experimente.¹¹

Die gesunden Beine der Frauen werden aufgeschnitten und die Wunden mit Bakterienkulturen, Holz- oder Glassplittern infiziert. Viele sterben infolge der Eingriffe, einige werden nach Beendigung des Experiments erschossen, die meisten Überlebenden sind heute Krüppel.

Das «Revier» ist auch der Ort, wo Frauen nackt SS-Offizieren vorgeführt werden, um für die verschiedenen Bordell-Kategorien klassifiziert zu werden. «Sie wurden im Revier mit Höhensonne bestrahlt, bekamen besseres Essen, und als sie sich soweit erholt hatten, sind einige SS-Männer gekommen und haben sie im Operationssaal ausprobiert. Danach hat man sie eingeteilt: Die Hübschesten in die SS-Bordelle, die weniger Schönen in die Soldatenbordelle und die Drittklassigen in Häftlingsbordelle»,¹² erinnert sich die Österreicherin Antonia Bruha, die einige Zeit auf dem Krankenre-

vier gearbeitet hat. Frauen, die sich freiwillig melden, wird versprochen, dass sie nach sechs Monaten aus dem KZ entlassen werden. «Aber keine von ihnen ist freigegangen, sie sind wieder ins Lager zurückgekommen, oft mit Lues oder mit Tripper angesteckt. Wenn sie beispielsweise an Syphilis erkrankt waren, hat man ihnen Injektionen gegeben, hat verschiedene Versuche an ihnen gemacht, wie man die Lues heilen kann, oder man hat sie ohne Behandlung liegen und sterben lassen.»¹³

Waltraud übersteht die harte Lagerzeit auch deshalb, weil sich gerade unter vielen politischen Gefangenen eine solidarische Atmosphäre entwickelt, die Unterstützung gibt und tiefe seelische Krisen und Depressionen leichter zu ertragen hilft.

Der Prozess

Im August 1944 wird ihr mitgeteilt, dass sie am kommenden Tag «auf Transport» gehe. Nach der ersten Verunsicherung – denn «auf Transport gehen» kann viele Bedeutungen haben – erfährt sie, dass ihr Prozess nun stattfinden soll, und zwar in Dortmund. Ihren Kameradinnen kann sie das nicht mehr erzählen, da die SS sie sofort von ihnen isoliert, um Nachrichtenübermittlungen «nach draussen» zu verhindern. Eine SS-Aufseherin begleitet sie ins Ruhrgebiet, zum Dortmunder Gestapo-Gefängnis, wo Waltraud nach eineinhalb Jahren zum ersten Mal ihre Mutter wiedersieht.

In dem nun folgenden Prozess gegen Mitglieder der Knöchel-Organisation urteilt die Generalstaatsanwaltschaft Hamm gegen 51 Angeklagte, davon 24 Frauen. Waltrauds Strafe beträgt ein Jahr und drei Monate Gefängnis, die durch die bereits erlittene Haftzeit als verbüsst gilt. Das Urteil für ihre Mutter lautet auf drei Jahre und sechs Monate Zuchthaus sowie vier Jahre «Ehrverlust».¹⁴

Insgesamt werden über 200 Menschen für ihre Bereitschaft, die Knöchel-Gruppe zu unterstützen, in Zuchthäusern und Konzentrationslagern inhaftiert. Damit ist die gesamte Organisation von der Gestapo zerschlagen. Durch Hinrichtung, Mord oder Selbstmord und an den Folgen der Haft sterben mindestens 51 Menschen, vier von ihnen werden am 13. April 1945 in der Wenzelnbergschlucht exekutiert. Waltrauds Grossonkel, Hermann Schmidt, wird vermutlich im Zuchthaus Lüttringhausen erschossen. Hugo

Ebbinghaus, zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, stirbt an den Haftfolgen im August 1945, ohne seine Familie je wiedergesehen zu haben.

Befreiung

Mit ihrem Entlassungsschein macht sich Waltraud auf den Weg von Dortmund nach Wuppertal. Ihr Elternhaus ist vollständig abgebrannt, aber sie kann vorerst bei der Schwester ihrer Mutter unterkommen.

Nach Kriegsende trifft Waltraud Hans Blass wieder, der die letzten zwei Jahre im Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert war. Die beiden heiraten 1946. Waltrauds Mutter, die bis zur Befreiung eine Odyssee durch sieben Zuchthäuser und Gefängnisse hinter sich hat, davon sieben Monate in strenger Einzelhaft, kommt «wie ein Skelett wieder. Sie hatte während der Haft Krebs bekommen.» 1947 stirbt sie, kurz nachdem ihr Sohn Egon aus der französischen Kriegsgefangenschaft nach Hause gekommen ist.

Da die Haftzeit von Hans Blass insgesamt fast elf Jahre beträgt, ist die Entschädigungssumme, die das Ehepaar als politisch Verfolgte erhält, zumindest so hoch, dass sie als Grundstock für den Aufbau einer kleinen Druckerei reicht. Von 1950 bis 1975 betreiben Waltraud und Hans dieses Unternehmen. Das bedeutet Arbeit von frühmorgens bis spätabends und 25 Jahre keinen gemeinsamen Urlaub.

Nachdem die KPD 1956 unter Adenauer erneut verboten wird, drucken die beiden abends illegale Flugblätter, die dann von Genossinnen verteilt werden. Eine weitere Inhaftierung, die viele Kommunistinnen in den 50er Jahren erleben, bleibt den beiden erspart.

Hans Blass stirbt 1978, drei Jahre, nachdem das Paar die kleine Firma aufgegeben hat. So ist das Glück, die freie Zeit nun endlich gemeinsam genießen zu können, nur von kurzer Dauer.

«Das begangene Unrecht darf nicht vergessen werden!» So beschreibt Waltraud ihre Motivation, sich auch nach der Befreiung politisch zu engagieren. Sofort nach der Gründung wird sie 1946 Mitglied in der Organisation der Verfolgten des Nazi-Regimes, der WN.

Sie gehört zu den Zeitzeuginnen des Nationalsozialismus, die das Gespräch mit der Jugend suchen, geht in Schulen und Jugendgruppen und erzählt den jungen Leuten von ihren Erlebnissen mit der Nazi-Diktatur.

Der Siemens-Prozess

Als 70jährige stellt sie sich 1990 für einen Musterprozess gegen die Firma Siemens zur Verfügung. Mit Unterstützung von Aktion Sühnezeichen fordert Waltraud Blass eine Entschädigungszahlung über 24.000 DM von dem Konzernriesen für ihre Zeit als Zwangsarbeiterin – stellvertretend für viele andere. Rund acht Millionen Zwangsarbeiterinnen haben in den letzten Kriegsjahren die Rüstungsindustrie des NS-Regimes aufrechterhalten, mindestens eine halbe Million von ihnen waren KZ-Häftlinge wie Waltraud Blass.

Konzerne wie Siemens, IG Farben, die Volkswagenwerke oder Krupp waren in vielen Fällen direkt an der grenzenlosen Ausbeutung dieser Menschen beteiligt. Wie in Ravensbrück liess allein Siemens an acht KZ-Standorten Produktionsstätten errichten, um das billige «Menschenmaterial» besser «verbrauchen» zu können. An das Reichssicherheitshauptamt zahlten die Firmen einen Minimalbetrag für den «Verleih» der Arbeitsklavinnen.

Bis heute beharren die Unternehmen darauf, von der SS zu derartigen Verträgen gezwungen worden zu sein und lehnen deshalb Entschädigungsforderungen ab. Auch die Siemens-Manager und ihre Anwälte bleiben bei dieser Version, ungeachtet des Beweismaterials, aus dem hervorgeht, dass dieser deutsche Konzern sich sogar als einer der ersten um billige Arbeitskräfte beworben hatte.

Die Klage von Waltraud Blass, so das Argument der Siemens-Verteidiger, komme zu spät, die Verjährungsfrist sei abgelaufen. Das Landgericht München folgt dieser Argumentation. «Das ist eine ganz billige Ausrede. Die Lagergemeinschaft Ravensbrück hat schon früher mal die Fühler ausgestreckt. Aber da wurde überall abgeraten, weil in den Gerichten wieder die Nazi-Richter sassen, die die Menschen ins KZ geschickt haben.»

Erinnern

Aus Anlass des Prozesses fährt Waltraud 1990 zum ersten Mal wieder nach Ravensbrück und unternimmt damit eine aufwühlende Reise. Zurück an dem Ort, wo nur ca. ein Viertel der insgesamt über 130.000 inhaftierten Frauen überlebte, ist das Erinnern noch schmerzhafter und belastender als in den Jahren zuvor.



Waltraud als 74jährige.

Trotz aller Anstrengungen willigt Waltraud ein, sich nach der ersten abgewiesenen Klage auch für den Revisionsprozess zur Verfügung zu stellen. Die Richter und die Verteidiger des Konzerns würdigen sie während der Verhandlung keines Blickes. «Keiner von denen hat mich persönlich angesprochen. Der Richter sagte zu dem Anwalt: «Fragen Sie mal die Frau Blass, ob sie deutsche Staatsangehörige ist.» Mich haben die gar nicht zu Wort kommen lassen.» Nach all den erlittenen Demütigungen ist diese Erfahrung im Gerichtssaal – knapp 50 Jahre später – bitter und macht Waltraud besonders wütend.

Auch im 2. Prozess vor dem Oberlandesgericht der Siemens-Stadt München folgen die Richter 1991 der Verjährungsargumentation und weisen die Klage erneut ab. Aber der Skandal um die Entschädigungsfrage wird durch diese beiden Prozesse zumindest für kurze Zeit in die Medien gebracht.

Heute

Waltraud versucht bei all diesen Strapazen, ihren Humor zu bewahren, denn «wenn du nur grübelst, das geht nicht. Da gehst du vor die Hunde, und das will ich nicht.» Angesichts der aktuellen Situation des erstarkenden Nationalismus und Rassismus fühlt sie sich oft an alte Zeiten erinnert, «und das ist schon bitter für eine Kommunistin, die sich für Internationalismus einsetzt.»

So wie sie schon früher viel Kraft aus der Solidarität und dem Zusammenhalt mit Genossinnen und Genossen gezogen hat, ist ihr auch heute der Kontakt mit anderen Menschen wichtig. Nach wie vor ist die Beziehung zu ihrem Bruder sehr eng. Bei der WN und den Ronsdorfer Naturfreunden hat sie ausserdem Freundinnen und Freunde, mit denen sie nicht nur politisch diskutiert und sich kulturell betätigt, sondern auch Freizeitaktivitäten an Wochenenden und in den Ferien unternimmt. Das Wandern ist immer noch eine ihrer Leidenschaften.

Über all die Jahre hat sich Waltraud ihre Zivilcourage bewahrt. Sie ist kein Mensch grosser Worte oder heroischer Taten, aber eine Frau, die Partei ergreift, die sich im Alltag für ihre Vorstellungen von Humanität und Gerechtigkeit einsetzt. Obwohl in unserem Land damals wie heute konformes Verhalten höher geachtet wird, ist Waltraud Blass eine widerständige Frau

geblieben, die mit ihrem Erinnern ein Moment gegen den Sog des allgemeinen Verdrängens und Vergessens setzt.¹⁵

«Es ist die Pflicht eines jeden Menschen, der das alles miterlebt hat, zu sagen: Seid wachsam!»

- 1 Dieses und alle weiteren Zitate ohne Anmerkung stammen von Waltraud Blass. Sie sind Gesprächen entnommen, die die Verfasserin zwischen 1991 und 1994 mit ihr geführt hat.
- 2 Beatrix Herlemann: Auf verlorenem Posten. Kommunistischer Widerstand im Zweiten Weltkrieg. Die Knöchel-Organisation, Bonn 1986, S. 90. Alle Angaben zur Knöchel-Organisation im Text basieren auf dieser Veröffentlichung.
- 3 Bericht von Cilly Hansmann. Landesverband NRW der WN in Wuppertal. 1971, S. 29. (Maschinenschrift).
- 4 Aus dem Bericht von Waltraud Ebbinghaus, den sie am 5.10.1945 für das «Komitee für Hitler-Opfer» verfasste. In: Wiedergutmachungsakte Hildegard Ebbinghaus, Az. 12455, Stadtarchiv Wuppertal.
- 5 Charlotte Müller: Die Klempnerkolonne von Ravensbrück, Berlin 1987, S. 27.
- 6 Bericht Waltraud Ebbinghaus, a.a.O.
- 7 Anja Lundholm: Das Höllentor. Bericht einer Überlebenden, Hamburg 1991, S. 125 f.
- 8 Siehe auch: Rosajochmann: Mit offenen Augen. In: Karin Berger u.a. (Hg.): Ich geb Dir einen Mantel, dass Du ihn noch in Freiheit tragen kannst. Widerstehen im KZ. Österreichische Frauen erzählen, Wien 1987, S. 178.
- 9 Text einer Ausstellungstafel in der Gedenkstätte Ravensbrück, zitiert nach Lundholm, Das Höllentor, S. 217.
- 10 Irma Trksak: Ein Sommerkleid für irgendwann. In: Berger u.a., Ich geb Dir einen Mantel, S. 125.
- 11 Siehe weiter: Ino Arndt: Das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. In: Dachauer Hefte 3 (Frauen-Verfolgung und Widerstand), Dachau 1987, S. 151.
- 12 Antonia Bruha: Ein Foto von Sonja. In: Berger u.a., Ich geb Dir einen Mantel, S. 149.
- 13 Ebenda, S. 149.
- 14 OLG Hamm 5 O. J.s. 208/43, Staatsarchiv Münster.
- 15 Ich danke Waltraud Blass sehr für ihre freundliche Bereitschaft, sich so oft mit mir zu treffen, ihre Geduld bei all meinen Fragen und die liebevolle Versorgung mit Kaffee und Kuchen.

Dirk Krüger

**DIE MORDE IN DER WENZELNBERG-
SCHLUCHT VOM 13. APRIL 1945.
ERICH LOHMER UND
HUGO BREENKÖTTER¹**

Vorbereitungen zum politischen Mord

24. Januar 1945

Der zweite Weltkrieg war an seinen Ausgangspunkt – nach Deutschland – zurückgekehrt. Je mehr er sich seinem Ende näherte, desto grausamer schlugen die Terrororgane des faschistischen Staates um sich. Sie wollten möglichst viele ihrer Gegner mit sich in den Untergang reißen. In vielen Städten des Landes Nordrhein-Westfalen weiss man heute von Massenmorden an Antifaschisten in den letzten Tagen vor der Befreiung.

An diesem 24. Januar 1945 richtete das Reichssicherheitshauptamt (RS HA) ein Telegramm an die Leiter der Staatspolizei- (Leit) Stellen Düsseldorf, Münster, Dortmund und Köln. Der Text:

«Geheime Reichssache – persönlich –

Die gegenwärtige Gesamtlage wird Elemente unter den ausländischen Arbeitern und auch ehemalige deutsche Kommunisten veranlassen, sich umstürzlerisch zu betätigen. Grösste Aufmerksamkeit ist daher geboten. Dass der Feind Vorbereitungen getroffen hat, geht aus einer Meldung des O.-B.-West hervor. Es ist in allen sich zeigenden Fällen sofort und brutal zuzuschlagen. Die Betroffenen sind zu vernichten, ohne im formellen Weg vorher beim RS HA Sonderbehandlung zu beantragen. Die Leiter der Kriminalpolizeistellen sind persönlich von Ihnen entsprechend zu informieren.»

7. April 1945

Auf dieser Grundlage erging am 7. April 1945 ein Tagesbefehl des Generalfeldmarschalls Model, Befehlshaber innerhalb des sogenannten Ruhr-

kessels. Dabei handelte es sich um die bereits von den Alliierten im Westen eingeschlossenen Gebiete. Sein Wortlaut:

«Auf Grund der mir vom Führer übertragenen Vollmachten ordne ich an, dass die Zuchthausgefangenen, die in den innerhalb der vom Feind eingeschlossenen Gebiete befindlichen Strafanstalten einsitzen, den Organen der Sicherheitspolizei zur sicherheitspolizeilichen Überprüfung zu übergeben sind. Dasselbe gilt für die in den Strafanstalten einsitzenden Untersuchungshäftlinge, soweit sie wegen politischer Vergehen oder Verbrechen in Haft sind oder Zuchthaus- oder Todesstrafe zu erwarten ist. Die nähere Regelung trifft der Höh. SS- und Polizeiführer.»

8. bis 10. April 1945

Diese «nähere Regelung» traf für die Stadt Wuppertal der «Höhere SS- und Polizeiführer West», der SS-Obergruppenführer Guttenberg in Essen. Er gab den Tagesbefehl weiter: u.a. an den Kommandeur der Sicherheitspolizei Henschke in Düsseldorf und an den Leiter der Gestapo-Aussenstelle in Wuppertal, Hufenstuhl.

Nach telefonischer Anmeldung erschien am 10. April um 15.00 Uhr der Kriminalassistent Dahlmann bei Regierungsrat Dr. Engelhardt, dem Leiter des Zuchthauses Lüttringhausen. In Begleitung Dahlmanns befanden sich drei weitere Gestapo-Beamte, darunter einer in SS-Uniform. Dahlmann verlangte die «sicherheitspolitische Überprüfung» der einsitzenden Häftlinge vorzunehmen und berief sich dabei auf eben jene schriftliche Anordnung des «Höheren SS- und Polizeiführers West». Dr. Engelhardt wusste genau, dass diese «sicherheitspolitische Überprüfung» für die Betroffenen den sicheren Tod bedeutet. Von diesem Zeitpunkt an versuchte er, durch eine geschickte Verzögerungstaktik Zeit zu gewinnen. Sein Versuch, durch ein Gespräch mit Hufenstuhl in Wuppertal die ganze Aktion abzuwenden, indem er sich persönlich für die Gefangenen verbürgte, scheiterte. Es gelang ihm in diesem Gespräch lediglich, die ausländischen Häftlinge völlig aus der Überprüfung herauszunehmen. Dr. Engelhardt konzentrierte sich angesichts dieser Situation in der Folgezeit mit Erfolg darauf, den Kreis der zu «Überprüfenden» möglichst klein zu halten. Es gelang ihm zunächst, einige der Gefährdetsten am nächsten Tag auf ein Aussenkommando zu schicken und die Zahl der in die «engere Wahl Kommenden» auf 90 Häftlinge zu beschränken. Die Gestapo hatte ursprünglich die Auslieferung von ca. 500 Häftlingen verlangt.

12. April 1945

Um 16.00 Uhr fuhren zwei grosse geschlossene Lastkraftwagen mit einem starken Polizeiaufgebot auf den Hof der Anstalt. Weitere Verzögerungsversuche verfangen nicht mehr. Es stellte sich aber «zur Überraschung aller Beteiligten» heraus, dass von den ursprünglich von dem Kriminalassistenten Dahlmann vorgemerkten 90 Gefangenen nur 55 zum Abtransport angetreten waren. Dahlmann, in grosser Eile und ärgerlich, erklärte sich nach längerem Hin und Her damit einverstanden, dass noch sechs Häftlinge mit einem Fahrzeug des Zuchthauses am anderen Morgen zum Polizeipräsidium Wuppertal nachgeschickt würden. Am nächsten Morgen kamen allerdings nur fünf Gefangene an. Der Grund: dem Häftling Auenwald gelang es, in einem unbewachten Augenblick in eine Spülzelle zu entkommen.

Auf dem Wege nach Wuppertal hielt der Gefangenentransport in Wuppertal-Ronsdorf vor dem dortigen kleinen Polizeigeängnis, in dem vier junge sowjetische Staatsangehörige, ausgemergelte und ausgebeutet «Fremdarbeiter», wegen «Feldfruchtdiebstahls» einsassen. Auch sie wurden gnadenlos und brutal von der Gestapo mit Kolbenhieben auf die Lastkraftwagen getrieben.

Zielstrebig setzte der Kovoï seine Fahrt zur nächsten Station, dem Untersuchungsgefängnis Wuppertal-Bendahl fort. Hier warteten vier «Politische» auf ihren Prozess. Auf ihre «sicherheitspolitische Überprüfung» hatte der Leiter der Gestapo-Aussenstelle Wuppertal, Hufenstuhl, besonders bestanden, galt es doch, endlich eine alte Rechnung zu begleichen. Seit 1933 hatten sich ihre Wege immer wieder gekreuzt. Immer wieder gejagt, gefangen, gefoltert, verurteilt hatten diese vier «Politischen» nicht aufgegeben, gegen die Faschisten Widerstand zu leisten. Und so kam es an diesem 12. April 1945 zur Eintragung in das Ausgangsbuch: Es wurden vier politische Untersuchungsgefangene zwecks «Transports» abgeholt und ins Polizeipräsidium gebracht. Unter ihnen waren der am 23. Februar 1944 festgenommene Hugo Breenkötter und der seit dem 15. Februar 1944 inhaftierte Erich Lohmer.

In der Zwischenzeit wurden in Solingen-Ohligs die Vorbereitungen für den Massenmord zielstrebig vorangetrieben. Bereits am 10. April waren die Gestapobeamten Hufenstuhl und Beine erschienen, um sich über den Stand der Dinge zu informieren. In Begleitung der Solinger Gestapomänner Burmann und Vogel begab man sich in die Ohligser Heide, um einen günstigen

Platz für das Verbrechen ausfindig zu machen. Burmann und Vogel wurden durch Hufenstuhl beauftragt, durch ausländische Arbeiter, die in der Nähe Zwangsarbeit verrichten mussten, eine Grube ausheben zu lassen, deren Masse genau festgelegt wurde. Da dem Gestapomann Vogel wegen der «ungünstigen» Lage des Platzes Bedenken kamen, liess er sich durch den Polizeileutnant Dreyer aus Solingen-Ohligs eine «besser geeignete Stelle» nennen: die Wenzelnbergschlucht. Mit Hilfe der ausländischen Arbeitskräfte, denen man gesagt hatte, sie müssten einen Panzergraben ausheben, wurde dort die Grube vorbereitet. Die Fertigstellung meldete Burmann nach Wuppertal.

13. April 1945

In aller Frühe kommen aus Richtung Wuppertal die beiden geschlossenen Lastkraftwagen, begleitet von anderen Polizeifahrzeugen. Am Schützenplatz in Solingen-Ohligs steigen die Solinger Gestapobeamten zu. Unmittelbar danach setzt der Konvoi seine Fahrt fort und erreicht kurze Zeit später sein Ziel.

Das Gelände ist zu diesem Zeitpunkt bereits weiträumig abgesperrt.

Brutal werden die Gefangenen vom Wagen hinuntergestossen und den sandigen Hügel hinaufgetrieben. Einige von ihnen können nicht gehen, sie müssen von anderen gestützt werden. Einer von ihnen hat nur noch ein Bein und schleppt sich mit seinen Krücken durch den tiefen Sand. An der Grube angekommen, müssen sich die immer zu zweit gefesselten Opfer hinknien, worauf sie durch Genickschuss getötet werden, darauf die Nächsten und so fort. Die Exekution dauert etwa eine Stunde. Anwohner berichten später von entsetzlichen Schreien, unterbrochen von Pistolenschüssen.

Die am Verbrechen Beteiligten schaufeln die Grube zu, ein Kommando wird beauftragt, letzte Spuren zu verwischen. Doch behält das Grab sein Geheimnis nicht lange.

14. bis 17. April 1945

Am 14. April 1945 besetzt eine Gruppe mutiger Antifaschisten das Rathaus von Solingen-Wald.

Zwei Tage darauf befreien amerikanische Truppen Solingen endgültig und betreuen die Antifa-Gruppe mit Polizeiaufgaben.

An nächsten Tag, dem 17. April 1945, erscheint auf der Polizeiwache ein Mann, der zu der weiträumigen Absperrung der Mordstelle herangezogen

gen worden war, und macht Mitteilung von dem Massenmord. Mit Genehmigung des amerikanischen Kampfkommandanten fahren sogleich drei Mitglieder der Antifa-Gruppe mit einem PKW zur angegebenen Stelle. Das noch frische Grab ist sofort erkennbar. In einer Tiefe von ca. einem Meter stösst man auf den ersten Toten. Es ist – nach den bei ihm gefundenen Ausweispapieren – der 41jährige Untersuchungsgefangene Erich Lohmer. Der nächste Tote, den man ausgräbt, ist sein Freund und Kampfgefährte Hugo Breenkötter. Er liegt direkt neben ihm. Hugo Breenkötter wurde gerade 43 Jahre alt.

Erich Lohmer – Die illegale Gruppe «Rolandstrasse»

Die Verhaftung

Am 15. Februar 1944 nähert sich um 15.30 Uhr ein Mann vorsichtig einer Laube in der Gartensiedlung Nüll in Elberfeld. Ein Polizist tritt plötzlich von hinten auf ihn zu, fragt nach Namen und Ausweis. Der Mann dreht sich um, wirft die Aktentasche weg und beginnt zu laufen. Er erreicht die Nüller Strasse, wendet sich in Richtung Briller Strasse. Schüsse peitschen hinter dem Flüchtenden her. Aus einem Streifschuss am Oberarm fliesst Blut. Der Flüchtende überquert die Briller Strasse, stolpert, fällt die Böschung zur Rheinischen Eisenbahn hinunter und taucht im Tunnel vor dem Ottenbrucher Bahnhof unter. Er kennt den Tunnel genau aus seiner Tätigkeit als Eisenbahnarbeiter und fürchtet sich deshalb auch nicht, als zwei Züge seinen Lauf passieren. Aber er ist in eine Falle geraten. Hinter ihm laufen Polizisten und am Ausgang, am Ottenbrucher Bahnhof warten weitere mit schussbereiter Waffe. Der Flüchtende ist zunächst ebenfalls bewaffnet, doch er wirft seine Pistole weg und versucht unbewaffnet zu entkommen. Vergeblich. Sein linker Oberschenkel wird durchschossen, der Mann bricht zusammen und wird festgenommen. Es ist 16.00 Uhr.

Die Festnahmemeldung

Die Gestapo schreibt am 16. Februar 1944 eine «Festnahmemeldung»: «Geheime Staatspolizei – Staatspolizeileitstelle Düsseldorf Aussendienststelle Wuppertal

IIA 1 – 237/43

Am 15.2.44 um 16.00 wurde durch Stapo A.D. Wuppertal festgenommen



Mit diesen Gestapo-Fotos wurde 1943 Erich Lohmers Haftbefehl «illustriert».



Gestapo-Fotos von Erich Lohmer unmittelbar nach seiner Verhaftung am 15.2.1944.

Name: **Lohmer, Erich** geb.: 8.3.1904 in Elberfeld Beruf: Arbeiter
Ohne Wohnung
Reichsdeutscher
Konfession: glaubenslos
Familienstand: geschieden
Politische Einstellung: KPD – Funktionär
Strafbestimmung: Vorbereitung zum Hochverrat
Tatbestand: Lohmer wird in der Hochverratsache Alfons Kaps u. A. – hiesige Tgb.-Nr. 11 A 237/43 – gesucht. Er war im Deutschen Fahndungsbuch Nr. 237 vom 1.3.43, Seite 463, zur Festnahme ausgeschrieben. Festgenommen am 15.2.44.
Haftbefehl erlassen am 31.3.44.»²

Kurze Zeit später werden Fotos von dem Gefangenen gemacht und dem «Personalbogen» beigefügt, der weitere Angaben zu Person enthält. Lohmer selbst berichtet in den anschliessenden Verhören aus seinem Leben.

Der Lebenslauf

Erich Lohmer wurde am 8. März 1904 in Wuppertal Elberfeld geboren. Sein Vater, Karl Lohmer, arbeitete als Ablader auf Wuppertaler Bahnhöfen, starb 1941 an einer Lungenentzündung. Aus der Ehe mit seiner Frau Lydia, geb. Mertens, stammen ausser Erich noch ein weiterer Sohn und eine Tochter.

Erich besuchte die evangelische Volksschule, wurde aus der 7. Klasse entlassen, weil er nicht versetzt wurde. Mit noch nicht ganz 14 Jahren arbeitete er als Hilfsarbeiter, erlitt einen Betriebsunfall und verlor dabei den Zeigefinger der linken Hand. Im Ersten Weltkrieg stellte er in einer Firma in der Nordstadt Granatenzünder her. 1924 wurde er arbeitslos, ging nach Essen, um Bergmann zu werden. Der Versuch blieb ohne Erfolg. Nach Wuppertal zurückgekehrt, arbeitete er auf verschiedenen Stellen als Bauhilfsarbeiter. Ab 1930 war Erich Lohmer arbeitslos. Er wohnte bis 1926 bei seinen Eltern, an die er sein gesamtes Geld abgeben musste.

In diesem Jahr heiratete er Marte Peschke aus Lippstadt, die in Wuppertal als Hausgehilfin arbeitete. Die Ehe war nicht glücklich, wurde 1938 kinderlos geschieden.

1934 unterhielt Erich Lohmer ein «Liebesverhältnis» mit Emmi Schrep- ping. Das blieb nicht ohne Folgen. Sie wurde schwanger und bekam am 5. April 1935 ein Mädchen. Danach bricht die Verbindung zwischen den bei- den ab.

1939 lernt Erich Lohmer Else Eckhardt kennen und zieht zu ihr in die Rolandstrasse 18. Sie wollen heiraten, doch die nachfolgenden Umstände verhindern das.

1930: Arbeitslos – Erste politische Kontakte und Aktionen

Erich Lohmer, der in einem unpolitischen Elternhaus aufwuchs, hatte sich «bis 1930 wenig um politische Tagesfragen gekümmert». Das änderte sich mit Beginn seiner Arbeitslosigkeit. Er sagt in den Verhören selbst über diese Zeit: «Erst als ich im Jahre 1930 arbeitslos wurde, hat sich dieser Zustand geändert. Ich hatte Zeit und besuchte mehrfach Versammlungen der ver- schiedensten Parteien. Schon nach kurzer Zeit erkannte ich, dass nur die KPD die Interessen der Arbeiter richtig vertrat. Ich konnte mich aber nicht dazu entschliessen, Mitglied dieser politischen Partei zu werden. Ich kann es nicht mehr genau sagen, es kann ungefähr 1931 oder 1932 gewesen sein, als ich dem Kampfbund gegen den Faschismus beitrat. Es war anlässlich einer Versammlung der KPD in der Stadthalle in Elberfeld. Man hatte Listen ausgelegt und die Anwesenden wurden aufgefordert, sich in die Listen ein- zutragen, sofern sie gewillt seien, Mitglied des Kampfbundes gegen den Fa- schismus zu werden. Dieser Organisation habe ich bis zur Auflösung ange- hört. Zu dieser Zeit habe ich mich auch an den Demonstrationen zügen betei- ligt. Besondere Funktionen hatte ich aber nie.»³

1936: Erster politischer Prozess und Verurteilung

1934 lernte Erich Lohmer den KPD-Funktionär Gustav Brabender kennen und wurde aktives Mitglied der KPD. Sein Widerstand gegen den Faschis- mus erreichte damit eine neue Qualität, wurde bewusster und organisierter. Der faschistische Staat schlägt schnell zurück. Am 6. Januar 1935 wurde Erich Lohmer festgenommen und am 13. Juni 1936 vom OLG Hamm wegen «Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens» zu einer Gefäng- nisstrafe von einemjahr und neun Monaten verurteilt.⁴

Am 16. Oktober 1937 wurde Erich Lohmer – er ist zu diesem Zeitpunkt 33 Jahre alt – entlassen. Über die Zeit danach ist nur ein Satz überliefert:



Erich Lohmer mit seiner Frau. An der linken Hand ist deutlich der Verlust des Zeigefingers zu erkennen.

«Krampfhaft habe ich versucht, mich von meinen früheren politischen Freunden fernzuhalten.»⁵

1942: Die Widerstandsgruppe «Rolandstrasse» wird aktiv

Eine Wende brachte die Begegnung mit Alois und Paul Kaps im Herbst 1942. Alle drei kannten sich aus den Turnstunden des Arbeiterturnvereins «Deutsche Eiche», an denen sie als Kinder teilgenommen hatten. Auch nach der Schule trafen sich die drei immer wieder.

In der Gastwirtschaft Wülfing in der Steinbecker Strasse spielte einer der Kaps-Brüder in einer «kommunistischen Musikkapelle». Auch Erich Lohmer war häufig Gast, die Wirtschaft lag schräg gegenüber der elterlichen Wohnung.

In mehreren Begegnungen und Gesprächen überzeugte Alois Kaps Erich Lohmer von der Notwendigkeit, eine illegale Organisation der KPD zu bilden und aktiv gegen den Faschismus zu kämpfen. Erich Lohmer sagt dazu im Verhör 1944: «Er erzählte mir dann, dass der Ausgang des Krieges für ihn nicht mehr zweifelhaft sei. Deutschland werde und müsse auch den Krieg verlieren, und je schneller der Krieg beendet würde, umso mehr Blut würde gespart. Man müsse zu diesem Zweck eine Organisation schaffen.»⁶

Es war nicht schwer, Lohmer angesichts der militärischen und politischen Situation, in der sich Deutschland zu dem Zeitpunkt befand, von einer solchen Notwendigkeit zu überzeugen. Lohmer gewann rasch Arthur Müller und Friedrich Gross als Kampfgefährten und hatte freundschaftliche Kontakte zu Walter Böhne. Man organisierte die Agitation, Häuserwände wurden mit Parolen versehen, man klebte und verteilte Flugblätter, stellte selbst welche her und gab sie weiter, führte Gespräche, unternahm Versuche, weitere Kampfgefährten zu gewinnen. Die wichtigsten Informationsquellen wurden die aus England und der Sowjetunion in deutscher Sprache gesendeten Informationen. Regelmässig trafen sie sich deswegen auch mit anderen in Erich Lohmers Wohnung in der Rolandstrasse. Melchior Schnorpfel besorgte Landkarten. Auf ihnen studierte man die militärischen Ereignisse, vor allem die Ereignisse um Stalingrad.

Eine Freundschaft entsteht

In diese Zeit fällt auch seine Bekanntschaft mit Hugo Breenkötter, den er 1939 in der Gastwirtschaft «Am Bökel» kennenlernte. Dazu sagt Erich Löh-

mer: «Ich sass allein an einem Tisch, an dem sich Breenkötter und seine Ehefrau ebenfalls niederliess. Breenkötter war lustig und erzählte allerlei Zoten. Am Schluss des Abends bin ich mit Breenkötter und seiner Ehefrau, weil wir ungefähr denselben Weg hatten, zusammen nach Hause gegangen, d.h. wir haben uns getrennt, als ich in der Nähe meiner Wohnung war. Von diesem Tag an habe ich Breenkötter des Öfteren getroffen und gesprochen. Das Verhältnis mit Breenkötter wurde später freundschaftlich, so dass ich zu ihm in die Wohnung eingeladen wurde. (...) Gelegentlich einer Unterhaltung hat er mir erzählt, dass er nach der Machtübernahme wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden sei. Bei dieser Gelegenheit habe ich dann auch über meine politische Vergangenheit berichtet.»⁷

25. Januar 1943: Die Gestapo schlägt zu

Die Aktivitäten dieser Gruppe blieben der Gestapo nicht verborgen. Nach langen Beobachtungen ordnete Kriminalrat Hufenstuhl eine Durchsuchung der Wohnung in der Rolandstrasse an. Auch darüber wurde ein Protokoll angefertigt und zu den Akten genommen:

«Geheime Staatspolizei – Aussendienststelle Wuppertal – IIA 237/43 – 25.1.43»

Auf Anordnung des Krim. Rats Hufenstuhl als Hilfsbeamter der Staatsanwalt wurde, weil Gefahr im Verzüge war, heute um 18.00 Uhr in der Wohnung – den Geschäfts- und sonstigen Räumen – des Erich Lohmer, W. Elberfeld, Rolandstrasse 18 (...) eine Durchsuchung vorgenommen. Der Durchsuchung wohnten bei Else Eckhardt, Krim. Asst. Michel, Krim. Angest. Dzulko. Es wurde 1 Radiogerät Marke AEG aufgefunden und beschlagnahmt.»⁸

Die Organisation fliegt auf

Erich Lohmer, der um diese Zeit nach Hause kommt, wird von Frau Mankel gewarnt. Er erfasst sofort die Situation und ergreift die Flucht. Er kommt zu der Erkenntnis: «Jetzt wusste ich bestimmt, dass die illegale Organisation aufgefliegen war.»⁹

Es folgte eine wahre Odyssee, die hier nicht in allen Einzelheiten nachgezeichnet werden soll. Besonders in den ersten Tagen bewährten sich Freundschaften. Er wurde von Quartier zu Quartier geschleust, verbrachte Tage und Nächte bei den Müllers, bei Breenkötters, bei einer Familie Ves-

ting. Die Nachbarin, Frau Mankel, brachte ihn für mehrere Wochen bei einer Bergarbeiterfamilie in Castrop-Rauxel unter. Wochen hielt er sich in Köln und Düsseldorf versteckt, übernachtet in Anlagen und Parks, in ausgebombten Häusern, wärmte sich auf in Wartesälen, Kinos und verlassenen Baubuden. Verpflegte sich, weil er keine Marken hat, in Wirtschaften mit dem markenfreien Einheitsessen. Immer wieder wagte er es, seine Mutter in der Steinbecker Strasse und seine Schwester in der Löwenstrasse 11 aufzusuchen, die ihn auch solidarisch unterstützten.

Anfang April 1943 kehrte er nach in Wuppertal zurück. Er nahm sofort Kontakt mit seinem Freund Breenkötter auf. Beiden gelang es, Luise Menze davon zu überzeugen, Erich Lohmer eine Gartenlaube in der Gartensiedlung Nüll zu überlassen. In dieser Zeit muss er auch die Pistole mit der Munition sowie einen grösseren Geldbetrag als Unterstützung erhalten haben. Bei seiner Festnahme wurden 1'100 RM bei ihm gefunden. Im Sommer und Herbst renovierte Lohmer die Gartenlaube, pflanzte Gemüse und zog Kaninchen auf. Häufig brachte ihm Luise Menze auch Essen in die Gartenlaube. Die Bombenangriffe auf Elberfeld überlebte er durch die Flucht in den Ottenbrucher Eisenbahntunnel. In diese Zeit fällt auch die Freundschaft mit Hugo Wischlinski, der Erich Lohmer ebenfalls selbstlos unterstützte.

Und so kommt besagter 15. Februar 1944 ...

Verhöre durch die Gestapo

Nach seiner Festnahme wird Erich Lohmer gefoltert und gequält. Er wird am 21., 23., 24. und 25. Februar sowie am 9., 10., 13., 17. und 21. März 1944 verhört. Am 28. März 1944 formuliert die Gestapo das «Ergebnis» der Verhöre: «Der Arbeiter Erich Lohmer ist überführt und geständig, sich vom Sommer 1942 ab an der Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens beteiligt zu haben. Es gelang ihm, in seiner Wohngegend eine Gruppe der illegalen KPD aufzuziehen, die die Bezeichnung «Gruppe Rolandstrasse» hatte (...) In der Wohnung des Lohmer wurde fortgesetzt der Nachrichtendienst verbotener Auslandssender abgehört. (...) Das Gehörte wurde eifrig diskutiert (...) Am 25.1.1943 sollte Lohmer in seiner Wohnung festgenommen werden (...) Als Lohmer das Haus betrat, wurde er von der im Erdgeschoss wohnenden Ehefrau Mankel gewarnt. (...) Nach seiner Flucht hat sich Lohmer noch bei folgenden Personen aufgehalten: Arthur

Müller, Marta Vesting, Maria Seitz, Luise Menze, Eheleute Wischlinski, Elfriede Hoffmann, und Arthur Müller hat ihn gleich nach seiner Flucht durch Rat und Tat unterstützt. (...) An Hugo Breenkötter hat sich Lohmer gleich nach seiner Flucht gewandt, trotzdem er bestreitet, schon vorher mit Breenkötter illegal gearbeitet zu haben. Beide waren Freunde und es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass Lohmer den Breenkötter vom Aufbau seiner illegalen Zelle informiert hat. Von Breenkötter erhielt Lohmer nach seiner Flucht eine amerikanische Armeepistole mit 40 Schuss dazugehöriger Munition. (...) Der Menze gegenüber hat er, als er diese Pistole zeigte, im übrigen auch gesagt, dass man so ein ‚Ding‘ haben müsse, man fühle sich sicherer (...) Lohmer war bei seiner Vernehmung verstockt und gab nur das zu, was ihm vor gehalten und bewiesen werden konnte. Die Schusswaffe mit der dazugehörigen Munition, und RM 1‘100.–, die angeblich der Menze gehören und bei Lohmer gefunden wurden, sind sichergestellt und hier aserviert.»¹⁰

Erich Lohmer sitzt in der nachfolgenden Zeit in verschiedenen Strafanstalten. Zu einem Prozess ist es bis zu jenem 13. April 1945 nicht mehr gekommen.

Grete und Hugo Breenkötter

Kriminalrat Hufenstuhl und der Sudetengau

Nur zwei Tage nach der Verhaftung Erich Lohmers wird Kriminalrat Hufenstuhl wieder aktiv. An diesem Tag setzt er folgendes Fernschreiben ab: «An die Staatspolizeileitstelle Reichenberg
Betrifft: Hilfsarbeiter Hugo Breenkötter, geboren am 16.4.1902 in Barmen, und seine Ehefrau Grete, geborene Schneider, geboren am 17.12.1903 in Barmen, jetzt wohnhaft in Althehrenberg 409.

Die Eheleute Breenkötter sind bei dem Terrorangriff auf W.-Elberfeld ausgebombt und dann nach Althehrenberg/Sudetengau evakuiert worden. Beide haben sich hier an der Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens beteiligt. Ich bitte, die Eheleute festzunehmen und mit dem nächsten Sammeltransport getrennt in das Polizeigefängnis Wuppertal überführen zu lassen. Das bei der Durchsuchung evtl, anfallende Belastungsmate-



Grete Breenkötter unmittelbar nach ihrer Verhaftung im Mai 1944.



Hugo Breenkötter. Gestapo-Fotos vom Mai 1944.

rial bitte ich umgehend an die hiesige Dienststelle zu senden. Über das Veranlasste und Eintrefftag der Festgenommenen in Wuppertal bitte ich um FS-Nachricht.

gez. Hufenstuhl»¹¹

Bereits am 2. März 1944 wird Reichenberg gemahnt: «dringend – sofort vorlegen – Haftsache – Ermittlungsverfahren gegen die Eheleute Hugo Breenkötter (...) Ich bitte um umgehende Erledigung meiner FS – Anfrage vom (.. .)»¹²

Noch am gleichen Tag kommt die Antwort: «Die Eheleute Breenkötter wurden am 23.2.1944 festgenommen. Ihre Wohnung wurde durchsucht. Die Durchsuchung war erfolglos. Hugo Breenkötter wurde mit Sammeltransport am 26.2.44 nach Wuppertal-Elberfeld in das dortige Pol.-Gefängnis überstellt und trifft dort am 8.3.44 gegen 13.13 Uhr ein. Seine Ehefrau wird am 4.3.44 mit Sammeltransport nach dort überstellt und trifft am 15.3.44 gegen 13.13 Uhr dort ein. Die getrennte Überführung wird vorgenommen, um eine gegenseitige Verständigung zu verhindern.

1 .A. gez. Ziemer K.K.»¹³

Die Festnahmemeldung

Und auch in diesem Fall wird eine «Festnahmemeldung» formuliert: «Geheime Staatspolizei – Staatspolizeileitstelle Düsseldorf – Aussendienststelle Wuppertal

Tgb. Nr. II A 1 – 237/43 – Wuppertal, den 10.3.44

Festgenommen am 23.2.44 um 7.00 Uhr

Name: **Breenkötter**

Vorname: **Hugo**

Geburtsdatum: 16.4.1902

Geburtsort: Barmen

Beruf: Elektriker

Zahl der Kinder: 4, Alter 19-9

Politische Einstellung: kommunistisch

Sachverhalt: Br. hat mit dem Funktionär der illegalen KPD Erich Lohmer illegal zusammengearbeitet. Nach der Flucht des Lohmer im Januar 1943 hat er diesen unterstützt und ihm Obdach gewährt. Bisher konnte dem Br. nachgewiesen werden, dass er Lohmer nach der Flucht eine Pistole mit etwa 40 Schuss Munition überlassen hat. Die Vernehmungen in dieser Sache sind noch nicht beendet. Br., der nach dem Terrorangriff auf W.-Elberfeld, wo

er Brüderstrasse 15 gewohnt hat, nach Althenberg mit seiner Familie evakuiert wurde, wurde auf Veranlassung der hiesigen Dienststelle dort am 23.2.44 festgenommen und traf am 9.3.44 mit Sammeltransport hier ein.

Abgabe an die Strafverfolgungsbehörde: ja

Vorführung vor den Richter: ja Sitzt im Gefängnis Wuppertal ein.

Dienststelle: Stapo Wuppertal

Sachbearbeiter: Segerath K.S.»¹⁴

Und auch für Grete Breenkötter wird am 22.3.44 eine «Festnahmemeldung» formuliert.

Danach ist sie am 23.2.44 um 6.30 Uhr festgenommen worden. Ihr wird folgendes zur Last gelegt: «Die Ehefrau Br. steht im Verdacht, den flüchtigen Funktionär der illegalen KPD, Erich Lohmer, bei seiner Flucht unterstützt zu haben. Sie wurde am 23.2.44 in Althenberg festgenommen und traf mit dem Sammeltransport am 16.3.44 in Wuppertal ein. Die Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen.»¹⁵

Für Grete und Hugo Breenkötter erlässt der Richter am 31. März 1944 Haftbefehl.¹⁶

Die Lebensläufe

Auch für Grete und Hugo Breenkötter werden «Personalbögen» angelegt, Fotos gemacht und diesen beigelegt. Und auch bei ihnen erstrecken sich die Verhöre auf die «persönlichen, wirtschaftlichen und familiären Verhältnisse». Den Protokollen sind bis heute diese Lebensdaten der Verhafteten zu entnehmen:

Hugo Breenkötter wurde als ältester Sohn von 5 Kindern (4 Jungen und ein Mädchen) am 16. April 1902 in Wuppertal-Barmen geboren. Der Vater, August Breenkötter, war Bäcker und arbeitete in einer Elberfelder Brotfabrik. Die Mutter Maria, geb. Rasch, versorgte den Haushalt. Die Familie wohnte in der Sattlerstrasse 19. Vom 6. bis zum 14. Lebensjahr besuchte Hugo Breenkötter die evangelische Volksschule. 1916, während des Ersten Weltkriegs, wurde er aus der Schule entlassen und nahm eine Beschäftigung als Hilfsarbeiter an. Der Vater war zu der Zeit im Krieg. Hugo Breenkötter sagt in den Verhören über diese Jahre: «Während der Abwesenheit meines Vaters, (...) hat meine Mutter mit mir alle wichtigen Fragen, die sich aus dem Zusammenleben der Familie ergaben, besprochen. Aus diesem Grunde bin ich wohl früh mit den Fährnissen des Lebens in Berührung ge-

kommen. Ich fühlte mich sehr früh erwachsen und konnte mich mit meinem Vater nicht mehr verstehen, als derselbe aus dem Weltkrieg zurückkehrte.»¹⁷

Das Zerwürfnis mit dem Vater

Aus diesem Konflikt wurde ein «Zerwürfnis mit meinem Vater». Den (politischen) Grund beschreibt Hugo Breenkötter so: «In meinem Elternhaus wurde über politische Dinge überhaupt nicht gesprochen. Meine Eltern und Geschwister gehörten der Baptistengemeinde in Wuppertal-Elberfeld an. Ich war Aussenseiter, und die Zerwürfnisse mit meinem Vater waren in der Hauptsache auf meine antibaptistische Einstellung zurückzuführen.»¹⁸

Er verliess Wuppertal und geht – mit 16 Jahren – nach Blankenhagen in Westfalen und verdingte sich als Knecht bei dem Bauern Weltmann. Dort lernte er seine spätere Frau kennen. 1920 kehrte er nach Wuppertal zurück. Der Vater hatte inzwischen ein «Geschäft in Herrenartikeln» eröffnet. Hugo Breenkötter ergriff die Gelegenheit und verkaufte im «Hausierhandel» Hosenträger und Sockenhalter aus dem Geschäft seines Vaters. Als seine Freundin 21 Jahre alt wurde, holte er sie gegen den Willen des Vaters kurzentschlossen nach Wuppertal und heiratete sie. Grete Breenkötter aus Barmen war die Tochter der Eheleute Friedrich Schneider und Ida Schneider, geb. Steinberg.

Der Konflikt zwischen Vater und Sohn Breenkötter brach erneut auf: «Am Hochzeitstage warf mein Vater mich mit meiner Frau aus seiner Wohnung. Wir beide standen mittellos da. Es traf uns besonders empfindlich, weil meine Frau im 5. Monat schwanger war. Wir haben uns ein möbl. Zimmer gesucht und ich habe mein Wandergewerbe weiter betrieben. Die Waren bezog ich zum grössten Teil noch von meinem Vater.»¹⁹

1927 war Grete mit dem zweiten Kind schwanger. Die junge Familie befand sich in einer ernsten wirtschaftlichen Notlage. Hugo Breenkötter entschloss sich in dieser Situation, den Erlös aus dem Verkauf der Artikel nicht an die Firma Förster abzuführen. Die Firmenleitung zeigte ihn daraufhin erbarmungslos an; Hugo Breenkötter musste zwei Monate ins Gefängnis. Weihnachten 1928 war er wieder zu Hause. Eine viel ernstere Folge seiner Unterschlagung war der Entzug des Wandergewerbescheins. Deswegen blieb er – mit einer kurzen Unterbrechung als «Notstandsarbeiter der Stadt Wuppertal auf dem Flugplatz in Langerfeld» 1934 – bis Anfang 1935 arbeitslos.

Weitere Widerstandsaktionen – Ein Terrorurteil

In diese Zeit als «Notstandsarbeiter» fällt eine weitere Widerstandsaktion gegen den faschistischen Staat: «Hier habe ich 6 Flugschriften der illegalen KPD von einem Arbeitskameraden angenommen und weiter verteilt.»²⁰ Hugo Breenkötter wurde aufgrund dessen am 15. Februar 1935 verhaftet und wegen «Vorbereitung zum Hochverrat» am 15. Februar 1936 vom OLG Hamm zu einer Zuchthausstrafe von vier Jahren zuzüglich fünf Jahren «Ehrverlust» verurteilt. Es ist ein Rache- und Terrorurteil. Man hatte seine aktive Rolle bei der Vorbereitung der Thälmann-Kundgebung vom 12. Juli 1932 und seinen Kampf gegen die Kundgebungen Goebbels vom 13. Juli und Hitlers vom 24. Juli 1932 jeweils im Stadion Zoo nicht vergessen.²¹ Er verbüßte die Strafe im Zuchthaus Lager Aschendorf bei Papenburg.

Erneute Verhaftung und Rückkehr nach Wuppertal

Als Hugo Breenkötter am 26. Februar 1939 aus dem Zuchthaus entlassen wurde, kehrte er nach Wuppertal zurück, bekam bereits am 3. März 1939 eine Arbeitsstelle bei der Firma Specht in W.-Elberfeld und wurde dort zum Elektriker umgeschult. Im Sommer 1943 nach dem Luftangriff auf Elberfeld – Erich Lohmer war zu diesem Zeitpunkt bereits auf der Flucht – wurde die «wehrwichtige» Firma nach Althenberg/Sudetengau verlegt. Da auch die Wohnung der Breenkötters «vollständig zerstört» wurde, folgten sie der Firma nach Althenberg. Dort wurden beide verhaftet und nach Wuppertal gebracht...

Die Verhöre

Jetzt beginnen auch bei Grete und Hugu Breenkötter die Verhöre «unterstützt» von Folter und Erniedrigung. Grete Breenkötter gibt am 22. März 1944 zu Protokoll: «Ich kann nur immer wieder sagen, dass mein Mann ein treusorgender Vater und ein solider Ehemann war.(...) Ich habe vier Kinder und bin erneut von meinem Ehemann im vierten Monat schwanger. Durch die Festnahme bin ich stark heruntergekommen und habe augenblicklich der Schwangerschaft wegen Beschwerden. (...) Ich will meinen Kindern eine gute Mutter und meinem Mann eine treue Kameradin sein. Das ist schon immer der Sinn meines Lebens gewesen.»²²

Die Unmenschlichkeit des faschistischen Staates wird in diesem Fall nicht auf die Spitze getrieben. Da ihr offensichtlich nicht nachgewiesen

werden kann, «dass sie von der Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens durch Lohmer und ihren Ehemann gewusst hat, (...) sie im vierten Monat schwanger ist und Beschwerden hat» wird sie am «22. März 1944, um 12.00 Uhr, aus dem Polizeigefängnis entlassen».²³

Grete Breenkötter und ihre Kinder überleben. Sie lebt heute hochbetagt bei ihren Töchtern. Ihr Sohn Hugo lebt in Wuppertal.

Hugo Breenkötter bestätigt in den Verhören vom 12., 13., 14. und 22. März 1944 seine Freundschaft mit Erich Lohmer. Bei einer Begegnung habe er diesem sein Herz ausgeschüttet und «auch über meine Vorstrafe Aufklärung» gegeben. Auch Breenkötter trifft mit Arthur Müller und anderen Mitgliedern der «Gruppe Rolandstrasse» zusammen. Das ist auch nicht besonders verwunderlich, wohnte er doch in der Brüderstrasse 15, genau gegenüber auf der anderen Seite der Hochstrasse. Er bestätigt, dass nach seiner Flucht, Lohmer mehrmals bei ihm war und er ihn, «weil er kein Obdach hatte», «auf seiner Couch in seinem Wohnzimmer habe schlafen lassen». Breenkötter ist zu diesem Zeitpunkt im Besitz einer Pistole, die er «von dem Soldaten Paul Pohlmann» bekommen habe. Der habe sich am letzten Tag seines Heimaturlaubs mit seinen Eltern verfeindet und deswegen bei Breenkötter übernachtet. Bei seiner Abreise habe er die Pistole zusammen mit einem «Säckchen mit gleichkalibriger Munition und einer Kette zum Reinigen eines Karabiners mit Bürste vergessen.» Breenkötter habe die Pistole Lohmer gezeigt und kurze Zeit später bemerkt, dass die Pistole verschwunden sei. Er bestätigt auch die Treffen mit Frau Mankel und sagt: «Ich glaube sogar, dass ich der Mankel einige Male Brotmarken für Lohmer gegeben habe.»

Die Gestapo formuliert das Ergebnis der Verhöre

Bereits am 28. März 1944 ist sich die Gestapo sicher: «Bei der Aufrollung der illegalen KPD im Westen Anfang 1943 wurde hier in Wuppertal festgestellt, dass der Funktionär der illegalen KPD, Erich Lohmer, (...) und seine Geliebte, die geschiedene Ehefrau Else Eckhardt, freundschaftlich mit den Eheleuten Breenkötter verkehrten.(...) Sein Verkehr erstreckte sich in der Hauptsache auf Personen, die wie er früher der KPD angehört hatten, bzw. wegen Vorbereitung zum Hochverrat bestraft worden waren. Hierunter befand sich auch Lohmer (...) Nunmehr steht fest, dass Breenkötter Lohmer nach seiner Flucht durch Rat und Tat unterstützt und ihm sogar eine ameri-

kanische Armeepistole mit 39 Schuss Munition geschenkt hat.(...) Der Ehefrau Breenkötter konnte eine strafbare Handlung nicht nachgewiesen werden.»²⁴

Die letzten Stunden der beiden Freunde

Auch Hugo Breenkötter verschwindet in der nachfolgenden Zeit hinter verschiedenen Zuchthausmauern. Auch in seinem Fall kommt es bis zu jenem 13. April 1945 nicht zu einem Prozess.

Wir wissen nicht, ob die beiden Freunde sich in dieser Zeit gesehen haben, miteinander sprechen konnten. Was wir aber wissen ist, dass sie die letzten Stunden in ihrem Leben zusammen sein konnten. Was und worüber mögen sie gesprochen haben? Was werden die beiden gedacht und gefühlt haben? Hugo Breenkötter, der Frau und vier Kinder hinterliess? Erich Lohmer, der eine Tochter, ganze zehn Jahre alt, und viele Kampfgefährten zurückliess? Wir wissen es nicht.

Als Erich Lohmer auf der Flucht vor den Faschisten war und Hugo Breenkötter seine Wohnung im Bombenhagel verlor und seine Heimatstadt Wuppertal verlassen musste, beendete Julius Fucik am 9. Juni 1943 seine «Reportage, unter dem Strang geschrieben» mit den Worten: «Auch mein Spiel geht dem Ende zu. Das beschreibe nicht ich. Das kenne ich nicht. Es ist kein Spiel mehr. Es ist Leben. Und im Leben gibt es keine Zuschauer. Der Vorhang hebt sich. Menschen, ich hatte euch gern. Seid wachsam!»²⁵

Dieser Kämpfer gegen den Faschismus wurde am 23. Februar 1903 in Prag geboren, ging 1940 in den Untergrund. Julius Fucik wurde nach seiner Verhaftung durch die Gestapo am 25. August 1943 zum Tode verurteilt und am 8. September 1943 in Berlin-Plötzensee durch den Strang ermordet. Seine «Reportage» entstand im Gestapo-Gefängnis in Prag, wurde in den Pausen zwischen Verhören und Torturen auf Zettel niedergeschrieben. Diese Zettel konnten als Kassiber aus der Zelle geschmuggelt und so 1945 von seiner Frau veröffentlicht werden. Fucik Reportage, formuliert im Angesicht des Todes, ist «dokumentarische Literatur», ist der authentische Bericht eines Opfers. Sie umschliesst auch das Leben und den Tod von Erich Lohmer und Hugo Breenkötter.

30. April 1945

An diesem Tag sind die Vorbereitungen soweit gediehen, dass mit der Exhumierung aller Ermordeten begonnen werden kann. In einem amerikani-

schen Militärbericht heisst es: «Dazu wurden 40 örtlich bekannte Mitglieder der Nazi-Partei abkommandiert, damit es ihnen eine Lehre sei (...) Ein grosser Teil der Gruppe glaubte, dass man sie exekutieren würde. Bevor die Arbeit begann, wurde die grabende Nazi-Partei ermahnt, dass, wenn eine sorglos angesetzte Schaufel auch nur einen Leichnam berühren würde, müsse die Arbeit mit den Händen beendet werden.»²⁶

Insgesamt werden 71 Leichen geborgen. Der Versuch, die Toten an Ort und Stelle zu identifizieren, gelingt nur in wenigen Fällen, da die meisten keine Papiere bei sich tragen. In der nachfolgenden Zeit können jedoch insgesamt 68 Ermordete identifiziert werden. Drei sind bis heute unbekannt geblieben, auch weiss man nicht, wann und wie sie zu dieser Gruppe gestossen sind.

1. Mai 1945

Auf Anordnung der amerikanischen Besatzungsbehörde werden die Opfer vor dem Rathaus in Solingen-Ohligs beigesetzt. Die Bevölkerung wird zur Teilnahme an der Trauerfeier aufgefordert; 3'000 Menschen kommen dieser Aufforderung nach. Über die Beerdigung der Opfer heisst es in dem bereits zitierten Bericht: «Auf dem Rathausplatz waren Einzelgräber ausgehoben, mit neuen Brettern ausgeschlagen und mit Kiefernzweigen verdeckt, dann mit rotem und weissem Flieder ausgeschmückt. Als die Wagen mit den Toten ankamen, hat das Ausgrabe-Kommando die Leichname abgeladen und jeden vorsichtig in sein neues Grab gelegt. Der Geruch, der von den Leichen ausging, war zum Überlwerden. Der Zustand einiger der Toten war grauenhaft (...) Zwei Stunden dauerte die Beerdigung, die Anwesenden standen ruhig und beobachtend. Um nicht ohnmächtig zu werden, waren die meisten Anwesenden gezwungen, das Taschentuch vor die Nase zu halten.» Der Bericht fährt fort: «Als der letzte Tote am Ort seiner endgültigen Ruhe niedergelassen war, mussten alle Zuschauer an den offenen Gräbern vorbeigehen und die Leichen ansehen, bevor sie zugedeckt wurden. Dann wurde die ganze Bevölkerung Ohligs' beauftragt, den kleinen Friedhof mitten in ihrer Stadt zu pflegen.»²⁷

Jetzt beginnen die Untersuchungen und Vernehmungen. – Das Fazit lautet 50 Jahre danach: Das Verbrechen ist bis heute ungesühnt geblieben!

Das Vermächtnis

Was wir Nachgeborenen tun können ist, immer wieder an das unspektakuläre und selbstverständliche Handeln dieser Menschen gegen den Faschismus zu erinnern. Und sie taten es ungeachtet der Bedrohung für ihr Leben. Wer versucht, diese Menschen und ihren Widerstand gegen den Faschismus auszugrenzen, nur weil sie Kommunisten waren, handelt unverantwortlich und beschädigt das Ansehen des Widerstands gegen den Faschismus insgesamt. Und so soll am Ende dieser Erinnerung ein Zitat aus einer Erklärung von NS-Verfolgten vom Juli 1994 stehen:

«Wir Überlebende des deutschen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus, Verfolgte des Naziregimes aus Ghettos und Konzentrationslagern, Emigranten und Deutsche, die in den Armeen der Anti-Hitler-Koalition und bei den Partisanen kämpften, sowie Angehörige von Frauen und Männern, die vom NS-Regime eingekerkert, gefoltert und ermordet wurden, wenden uns gegen Bestrebungen, bestimmte Gruppierungen des deutschen Widerstandes und der Emigration aus der ständigen Ausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin auszugrenzen.»²⁸

Nachbemerkung

Der Bürgermeister Max Reiss sagte am Grab der Ermordeten: «Mögen die toten Männer vor diesem Rathaus in Frieden ruhen und möge diese Gruft eine Mahnung sein für alle Bürger, alles zu tun, was in ihren Kräften steht, damit sich für alle Zeiten solche unmenschlichen Verbrechen nicht wiederholen.»²⁹

Es hat lange gedauert, bis nach zähem Bemühen am Ort des Verbrechens eine würdige Gedenkstätte eingerichtet werden konnte. An ihr findet alljährlich an einem Sonntag Mitte April eine Mahn- und Gedenkveranstaltung statt, die seit einiger Zeit gemeinsam von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschisten (VN/BdA) und den Städten Langenfeld, Remscheid, Solingen und Wuppertal veranstaltet wird.

Nachforschungen haben ergeben, dass enge Angehörige von Erich Lohmer und Hugo Breenkötter leben. Sie sind – anders als Angehörige von Opfern des Faschismus in anderen Städten Nordrhein-Westfalens – nie besucht worden, wurden nie eingeladen, an der Gedenkfeier teilzunehmen. Wird sich das mit dieser Erinnerung ändern?

- 1 Soweit nicht ausdrücklich anders gekennzeichnet, basiert diese Darstellung auf folgenden veröffentlichten und unveröffentlichten Quellen: WN/Bund der Antifaschisten, Landesvorstand NRW (Hg.): Jahre in Lüttringhausen. Endstation Wenzelnberg. Berichte von antifaschistischen Widerstandskämpfern, Düsseldorf o. J. (Protokolle und Dokumente wurden auf der Basis der Recherchen von Karl Bennert 1994 neu aufgezeichnet.); HStAD, Bestand 58/24516; Stadtarchiv Wuppertal, Personalakten Erich Lohmer, Hugo Breenkötter; Klaus Goebel (Hg.): Wuppertal in der Zeit des Nationalsozialismus, Wuppertal 1984; Ernst Thälmann: Eine Biographie. Bd. 2, Berlin (DDR) 1980 sowie Recherchen und Gespräche des Verfassers mit Angehörigen, Zeitzeugen und Weggefährten.
- 2 HStAD, Bestand RW 58/24516. Akte Erich Lohmer.
- 3 A.a.O.
- 4 Oberlandesgericht Hamm, Aktz. 6 O. Js 20/36.
- 5 HStAD, a.a.O.
- 6 A.a.O.
- 7 A.a.O.
- 8 A.a.O.
- 9 A.a.O.
- 10 A.a.O.
- 11 HStAD, Bestand RW 58/24516. Akte Eheleute Hugo und Grete Breenkötter. 12 A.a.O.
- 13 A.a.O.
- 14 A.a.O.
- 15 A.a.O.
- 16 A.a.O.
- 17 A.a.O.
- 18 A.a.O.
- 19 A.a.O.
- 20 A.a.O.
- 21 Oberlandesgericht Hamm, Aktz. 6 OJs. 433/35.
- 22 HStAD, a.A.O.
- 23 A.a.O.
- 24 A.a.O.
- 25 Julius Fucik: Reportage, unter dem Strang, Frankfurt a.M. 1976, S. 121.
- 26 Laurence G. Byrnes: History of the 94th Infantry Division in World War II., Washington 1948, S. 472ff. Vgl. dazu auch «die tat», 11. April 1970.
- 27 Byrnes, History of the 94th Infantry Division in World War II., a.a.O.
- 28 «unsere zeit» (uz), 22. Juli 1994.
- 29 Byrnes, History of the 94th Infantry Division in World War II., a.a.O.

Dirk Krüger

DER MANN MIT DEN FÜNF UNIFORMEN. WALTER KAISER-GORRISH ¹

Das Jahr 1909

Das Jahr 1909 war, ebenso wie die vorangegangenen Jahre, ein Jahr voller Bewegung: Im Januar und Februar kommt es in vielen Städten – darunter auch in Wuppertal – zu zahlreichen Arbeitslosenversammlungen und -demonstrationen, auf denen soziale Unterstützungsmassnahmen gefordert werden. Gleichzeitig demonstrieren Tausende gegen das Dreiklassenwahlrecht für den preussischen Landtag und fordern das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht für alle Personen über 20 Jahre. In Dresden geht die Polizei mit Waffengewalt gegen die Demonstranten vor. Im Mai dringt von Moskau die Kunde vom Erscheinen des philosophischen Hauptwerkes Lenins «Materialismus und Empiriekritizismus» nach Deutschland. Zeitgleich erscheint Karl Kautskys wichtige Arbeit «Der Weg zur Macht».

Am 1. Juni wird Karl Liebknecht aus der Festung Glatz entlassen – von Tausenden stürmisch begrüsst. Am 10. Juli wird ein neues Steuergesetz mit drastischen Steuererhöhungen für wichtige Artikel des täglichen Bedarfs im Reichstag verabschiedet. Der Durchschnittswochenlohn der Industriearbeiter bleibt dagegen bei rd. 28 RM.

Im gleichen Monat stürzt der Reichskanzler v. Bülow und wird durch v. Bethmann Hollweg ersetzt. Verbesserungen für die Arbeiter bringt das nicht. Vom 12. bis 18. September tagt der Parteitag der SPD in Leipzig. Beschlossen wird ein neues Organisationsstatut. Im Oktober schliesslich erscheint August Bebels Werk «Die Frau und der Sozialismus» in der 50. Auflage. Die Bilanz am Ende des Jahres 1909:

Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, der 1892 568 Mitglieder angeschlossen sind, zählt 2045 Streiks und Aussperrungen mit 131 244 Beteiligten. Und die Wirtschaftsberichte bilanzieren: Die Wirtschaftskonjunktur brachte vor allem eine Produktionssteigerung der mit der Aufrüstung verbundenen Schwerindustrie, in weitaus geringerem Masse



Walter Gorrish (eigentlich Walter Kaiser)

auch der Konsumgüterindustrie. Die grossen Monopole festigen sich, während der Reallohn der Arbeiter sinkt.

Ein Kind wird geboren

In diese bewegte Zeit hinein wird am 22. November 1909 in Barmen, in der Tannenstrasse, im «roten Rott», wie die Arbeiter stolz ihr Viertel bezeichnen, der Junge Walter Kaiser geboren. 1916 übersiedelt die Familie in die Bogenstrasse 10, sie bleibt also ihrem Viertel treu. Auch der Vater, der Stukkateur Josef Kaiser, wurde in Wuppertal, am 23. September 1877, geboren. Er wird nur 51 Jahre alt, stirbt am 24. Dezember 1928, am Heiligabend. Das bleibt ein prägendes Erlebnis für die ganze Familie. Die Mutter Anna stammte ebenfalls aus Wuppertal, war eine geborene Gorricks. Walter Kaiser hat in tiefer Verehrung für seine Mutter, als er 1945 zu schreiben begann, ihren Mädchennamen als Künstlernamen gewählt. Bei seiner ersten Veröffentlichung hatte sich allerdings ein Druckfehler eingeschlichen: Aus Gorricks war ein Gorrish geworden. Walter Kaiser hat das nicht korrigiert, sondern den Namen Gorrish angenommen. Seine Mutter, die auf alle, die sie kannten, einen tiefen Eindruck hinterlassen hat, starb am 21. Juli 1972.

Walter Kaiser-Gorrish besucht die Volksschule in der Eichenstrasse. Ein Erlebnis aus dieser Zeit prägt sich besonders bei ihm ein. Er besucht freiwillig den Religionsunterricht. Nach einem Streit und einer heftigen körperlichen Züchtigung durch den Religionslehrer rennt der junge Walter Kaiser weinend und bebend vor Wut und Empörung nach Hause. Der Vater ist zu der Zeit aus dem Einsatz im ersten Weltkrieg auf Heimaturlaub. Entschlossen zieht er die Uniform an, schultert den Karabiner, eilt in die Schule und stellt den Lehrer zu Rede. Wörtlich sagt er: «Wenn Sie noch einmal meinen Sohn schlagen, dann...» Und damit zeigt er unmissverständlich auf seinen Karabiner, dreht sich um und verlässt die Schule.

Im «roten Rott» – Die ersten politischen Kämpfe

Nach dem Besuch der Volksschule erlernt Walter Kaiser-Gorrish vier Jahre lang das Stukkateurhandwerk und arbeitet anschliessend in verschiedenen

Firmen als Geselle. Im Juli 1930 wird er arbeitslos, unterbrochen nur von einer halbjährigen Tätigkeit als Notstandsarbeiter bei der Stadt Wuppertal.

In seiner Kinder- und Jugendzeit ist er vor allem befreundet mit Walter Gössling, Walter Vesper und Walter Seelheim. Später, im Spanischen Bürgerkrieg treffen die vier Freunde sich wieder und werden die «vier Walter in Spanien» genannt.

Nach der Lehre tritt er dem «Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund» bei. In einem Verhörprotokoll der Gestapo sagt Walter Kaiser-Gorish Ende 1940 über diese Zeit seines Lebens: «Infolge meiner Erwerbslosigkeit kam ich des Öfteren mit linkseingestellten Personen in Verbindung. Ausserdem befand sich meine Wohnung in einem ausgesprochenen Kommunistenviertel. Ganz in der Nähe befand sich das Heim des Kampfbandes gegen den Faschismus. Da ich zeitlich nicht gebunden war und im übrigen nicht wusste, was ich machen sollte, habe ich vielfach die an dem Heim angebrachten Zeitungen und Plakate gelesen. Auf diese Weise wurde ich zum ersten Male mit dem Gedanken des Kommunismus vertraut. Schliesslich forderte man mich auf, statt draussen die Zeitungen zu lesen, jetzt ins Innere des Heims zu kommen, da hier noch weiteres Schriftenmaterial auslag. Da ich sowieso nicht wusste, was ich mit meiner Zeit anfangen sollte, bin ich der Aufforderung auch nachgekommen. Mit anderen Personen konnte ich jetzt Kartenspielen und mir kam meine schlechte wirtschaftliche Lage nicht so sehr zum Bewusstsein. Auf diese Weise trat ich der Idee des Kommunismus immer näher.»² Die logische Konsequenz ist seine Mitgliedschaft im Kampfband gegen den Faschismus und in der Roten Hilfe.

Walter Kaiser unterstützt in der Folgezeit aktiv alle Aktionen des Kampfbandes. Die Absicht der SA, mit einer geschlossenen Formation durch den Rott zu marschieren, kann verhindert werden. Zusammen mit den Freunden Werner Eggerath, Walter Vesper, Friedrich Dupke und seinem Bruder Josef beschriftet er Häuserfronten mit Parolen gegen die Nazis und Parolen mit Forderungen der KPD, verteilt Flugblätter und beteiligt sich an Demonstrationen. In den Demonstrationsblöcken organisiert er vor allem die bildliche und akustische Darstellung der zentralen Losung, das einfache Wort «Hunger!!»³ Schliesslich folgt konsequent sein Eintritt in die KPD im Jahre 1931.

Die Genossen treffen sich meistens auf der Strasse oder auf dem Arbeitsamt. Dort wird die politische Diskussion vor allem geführt. In dem bereits

zitierten Verhörprotokoll streitet er zwar die Mitgliedschaft in der KPD ab. Dennoch finden sich darin die ausserordentlich mutigen Sätze: «Meine innere Einstellung war zu dieser Zeit auch noch rein kommunistisch, denn ich habe geglaubt, durch die KPD Arbeit zu bekommen. Auch wählte ich die KPD in sämtlichen Wahlgängen und hoffte durch diese Partei eine bessere Zukunft zu erhalten.»⁴

Auch im Frühjahr und Sommer 1933 beteiligt sich Walter Kaiser-Gorrish weiterhin an Flugblattaktionen und spendet Geld für politische Gefangene, obgleich er selbst immer noch arbeitslos ist, die Mutter eine Putzstelle annehmen und er die Wohnung sauberhalten muss.

Ende November 1932 gelangt Walter Kaiser-Gorrish in den Besitz einer Pistole. Vermutlich wurde sie ihm von der Partei ausgehändigt, denn er hatte inzwischen neben einer Unterkassiererfunktion und Betreuung einer Gruppe von Genossen auch einen wichtigen Kurierdienst für die KPD übernommen. Wahrscheinlich gibt er sie aus Sicherheitsgründen an den Schuhmacher Julius Schuh weiter, der in der Strasse Höhne ein Geschäft unterhält. In dem Verhör sagt er, der Schuhmacher habe die Pistole bei einem Besuch gesehen und angeboten «mir für dieselbe ein Paar Schuhe zu besohlen».⁵

Emigration am 20. August 1933

Diese Pistole, die später angeblich bei einer Schiesserei benutzt wird, führt zur Verhaftung von Julius Schuh und zu einem Besuch der Polizei in der Wohnung der Kaisers. Sie will Walter Kaiser-Gorrish, der glücklicherweise nicht in der Wohnung ist, verhaften. In dieser bedrohlichen Situation beschliesst die örtliche Parteileitung seine unverzügliche Emigration ins Saarland. Die Emigration war also keine individuelle Entscheidung. Er verlässt am 20. August 1933 zusammen mit seinem Freund Walter Seelheim Deutschland. Was Walter Kaiser-Gorrish von diesem Zeitpunkt an nicht weiss und was ihm später zum Verhängnis werden soll, ist die Tatsache, dass er ab diesem Zeitpunkt steckbrieflich «wegen Mordes» gesucht wird.

Im Saarland lebt er vom August 1933 bis Februar 1935 bei einer Frau Müller in Schiffweiler und beteiligt sich bis zum letzten Moment am Saarkampf. Unmittelbar nach der für die Antifaschisten verlorenen Saarabstimmung vom 13. Januar 1935 verlässt er das Saarland und gelangt über Nantes

nach Gent. Dort wohnt er, unterstützt und vermittelt durch die Rote Hilfe, bei dem Schlachter Artur de Jonghe in der Josepf II str. 66. Er schlägt sich mit Gelegenheitsarbeiten aller Art durch und gelangt im Mai 1936 in den Besitz eines belgischen Passes.

Auf nach Spanien! Die erste Uniform! Es ist die Uniform der spanischen republikanischen Armee!

Im Oktober 1936 bricht Walter Kaiser-Gorrich zusammen mit anderen Emigranten nach Spanien auf. Sie alle eint der Entschluss, auf spanischem Boden gegen den Faschismus mit der Waffe zu kämpfen. Über Brüssel und Paris gelangen sie in die Grenzstadt Perpignan. Die Gruppe umfasst etwa 120 Personen, hauptsächlich Deutsche. Von dort geht die beschwerliche Reise in Bussen weiter, nach Figueras und über Valencia nach Albacete.

Nach einer nur 14-tägigen Kurzausbildung, in der vor allem «Sturmangriffe» geübt werden, wird er der 1. Kompanie des 8. Bataillons der 13. Internationalen Brigade zugeordnet. Ende November 1936 wird die Brigade über Valencia an die Front vor Teruel verlegt. Walter Gorrich schildert in besagtem Verhörprotokoll die näheren Umstände: «Am 27. Dezember 1936 bekam unsere Kompanie den Befehl, in die erste Linie vorzurücken und sich zum Sturmangriff fertig zu machen. Nach kurzer Artillerievorbereitung traten wir gegen 8 Uhr morgens zum Sturm an. Unser Ziel war die Stadt Teruel, die aber trotz mehrmaliger Angriffe nicht genommen werden konnte. Als ich 10 Minuten mit nach vorn gelaufen war, erhielt ich einen Schuss durch den rechten Fuss und blieb liegen. Von unseren Sanitätern wurde ich zur ersten Verbandsstelle gebracht und man legte mir einen Notverband an. Am anderen Tag brachte man mich weiter hinter die Front, und zwar in die Stadt Segord. Ungefähr Ende Januar 1937 war meine Verwundung wieder so weit ausgeheilt. Aus diesem Grunde schaffte man mich in die Wachkompanie nach Albacete.»⁶

Was Walter Kaiser in dem Verhörprotokoll bewusst verschweigt, ist die Tatsache, dass er hier eine fundierte Ausbildung auf der Offiziersschule bekommt, später Adjutant von Ludwig Renn und Kompanieführer einer Kompanie im berühmten Thälmann-Bataillon wird. Nach der verlustreichen Ebro-Schlacht, die vom Juli bis November 1938 tobt, wird er zum erstenmal für tot erklärt.

Zurück in Frankreich

Als Datum für seine Rückkehr nach Frankreich nennt er den 19. Oktober 1938.⁷ Unterschlupf und Arbeit findet er zunächst bei einem Bauern in Südfrankreich.

Anfang Februar 1939 erkrankt Walter Kaiser-Gorrich an Typhus und wird nach Perpignan ins Krankenhaus gebracht, dort behandelt und ins Lager Saint Cyprien entlassen. Kurze Zeit später kommt er ins Lager Gurs. In diesen Lagern wurden Tausende Interbrigadisten und Spanier, die vor Franco geflohen waren, interniert. Als er dort eintrifft, herrscht ein politisches und organisatorisches Chaos. Der breite politische Konsens aus der Zeit des Kampfes in Spanien ist zerbrochen. In Teilen herrschen im Lager Misstrauen, Rivalitäten bis hin zu offenen Feindschaften, Auseinandersetzungen und Unterdrückung. Es kommt zur Abspaltung der sogenannten 9. Kompanie, einer Gruppe von rund 170 Gefangenen unter ihnen 120 Deutsche und Österreicher, die «nicht nur die Unzufriedenheit mit der Wahl überwiegend kommunistischer Funktionäre in die Lagerleitung» eint, sondern auch «bestimmte böse Erfahrungen mit stalinistischen Verfolgungen und Unterdrückungsmethoden».⁸

Walter Kaiser-Gorrich beteiligt sich während seines kurzen Aufenthaltes im Lager, nach seinen eigenen Aussagen nicht an diesen Auseinandersetzungen, lässt sich aber in die Lagerleitung wählen, um bei der Verbesserung der Lebensverhältnisse helfen zu können. Bestimmend für sein Handeln wird eine Hilfsaktion für die Bauern der Umgebung, die durch ein Unwetter schwer geschädigt wurden. Die Lagerinsassen leiden unterdessen unter Trinkwasserknappheit, unmenschlichen sanitären Zuständen und Krankheiten. Alles, was das Lager auch von den Bauern erreicht, denen sie bei den Aufräumarbeiten geholfen haben, wird geteilt. Walter Kaiser-Gorrich gelingt es, eine kleine Kaffee- und Kartoffelpufferküche (typisch für einen Wuppertaler) einzurichten. Alle Einkünfte daraus fließen in die Solidaritätshilfe für kranke Lagerinsassen.

Der zweite Weltkrieg beginnt

Im September 1939 entzieht sich Walter Kaiser-Gorrich der für alle deutschen Männer von der französischen Regierung verfügten Internierung durch seine Flucht aus dem Lager Gurs und die Rückkehr nach Gent. Bis

Mai 1940 lebt er dort unter den schwierigsten Bedingungen. Ständig muss er das Quartier wechseln, immer bedroht von Festnahme und Auslieferung. Er entschliesst sich angesichts des schnellen Vorrückens der deutschen Wehrmacht, illegal nach Frankreich zurückzugehen, vorwiegend mit dem Gedanken, dort mit den Genossen in Verbindung zu kommen und das weitere Vorgehen abzusprechen. Nach kurzer Zeit, ohne sein Ziel erreicht zu haben, wird er von der französischen Polizei auf dem Bahnhof von Lille aufgegriffen und im Lager bei Argeles sur Mer interniert. Er befindet sich also auf dem Territorium der Vichy-Regierung unter Leitung von General Henri Philippe Petain. Dort liegt bereits der Steckbrief der Gestapo auf den Namen Walter Kaiser vor. Er wird «wegen Mordes» gesucht.

Festnahme in Frankreich und Auslieferung an die Gestapo

Nach seiner Verlegung in das Lager Le Vernet wird Walter Kaiser dort von der französischen Polizei verhaftet und an die SS ausgeliefert, die ihn später der Gestapo übergibt, so die Angaben von Walter Kaiser selbst. Es konnte nicht geklärt werden, ob es sich dabei um eine Schutzbehauptung handelt, und er sich der Linie der KPD folgend selbst den deutschen Behörden gestellt hat. Danach wird er zum zweitenmal für tot erklärt, denn keiner glaubt unter diesen Umständen an eine Überlebenschance für Walter Kaiser. In Ketten gefesselt und schwer bewacht tritt er den Gang zu den Waggons an, die ihn nach Deutschland, in seine Geburtsstadt Wuppertal zurückbringen sollen. Auf diesem Weg prüft er alle Möglichkeiten der Flucht. Es ist aussichtslos. Er versucht, sich vor einen Zug zu werfen, so seinem Leben ein Ende zu setzen – der Versuch wird von den Wachmannschaften verhindert.

Die Nazis haben sich für den Transport eine besondere Gemeinheit ausgedacht. An die Waggons kleben sie Zettel mit der gut leserlichen Aufschrift «parachutiste» (Fallschirmjäger). Damit wollen sie mögliche Befreiungsversuche oder Solidaritätsbeweise der französischen Bevölkerung verhindern. Im Gegenteil, eine solche Kennzeichnung war geeignet, und das war genau kalkuliert, einer wie auch immer gearteten Lynchjustiz Vorschub zu leisten. Auf dem Transport wird in den Vogesen in einem SS-Sicherungslager ein Zwischenaufenthalt eingeschoben. Dort wird er dem Lagerleiter, einem SS-Offizier, der in der berüchtigten Legion Condor gedient

hatte, vorgeführt. Aber das weiss Kaiser natürlich nicht. Befragt nach seinem Kampf in Spanien, berichtet Walter Kaiser hoch erhobenen Hauptes und ohne jede Rücksichtnahme auf sein Leben von dieser Zeit. Er verflucht die Unterstützung Hitlers für Franco, er verflucht die Legion Condor. Der Lagerleiter bemerkt die Gefahr, in die sich Walter Kaiser damit begibt und herrscht ihn, vielleicht motiviert durch eine gewisse «soldatische Ehre», an: «Verlassen Sie sofort den Raum! Sonst ...».

Nach sieben Jahren wieder in Wuppertal

Ende August 1940 erreicht der Transport Wuppertal. Walter Kaiser-Gorrich ist nach sieben Jahren wieder in seiner Heimatstadt. Gerade 30 Jahre alt, geht es jetzt wirklich um Leben oder Tod. Er wird in die berüchtigte Vonder-Heydt-Gasse 10 gebracht und dort 30 Tage lang verhört, misshandelt und gefoltert, mit Gewehrkolben und Gummiknüppeln geschlagen. Seine Zähne werden ihm eingetreten, der linke Zeigefinger gebrochen, die Nieren schwer verletzt. Körper und Gesicht sind von den Torturen gekennzeichnet.⁹ Seine Mutter darf ihn in dieser Zeit nicht besuchen, sie hat ohnehin ihren Sohn in der ganzen Zeit von 1933 bis 1945 nur einmal gesehen. Dem Bruder Josef gelingt ein Besuch, er erkennt seinen Bruder fast nicht mehr. Der Vorwurf, der gegen ihn erhoben wird, lautet: Walter Kaiser hat einen SS-Mann niedergeschossen. Mit ebenjener Walter 08 Pistole, die er dem Schuhmacher Julius Schuh übergeben hat. In den Verhören trifft er auch mit dem SA-Mann Paul Post zusammen, mit dem er seine Kindheit und Jugend verbracht hat. Die Verhörprotokolle befinden sich im Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf und sind auf den 3. Dezember 1940 datiert.¹⁰

Schnell stellt sich heraus, die Mordanklage kann nicht aufrecht erhalten werden. Sie wird umgebogen in eine Anklage «Vorbereitung zum Hochverrat». Der Prozess findet vor der grossen Strafkammer des Oberlandesgerichts in Hamm statt. Das Verfahren trägt das Aktenzeichen OJ 990/33. Das Urteil wird am 25.3.1941 verkündet: Es lautet 2 Jahre und 3 Monate Zuchthaus.¹¹ Die Akte befindet sich immer noch beim Generalstaatsanwalt in Hamm. Versuche der Verwandten, Einsicht zu nehmen, wurden mit dem Hinweis verweigert, sie stehe unter Datenschutz.

Im Zuchthaus Lüttringhausen – Die zweite Uniform

Ab 4. Juni 1941 muss Walter Kaiser-Gorrich die Strafhaft im berühmten Zuchthaus Lüttringhausen absitzen, zunächst ein Jahr lang in Einzelhaft.¹² Er trägt seine zweite Uniform – die Sträflingsuniform. Die Mutter und der Bruder fahren zweimal nach Lüttringhausen. Sie können sich, unentdeckt von der Aufsicht, von weitem bemerkbar machen und deponieren an versteckten Stellen, die die Mutter vorher ausgekundschaftet hat, einige Lebensmittel und etwas Tabak.¹³ Sie gelangen auch in die Hände von Walter Kaiser und werden solidarisch unter den Genossen geteilt. Eine Besuchserlaubnis für die Mutter und die Geschwister wird während der ganzen Zeit verweigert.

Die Gruppe der Strafgefangenen, der Walter Kaiser angehört, wird im Strassenbau eingesetzt. Besonders schlimm sind die Zustände im Winter. Stundenlang müssen sie durch den Schnee stapfen, zum Schutz gegen die Kälte stopfen sich die Gefangenen Abfallpapier zwischen Ober- und Unterbekleidung. Die Ernährung ist minderwertig und knapp. Viele Häftlinge überleben die Strapazen nicht. Eine grosse Hilfe im Überlebenskampf ist die Solidarität und die Verbindung der politischen Gefangenen untereinander.

Im Strafbataillon 999 – Die dritte Uniform

Am 28. Januar 1943, kurz vor dem Ablauf der Strafhaft, wird Walter Kaiser mitgeteilt, dass er zum Strafbataillon 999 eingezogen werde. Am 29.1.1943 wird er dem Wehrbereichskommando Solingen «zugeführt».¹⁴ Ohne seine Angehörigen gesehen zu haben, wird er als «Wehruntüchtiger» direkt dem Strafbataillon überstellt. Er vertauscht die Sträflingsuniform mit der Wehrmachtsuniform – seiner dritten Uniform. Auch dahinter steckt eine Schikane der Nazis. Das Bataillon 999 vereinigt ohne Unterschied kriminelle Straftäter und politische Gefangene. Sie alle werden, obgleich offiziell «wehruntüchtig», in Wehrmachtsuniformen gesteckt und tragen – wie alle übrigen Soldaten – Hoheitsabzeichen, Kragenspiegel und Schulterklappen. Der Kriegsgegner konnte also die politischen Widerstandskämpfer in den Reihen des Bataillons nicht erkennen, er musste sie für «normale» Wehrmachtsangehörige halten.

Die Einheit mit der zynischen Bezeichnung «Bewährungstruppe 999» war mit einer entsprechenden Verfügung vom 2. Oktober 1942 aufgestellt worden. Der Aufstellungsstab war zunächst auf dem Truppenübungsplatz Heuberg, später in Baumholder stationiert. Die Besonderheit bestand darin, dass in diese Einheit ausschliesslich Nicht-Wehrmachtangehörige, die von Zivilgerichten verurteilt worden waren bzw. in Konzentrationslagern eingesperrt waren oder sich noch dort befanden, einberufen wurden. Die Einweisungen erfolgten also nie durch die Militärjustiz. Deswegen handelte es sich bei einem grossen Teil der zu dieser Truppe Eingezogenen um politisch Verfolgte, um Antifaschisten, Kommunisten, Sozialdemokraten und andere.

Man kann den verschiedenen Veröffentlichungen entnehmen, dass der Anteil der politisch Vorbestraften in der 999er-Truppe etwa 30-40% betragen haben könnte. Alle bekannten Tatsachen genügen, um für die 999er-Truppe das Wort «Bewährung» als eine von Anfang an beabsichtigte Täuschung erkennen zu lassen. Die Bezeichnung «Strafbataillon» trifft die Wirklichkeit viel genauer, besonders wenn man berücksichtigt, dass alles, was dort geschah, in jeder Hinsicht gefährlicher und bedrohlicher als «Strafvollzug» war, und vor allem hoffnungsloser, denn nirgendwo sonst war der Tod der Betroffenen so kaltblütig einkalkuliert wie im «Bewährungsbataillon 999».¹⁵

Walter Kaiser findet sich also auf dem Truppenübungsplatz Heuberg wieder, wo er von unglaublichen Leuteschindern an der schweren Pak ausgebildet wird. Es ist eine erniedrigende und harte Ausbildung, die er trotz schwindender Kraft und schlechtem Gesundheitszustand übersteht. Bereits für geringfügige Vergehen wird die Todesstrafe verhängt und vollzogen. Es ist der Gedanke, unbedingt in den Besitz einer Waffe zu kommen und sie fachgerecht benutzen zu können, der stärker ist als der Gedanke, sich das Leben zu nehmen und den Qualen ein Ende zu bereiten. Und es ist der Gedanke, eine Chance zu finden, um überlaufen und mit der Waffe gegen die verhassten Faschisten kämpfen zu können. Diese Gelegenheit sollte sich bald ergeben.

In Griechenland

Im Frühjahr 1943 wird das Festungsinfanterieregiment 999, wie es jetzt offiziell heisst, über die Einsatzorte Athen, Piräus, Araros, Peloponnes und

dem Isthmus vom Korinth in eine unwirtliche Sumpflandschaft in Griechenland verlegt. Walter Kaiser dient im 1. Bataillon, 2. Kompanie. Im Sommer 1943 bekommt Walter Kaiser überraschend Heimaturlaub. Er erreicht tatsächlich seine Heimatstadt, die aber liegt nach zwei verheerenden Bombenangriffen in Schutt und Asche. Das alles ist eine schier unmenschliche Belastung. Nach Griechenland zurückgekehrt, suchen die politischen Gefangenen nach Möglichkeiten, mit den Partisanen Kontakt aufzunehmen, was unter diesen Umständen nicht gelingen konnte. Gleichzeitig beginnen sie mit einer klugen und vorsichtigen Agitation unter den kriminellen Angehörigen der Einheit. Das sollte sich später als entscheidend herausstellen.

In der Sowjetunion

Im März 1944 ist der Aufenthalt in Griechenland beendet. Walter Kaiser-Gorrish und die anderen politischen Gefangenen haben ihren Plan, überzulaufen und die Faschisten mit der Waffe zu bekämpfen, nicht aufgegeben. Die Einheit wird über Odessa nach Sewastopol und weiter an die Front bei Perekop verlegt. Ostern 1944 erreichen sie ihr Ziel. Dort bilden sie im Rahmen des sogenannten «Tartarenwalls» eine «Igelstellung». Die schwere Pak war ihnen vorher abgenommen worden. Das Ganze ist ein Himmelfahrtskommando: Vor ihnen die Nogaische Steppe, hinter ihnen das Schwarze Meer. Ein Rückzug ist somit unmöglich gemacht. Auch das ist kalte Berechnung der Faschisten.

Aus der rückblickenden Sicht von Historikern spielte sich in diesen Tagen Folgendes ab: «Nachdem nahezu die gesamte Schwarzmeerküste der Ukraine von der 3. Ukrainischen Front befreit worden war, eröffneten am 8.4.1944 die 4. Ukrainische Front sowie die Selbständige Küstenarmee den Angriff zur Befreiung der Krim. Sie durchbrachen die gegnerischen Stellungen auf der Landenge von Perekop und auf der Halbinsel Kertsch und drangen zügig durch die Steppengebiete und entlang den Küsten vor. Am 13.4.1944 befreiten sie Simferopol (...) am 9.5.1944 Sewastopol. Am 12.5.1944 konnte (...) die Befreiung der Krim abgeschlossen werden.»¹⁶

Aus der Sicht der Geschundenen und Gequälten des Strafbataillons 999 spielt sich Folgendes ab: Es dauert nur Stunden, bis sich russische Panzer in rascher Fahrt der Stellung nähern. Der aufgewirbelte Steppensand ver-

hüllt allen die Sicht. In dieser Situation gibt Walter Kaiser-Gorrish das verabredete Handzeichen. Ohne auch nur einen Schuss abzugeben, stehen daraufhin die 80 Mann der Kompanie auf, heben die Hände und gehen den Panzern entgegen. Die erkennen die Situation nicht und setzen zunächst die Fahrt vor, in der Absicht die Stellungen zu überrollen und dem Erdboden gleich zu machen. Erst in aller letzter Sekunde halten die Panzer. Die Soldaten springen ab. Walter Kaiser geht auf sie zu, stolpert über den Stacheldraht und verhakt darin. Ein Rotarmist zieht die Pistole, drückt sie ihm an die Schläfe – und drückt nicht ab. Kaiser hatte ihm etwas zugerufen, was den Sinneswandel bewirkte. Er wird von dem Rest der Kompanie getrennt und ins Hinterland gebracht. Dort meldet er sich bei den völlig erstaunten Offizieren als Capitain der Spanischen Republik. Er beruft sich auf Dja Ehrenburg, Heinz Hoffmann, Willi Bredel und Erich Weinert, von denen er weiss, dass sie sich im Moskau aufhalten und dort für das Nationalkomitee Freies Deutschland (NKFD) arbeiten. Eine Rückfrage in Moskau bringt die Bestätigung. An dieser Stelle seines Lebens wird er zum dritten mal für tot erklärt.¹⁷

Die vierte Uniform – die Uniform der Roten Armee

Walter Kaiser wird nun rasch nach Moskau gebracht. Er vertauscht die Wehrmachtsuniform mit der Uniform der Roten Armee, seine vierte Uniform, absolviert erneut einen Offizierslehrgang und eine Ausbildung, die ihn zu ganz vielfältigen Einsätzen befähigt: sei es in der Agitations- und Propagandaarbeit des NKFD gegenüber den deutschen Soldaten, sei es direkt in Kampfverbänden der Roten Armee, sei es hinter der Front, bei Partisaneneinsätzen oder Nahkämpfen. Walter Kaiser-Gorrish hat sein Ziel erreicht. Mit der Waffe kann er gegen die Faschisten kämpfen. Für dieses Ziel hat er Jahre seines Lebens geopfert, ist erniedrigt und gefoltert worden.

In dieser bewegten Zeit beginnt Walter Kaiser-Gorrish zu schreiben. Während der Einsätze in Bjelorusland und Polen trug er zwei engbeschriebene Konzeptblöcke bei sich. Beide Blöcke sind erhalten geblieben, gehören zu den wenigen Originalmanuskripten von Walter Kaiser-Gorrish. Im ersten Block, auf der Innenseite des Umschlages, findet sich der handschriftliche Vermerk: «Unfertiges Manuskript aus ‚Die Unvergesslichen‘.

Begonnen im russischen Urwald irgendwo. 10.11.1944».¹⁸ Es ist die Geburtsurkunde des Schriftstellers Walter Kaiser-Gorrish.

1945: Die fünfte Uniform – Sein literarisches Vermächtnis

Im August 1945 wird Walter Kaiser-Gorrish nach Berlin ausgeflogen. Dort lernt er seine Frau Edith kennen, mit der er in der Folgezeit auch künstlerisch eng zusammenarbeitet.

1946 kehrt er für kurze Zeit nach Wuppertal zurück. Der Wiedergutmachungsakte Walter Kaiser des Kriegsschädenamtes, die am 17. Juli 1946 mit der Nummer 76670 angelegt wird und sich heute im Stadtarchiv befindet, ist zu entnehmen, dass er am 6. Februar 1946 den Empfang von 250 RM vom Amt für Nothilfe quittiert.¹⁹ Beim Sonderhilfsausschuss Kreis Wuppertal geht am 30. März 1946 ein «Antragsformular für ehemalige Insassen von Konzentrationslagern» ein. Auf dieser Grundlage entscheidet der Ausschuss am 9. Mai 1946 – ein Jahr nach Kriegsende – seine Anerkennung als politisch Verfolgter und bestätigt diese Entscheidung am 17. Februar 1948.²⁰ Am 12. Juni 1946 meldet sich Walter Kaiser-Gorrish von Wuppertal nach Berlin um.²¹ Am 13. Juli 1949 schliesslich geht bei der Stadt Wuppertal, Amt für Wiedergutmachung 44/3 ein Antrag auf Haftentschädigung gem. § 5 des Haftentschädigungsgesetzes vom 11. Februar 1949 ein.²² Am 2. Mai 1951 beschliesst der «Ausschuss für die Entschädigung für Freiheitsentziehungen für den Stadtkreis Wuppertal»: Walter Kaiser-Gorrish ist seit 1946 nach Berlin umgemeldet. Damit ist der Ausschuss nicht mehr zuständig. Er soll in Berlin seine Ansprüche geltend machen.²³

Im Dezember 1952 heiraten Edith und Walter Kaiser-Gorrish. Aus der Ehe erwachsen eine Tochter und ein Sohn.

Walter Kaiser-Gorrish engagiert sich von Anfang an für den Aufbau der SBZ und späteren DDR. Dafür zieht er die fünfte Uniform an: Diesmal die Offiziersuniform der Volkspolizei. Er kümmert sich dort vor allem um die kulturellen Belange. Nach seinem Ausscheiden aus gesundheitlichen Gründen – der Tribut für die schweren Jahre davor – kann er endlich hauptberuflich als Schriftsteller arbeiten und in verschiedenen Funktionen im Schriftstellerverband tätig werden.



Mit seiner Mutter in der Leimbacher Strasse in Barmen. Aus ihrem Mädchenamen Gorricks wurde durch einen nicht korrigierten Druckfehler der Künstlername Gorrish.



Whiter Gorrish mit seiner Frau Edith.

Der spanische Freiheitskrieg wird zum Hauptthema seines literarischen Schaffens, mit diesem Thema wird der Schriftsteller Walter Kaiser-Gorrish identifiziert. Bekannt machen ihn seine Bücher «Um Spaniens Freiheit» und «Die tönende Spur» sowie der Film «Fünf Patronenhülsen». In seiner grossen autobiographischen Kriegserzählung «Um Spaniens Freiheit», die mit grossem Erfolg verfilmt wurde, skizziert Walter Kaiser-Gorrish die Formierung des anfänglich spontanen spanischen Widerstands gegen die feudal-aristokratischen Gutsherren und Granden und den späteren organisierten Kampf mit den Internationalen Brigaden gegen die Truppen des Faschismus. Nicht ohne Pathos und Siegeszuversicht endet eine Erzählung: «Draussen marschierte ein Zug des Thälmann-Bataillons zur Ablösung in die neue Stellung. Trotz des Rückzugs ungebrochen, sangen die ‚voluntarios de la libertad‘, die Kämpfer um Spaniens Freiheit, das neue, rasch beliebt gewordene Lied, ein Lied, das später Millionen in vielen Sprachen singen sollten:

*„Spaniens Himmel breitet seine Sterne über unsere Schützengräben aus
und der Morgen grüsst schon aus der Ferne, bald geht es zum neuen
Kampf hinaus.*

Die Heimat ist weit, doch wir sind bereit.

Wir kämpfen und siegen für dich:

Freiheit!»

Wenn auch der Verlauf der Geschichte dieser optimistischen Einschätzung nicht Recht geben sollte, so dürfen diese Zeilen zumindest doch glaubwürdig hinsichtlich des persönlichen Engagements und authentisch in der Schilderung der historisch-politischen Situation gelten. Walter Kaiser-Gorrish verleiht diesem Eindruck mit seinen Arbeiten zum Widerstand im Spanischen Bürgerkrieg nachhaltig Wirkung. Für die Schriftsteller insgesamt, die den Faschismus in Spanien mit der Feder und der Waffe bekämpft haben, sollte kein geringerer als Heinrich Mann resümieren: «Was erstreben wir? Dasselbe rein menschliche Gedächtnis, das den Freiwilligen der republikanischen Heere Spaniens gewiss ist. Aus unseren Reihen sind sie hervorgegangen, diese antifaschistischen Schriftsteller, geben aber jetzt in Spanien ihr lebendiges Blut für die Sache; und ihr dienen auch wir, wenn unser Geist sich ausgibt über das Mass. Ihnen gleichen ist alles, was wir wollen (...).» In diese Worte ist auch Walter Kaiser-Gorrish eingeschlossen.

In seinem Roman «Die tönende Spur» zeigt Walter Kaiser-Gorrich – ebenfalls auf eigene Erlebnisse zurückgreifend – die Wandlung eines im Sinne des Faschismus erzogenen jungen Deutschen durch die moralische Überlegenheit deutscher Antifaschisten in einem französischen Internierungslager. Aber auch die Sammlung seiner Erzählungen «Die dritte Kugel», das Schauspiel «Revolte der Gefühle», die Erzählungen «Als der Morgen graute» und «Windstärke Null», die Filme «Königskinder» und «Ballade vom roten Mohn» gehören zur erwähnenswerten Bilanz seines Schaffens. Mit seinem letzten Buch «Engel im Fegefeuer», das ebenfalls verfilmt wurde, kehrt Walter Kaiser-Gorrich thematisch in die eigene Kindheit zurück, in die Zeit des November 1918. Kernstück ist die Schilderung der turbulenten Ereignisse, die zur Beendigung des ersten Weltkrieges und zum Sturz des Kaisertums führten.

- 1 Frau Edith Kaiser-Gorrich, die Nachlassverwalterin von Walter Kaiser-Gorrich, hat mit wissenschaftlicher Akribie alle relevanten Fakten seines Lebens zusammengetragen. Sie gewährte dem Verfasser im September 1994 grosszügig Einblick in die Unterlagen und Dokumente und stand ihm unterstützend zur Seite. Dafür sei ihr an dieser Stelle aufrichtig gedankt!
Ausserdem wurden folgende veröffentlichten und unveröffentlichten Quellen benutzt:
HStAD, RW 5 8, Nr. 3737; Stadtarchiv Wuppertal, Akte Nr. 76670 (Kriegsent-schädigungsamt, 17.7.1946); Klaus Goebel (Hg.): Wuppertal in der Zeit des Nationalsozialismus, Wuppertal 1984; Heinz-B. Heller/Peter Zimmermann u.a. (Hg.): Literatur im Wuppertal, Wuppertal 1981; sowie Gespräche des Verfassers mit Zeitzeugen und Weggefährten.
- 2 HStAD, a.a.O.
- 3 A.a.O.
- 4 A.a.O.
- 5 A.a.O.
- 6 A.a.O.
- 7 A.a.O.
- 8 Patrik v. zur Mühlen: Spanien war ihre Hoffnung, Bonn 1983, S. 251.
- 9 Stadtarchiv Wuppertal, a.a.O.
- 10 HStAD, a.a.O.
- 11 Stadtarchiv Wuppertal, a.a.O.
- 12 A.a.O.
- 13 Nachlass Walter Kaiser-Gorrich
- 14 Stadtarchiv Wuppertal, a.a.O.
- 15 Fritz Wüllner: Die NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung. Ein grundlegender Forschungsbericht, Baden-Baden 1991, S. 710-742; 826-831.

- 16 Gerhard Förster/Heinz Helmert/Helmut Schnitter: Der Zweite Weltkrieg. Militärhistorischer Abriss, Berlin (DDR) 1974, S. 313.
- 17 Hans Burkhardt/Günter Erxleben/Kurt Nettball: Die mit dem blauen Schein. Über den antifaschistischen Widerstand in den 999er Formationen der faschistischen deutschen Wehrmacht (1942 bis 1945), Berlin (DDR) 1986, S. 137f.
- 18 Nachlass Walter Kaiser-Gorrish
- 19 Stadtarchiv Wuppertal, a.a.O.
- 20 A.a.O.
- 21 A.a.O.
- 22 A.a.O.
- 23 A.a.O.

Dieter Nelles

«DASS WIR DEN KOPF HOCH HALTEN,
AUCH WENN ER MAL ABGEHAUEN
WERDEN SOLLTE.»¹

WUPPERTALER SEELEUTE IM WIDERSTAND

Wilhelmshaven im November 1918: «Zwei Tage bin ich nun älter geworden und während dieser Zeit hat sich in meinem Innern eine Wandlung vollzogen, die ich für unmöglich gehalten» notierte der Matrose Richard Stumpf in seinem Tagebuch: «Vom Monarchisten zum überzeugten Republikaner – nein mein Herz – ich kenne dich nicht mehr. (...) Unter donnerndem Hurra fiel die riesige Kriegsflagge vom Maste der Kaserne, und das rote Tuch der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit stieg auf.»²

Die Meuterei der Matrosen der kaiserlichen Kriegsmarine war der Beginn der Novemberrevolution. Unter den revoltierenden Matrosen fand sich auch der knapp 18jährige Erich Krewet aus Barmen, der seit 1916 zur See fuhr und erst einige Monate vorher Marinesoldat geworden war. Vermutlich wurde Krewet – wie so viele andere – durch die Matrosenrevolte politisiert. Das Gefühl, aus eigener Kraft das verhasste kaiserliche Regime gestürzt zu haben, gab den Matrosen ein enormes politisches Selbstbewusstsein. Krewet trat 1920 in Barmen in die USPD ein und später in die KPD. Aber er kehrte nur noch selten nach Barmen zurück. Seit 1919 fuhr er zur See und die Hafenstädte der Welt wurden seine Heimat. Krewet arbeitete sich bis zum Bootsmann hoch und wurde gleichzeitig einer der aktivsten kommunistischen Funktionäre in der Seefahrt. Im August 1931 wurde er zusammen mit einem chinesischen Genossen als einer der «führenden Persönlichkeiten» des Rotterdamer Interclubs aus den Niederlanden ausgewiesen. Einige Monate zuvor hatte er sich noch in New York aufgehalten.

Die Interclubs (Internationale Klubs der Seeleute) waren seit 1921 von der Kommunistischen Internationale in allen grossen Hafenstädten der Welt eingerichtet worden. Eigentliches Ziel der Interclubs war die politische und gewerkschaftliche Organisierung der Seeleute. Aber sie waren auch ein



Kurt Lehmann, aufgenommen in einem französischen Internierungslager 1939.

Werner Lehmann im Internierungslager 1939.

Treffpunkt für Seeleute aller Nationen, eine Alternative zu den Nepplokalen, die gerade in den zwanziger Jahren in vielen Hafenstädten entstanden. Die grössten Interclubs in Leningrad und Hamburg hatten über 30'000 Besucher im Jahr. Die Existenz der Interclubs hatte nicht unwesentlich dazu beigetragen, dass weltweit der kommunistische Einfluss bei nur wenigen Berufsgruppen so stark war wie bei den Seeleuten.

Krewet lebte seit 1931 in Hamburg und war im dortigen Interclub PoE-tischer Leiter der Zelle Schifffahrt der KPD. Diese Zelle umfasste alle kommunistisch organisierten Seeleute der Hamburger Reedereien mit Ausnahme der HAPAG. Leiter dieser Zelle war Kurt Lehmann aus Barmen.

Auf den ersten Blick erscheint es paradox, dass zwei der wichtigsten KPD-Funktionäre in der Seefahrt aus Wuppertal kamen. Zwar war es keine Massenerscheinung, aber auch in Wuppertal gab es eine Reihe junger Arbeiter, die zur See fuhren. Verschiedene Gründe spielten dabei eine Rolle. An erster Stelle vermutlich der Wunsch fremde Länder kennenzulernen und eine romantische Vorstellung von der Seefahrt, die aber schnell zerstört wurde.

«Man spürte den Kohlenstaub und Scott zwischen den Zähnen, der Schweiss biss in den Augen, er rann nur so am Körper hinunter», erinnerte sich Walter Vesper aus Barmen an seine ersten Erfahrungen als Heizer auf einem Dampfer. «Von einem schachtähnlichen Niedergang sah man tief unten im rödichen Widerschein halb nackte menschliche Gestalten. Der Heizraum voller Hitze und Olgestank, die Unterwelt, eine Hölle im wahrsten Sinne des Wortes (...) Die Feuertüren werden aufgerissen, die weisse Glut, der Feuerschein, frisst auf unserer blossen Haut...Feuer entschlacken, glühende Schlacke ziehen und giessen, Asche hieven, (...) nach vierstündiger Wühlerei ist die Wache beendet.»

Der Autor einer Studie über die Arbeitsbedingungen von Heizern und Trimmern auf Dampfschiffen kam zu dem Ergebnis, dass die «Wirklichkeit weitaus unmenschlicher war» als B. Traven sie im «Totenschiff» beschrieb, von dessen Lektüre er zunächst schockiert gewesen sei.³

Das Leben auf See war nur etwas für robuste Naturen. Kurt Lehmann, der 1906 in Barmen geboren wurde, hatte diese Robustheit. Zwar ist über seine Kindheit und Jugend wenig bekannt, aber es ist sicher, dass sie hart und ent-

behrungsreich war. Sein Vater war Bauarbeiter und die achtköpfige Familie lebte «von der Hand in den Mund». Als er 16 Jahre alt war, starb seine Mutter und seit dieser Zeit war er gewohnt, selbst für sein Leben aufzukommen. Bis 1927 schlug er sich meist auf dem Bau als Hilfsarbeiter durch. Als er wieder einmal arbeitslos wurde, folgte er dem Rat eines Bekannten und fuhr nach Antwerpen, um sich dort ein Schiff zu suchen.

Vermutlich wurde Lehmann schon durch sein Elternhaus politisiert. Später schreibt die Gestapo: «Er entstammt einer fanatisch kommunistisch eingestellten Familie.»

Schon als 20jähriger schloss sich Kurt Lehmann der KPD in Barmen an. Er war wie Krewet nicht nur ein begabter politischer Kopf, sondern genoss unter seinen Kollegen hohes Ansehen. Deshalb hatte er schon in jungen Jahren verantwortungsvolle Positionen in der KPD und der «Roten Marine». Bei der Roten Marine handelte es sich um eine Unterorganisation des kommunistischen Rotfrontkämpferbundes, der vornehmlich Seeleute und Hafearbeiter angehörten. Die Angehörigen der Roten Marine waren seit 1930 zunehmend in harte Strassenkämpfe mit der SA verwickelt, die teilweise bewaffnet ausgetragen wurden. Bei der SA waren die Männer der Roten Marine gefürchtet und deshalb traf sie nach der Machtergreifung der Nazis deren Repression hart. «Unter denen, die zuerst die Blutgerüste Hitlers bestiegen», schrieb Lehmann, «waren deutsche Seeleute».

Im April 1933 wurde Krewet in Hamburg verhaftet und wegen Hochverrats zu einem Jahr und neun Monaten Zuchthaus verurteilt. Lehmann hatte nach langer Arbeitslosigkeit im Februar 1933 ein Schiff bekommen und entging so der ersten Verhaftungswelle. Von nun an fuhr er wieder von Antwerpen aus zur See. Im August 1934 verliess er in Dublin sein Schiff, weil er gewarnt worden war, dass in Hamburg die Gestapo auf ihn wartete. Von Irland aus reiste er dann illegal nach Antwerpen.

Hier wie in anderen europäischen Hafenstädten hatten kommunistische Seeleute, die aus Deutschland fliehen mussten, sogenannte Aktivgruppen gebildet, um den Kampf gegen die Nazis fortzusetzen. Auf deutschen Schiffen wurden Vertrauensleute angeworben, die illegale Literatur und Briefe mit an Bord nahmen und gefährdete Genossen als blinde Passagiere aus Deutschland herausbrachten.

Da in Antwerpen besonders viele deutsche Schiffe anliefen und deutsche Seeleute lebten, war dieser Hafen für die antifaschistischen Aktivitäten besonders wichtig. Die Antwerpener Aktivgruppe, der Lehmann sich anschloss, umfasste zwischen sechs und acht Personen. Die Gruppe finanzierte sich durch freiwillige Beiträge der sogenannten Vertrauensleute, das waren vor allem solidarisch gesinnte Seeleute. Den zusätzlich benötigten Lebensunterhalt bestritt Lehmann durch Schmuggel und die Vermittlung von blinden Passagieren. Letztere wurden allerdings unentgeltlich transportiert, wenn sie politisch verfolgt waren. Die Gruppe traf sich jeden Morgen zu einer politischen Besprechung, um dann einzeln die deutschen Schiffe zu besuchen. Meist zur Mittagszeit, weil sie dann mit der Mannschaft kostenlos essen konnten. Sie diskutierten ganz allgemein mit ihren Kollegen. Die ihnen vertrauenswürdig erschienen, wurden abends in eine Seemannskneipe eingeladen, wo man dann offen politisch diskutierte. So gewann die Gruppe ihre Vertrauensleute.

«In Antwerpen hatte die Gruppe keine feste Organisation. Es gab keine Leiter, keine Bürokratie. Wir verkehrten mit den Seeleuten, wie wir es sonst auch taten, nur, dass der Inhalt unserer Arbeit aufgrund der veränderten Situation ein politischer war.»

Lehmann stand schon in Hamburg teilweise in Opposition zur Parteileitung. «Die Politik der KPD nach der NS-Machtübernahme hielten viele Mitglieder der Partei für unverantwortlich. Der offene Kampf gegen den Nationalsozialismus (...) war vielen angesichts des offenen Terrors unverständlich.» Diese Kritik verschärfte sich in Antwerpen, weil Lehmann den dortigen Leiter der Seeleutearbeit für unfähig hielt und dieser darüber hinaus ein dogmatischer Verfechter der Parteilinie war. Seine kritische Haltung weitete sich schliesslich zu einer offenen Opposition gegen die Leitung der KPD aus, als Anfang 1935 Hermann Knüfken von Rotterdam nach Antwerpen kam.

Knüfken hatte unter den revolutionären Seeleuten einen legendären Ruf. Im Ersten Weltkrieg gehörte er zu den revolutionären Gruppen in der deutschen Kriegsmarine. Die Meuterei seiner Kameraden im Oktober 1918 bewahrte ihn vor dem Todesurteil. Lenin nannte ihn «Genosse Pirat», weil er 1920 einen Fischdampfer entführte, um zwei deutsche Delegierte zum Kongress der Kommunistischen Internationale nach Moskau zu bringen. Für diese Aktion wurde er zu einer langen Zuchthausstrafe verurteilt. Durch mehrere Hungerstreiks erreichte er seine Freilassung und die Abschiebung

in die Sowjetunion. Dort leitete er seit 1923 den Internationalen Klub (Interclub) der Seeleute in Leningrad. Weil er auch gegen die sowjetische Regierung die gewerkschaftlichen Rechte der Seeleute verteidigte, wurde er 1929 von der Geheimpolizei (GPU) verhaftet. Dagegen protestierten Seeleute aus aller Welt und es kam sogar in Leningrad zu einer Demonstration für seine Freilassung. Kurze Zeit später wurde er tatsächlich aus der Haft entlassen. 1932 ging er zurück nach Hamburg und war auch dort im Interclub aktiv.

Ende 1935 trennte sich die Antwerpener Gruppe um Knüfken und Lehmann von der KPD «Die deutschen Arbeiterorganisationen hatten ihre Mitglieder», schrieben sie, «zwar zu disziplinierten Mitglieder erzogen, aber nicht zu denkenden sozialistischen Gliedern einer Organisation». Deren «Disziplin war die typisch weltbekannte deutsche Disziplin, die Disziplin der Gefreiten und Unteroffiziere. Der Kadavergehorsam! Wer gegen diese Disziplin verstieß, wer noch wagte, in einer deutschen Arbeiterorganisation seine Meinung zu sagen und zu vertreten, wurde ausgeschlossen.»

Die Gruppe nahm Kontakt auf zu Edo Fimmen, dem Generalsekretär der Internationalen Transportarbeiter Föderation (ITF). «Edo Fimmen», schrieb Lehmann, «verstand wie kein anderer die Lage der Seeleute, und so schlossen sich die illegalen Seeleutegruppen der ITF an und standen jetzt unter dem Schutz ihrer mächtigen Internationale.» Fimmen, dessen Name heute kaum noch bekannt ist, war in der Zwischenkriegszeit einer der prominentesten Persönlichkeiten der internationalen Arbeiterbewegung. Er gehörte zu den wenigen einflussreichen Gewerkschaftsführern, die schon früh die Gefahr des Faschismus für die internationale Arbeiterbewegung erkannten. Bereits in den zwanziger Jahren betrieb die ITF eine militant antifaschistische Politik und unterstützte nach 1933 den Aufbau illegaler Gewerkschaftsgruppen von Transportarbeitern und Eisenbahnern in Deutschland. Die ITF repräsentierte eine eigenständige Strömung innerhalb des deutschen Arbeiterwiderstands. Sowohl von Exilvertretungen der SPD als auch von der KPD grenzte sie sich politisch scharf ab. Zu der Antwerpener Gruppe entwickelte Fimmen ein besonders enges Verhältnis.

Mit der finanziellen Unterstützung der ITF und des belgischen Transportarbeiterverbandes, der ihnen ein Büro zur Verfügung stellte, arbeitete die Gruppe bis zum Beginn des Krieges in Antwerpen weiter.

Auf über 250 Schiffen hatten sie Vertrauensleute, die Literatur mit an Bord nahmen, Verbindungen zu Widerstandsgruppen in Deutschland aufnahmen und von dort Informationen über die deutsche Kriegsrüstung mitbrachten. Seit 1935 gehörte auch Werner Lehmann (geb. 1904), der Bruder von Kurt, zur Antwerpener 11F-Gruppe. Werner Lehmann, der seit 1932 zur See fuhr, war in London von dem deutschen Dampfer ‚Havenstein‘ desertiert. Auf dem Schiff war in Südamerika ein Brand im Lagerraum ausgebrochen und man verdächtigte – zu Unrecht – Werner Lehmann und einen Genossen der Brandstiftung, weil die beiden als Kommunisten bekannt waren. Unter den Vertrauensleuten der 111 befanden sich ausserdem weitere Wuppertaler. Arthur Pfeiffer (geb. 1901), der als Seemann in Antwerpen lebte. Hans Vesper (geb. 1902), der Bruder von Walter Vesper⁴, war schon in den zwanziger Jahren zur See gefahren und kam 1936 wieder nach Antwerpen. Eduard Baumgarten (geb. 1905), war ein Schwager von Vesper. Albert Schmidt, der einer sozialdemokratischen Widerstandsgruppe in Wuppertal angehörte, war 1934 nach Antwerpen gekommen, um sich einer drohenden Verhaftung in Wuppertal zu entziehen. Die Brüder Lehmann waren Schmidt schon aus Barmen bekannt.

Trotz grosser Anstrengungen gelang es der Gestapo nicht, in das Widerstandsnetz der Seeleute einzudringen. «Man liess sogar bekannte Seeleute aus den Zuchthäusern und Konzentrationslagern, damit sie sich mit den Illegalen in Verbindungen setzen sollten», schrieb Lehmann, «aber die Seeleute aus den Zuchthäusern verrieten nie ihre Genossen, wohl aber wurde die Gestapo betrogen.» Zwar war diese Einschätzung von Lehmann zu positiv, denn es gab einzelne Seeleute, die für die Gestapo arbeiteten, aber es blieben wirklich Ausnahmen. So wurde der erwähnte Eduard Baumgarten von einem Kollegen bei der Gestapo denunziert, weil dieser ihn mit Kurt Lehmann in Antwerpen gesehen hätte. Da Baumgarten überzeugend darstellen konnte, dass er Lehmann aus Barmen kannte und ihr Kontakt ein rein privater gewesen sei, hatte diese Denunziation für ihn keine Konsequenzen.

Krewet war nach seiner Haftentlassung im Februar 1935 zunächst nach Wuppertal gezogen, aber schon wenige Monate später nach Antwerpen gefahren. Dort arbeitete er für kurze Zeit in der Aktivgruppe mit, bis er auf einem deutschen Schiff nach Brasilien anheuerte. Im Dezember 1935 «desertierte» er, weil der Leiter der NS DAP-Gruppe an Bord ihn zwangsweise



Hans (Jack) Vesper.

nach Deutschland bringen wollte. Er heuerte auf einem norwegischen Schiff an und stieg dann wieder in den USA aus, weil das Schiff einen deutschen Hafen anlaufen sollte. Über sein weiteres Schicksal berichtete er seinen Genossen im Juni 1937:

«Als Mitglied der KPD, zu der ich mich rechnete, meldete ich mich auf dem deutschen Büro der KP der USA. Als erste Aufgabe wurde mir die Aufgabe zugeteilt, die NAZICONVENTION in Buffalo zu sprengen. Es gelang mir in solcher Form, dass selbst bürgerliche Zeitungen spaltenlange Berichte über die Aktionen der Antifaschisten brachten. Das ZK der KP der USA stattete mir seine besondere Anerkennung aus für die gute revolutionäre Arbeit. Das war die letzte Anerkennung, denn natürlicherweise nahm ich teil an entscheidenden Sitzungen der örtlichen KP und schrieb einen Bericht an das ZK der Partei in den USA über die undemokratischen Massnahmen der sogenannten Führer und der haarsträubenden Ferkelleien der ZK Vertreter. (...) Der Leiter des deutschen Büros der KP in Detroit ging zu einem Genossen und sagte: ‚Rix (Pseudonym, von Krewet, D.N.) ist gar nicht in Deutschland im Gefängnis gewesen, sondern ist ein Naziagent, der seit Jahren in den USA ist.‘ Für ihn unglücklicherweise war derjenige zu dem er das sagte jemand, der mit mir 1920 zusammen in der Roten Armee im Rheinland war: Ein Barmer. Sein Erfolg war, dass er aus der Türe flog.»

Krewet machte mit der Parteibürokratie in den USA dieselben Erfahrungen, wie seine Genossen mit der in Antwerpen. Knüfken und Lehmann waren von der Leitung der KPD zunächst als «Trotzkisten» und dann als «Gestapo-Agenten» diffamiert worden. Krewet fand genügend Unterstützung, um sich gegen die Diffamierungen zu wehren.

Nach seiner Trennung von der KP war er im Deutsch-Amerikanischen Kulturverband (DAKV) aktiv, einer im Dezember 1935 in New York gegründeten antifaschistischen Dachorganisation deutschsprachiger Organisationen, Vereine und Einzelpersonen. Thomas Mann war einer der Ehrenpräsidenten. Der DAKV verfolgte das Ziel, den Nationalsozialismus in den USA zu bekämpfen und die in ihrer Mehrzahl politisch indifferenten Deutschamerikaner zu informieren.⁵ Krewet war zunächst im «Mittleren Westen» und dann in Kalifornien einer der wichtigsten Aktivisten des DAKV. Über seine Aktivitäten schrieb er den Genossen in Antwerpen:

«Im Rahmen der Gesamtarbeit und in Zusammenhang mit anderen Gen. besteht meine Arbeit in Folgendem: Organisierung von Ortsgruppen des

Kulturverbandes mit dem Zweck Massengegnerschaft unter den Deutschen gegen Hitler zu schaffen – Organisation von Aktionen gegen die Nazis –. Vorträge und Artikel in der Presse zur Stärkung der antifaschistischen Bewegung. Das fließt natürlich alles ineinander. Sammlungen für Spanien, Gewinnung von Radiostunden für die antifaschistische Bewegung, Abreisen von Hakenkreuzfahrten, Abhaltung von Kulturabenden mit antifaschistischer Tendenz usw., zwischendurch habe ich ein halbes Dutzend Broschüren geschrieben, die in einer Auflage von zK einer halben Million gedruckt worden sind.»

Krewet kooperierte mit der «Hollywood Anti-Nazi-League», die 1936 von prominenten Persönlichkeiten der Filmindustrie und des öffentlichen Lebens in Los Angeles gegründet worden war. Er organisierte Lesungen mit emigrierten Schriftstellern, u.a. mit Ernst Toller. Krewet war es gelungen, die Seeleute- und Hafentarbeitergewerkschaft «Maritime Union of Pacific» (MUOP) für den antifaschistischen Kampf zu mobilisieren. Er publizierte in ihren Zeitungen und sprach auf deren Kongressen als Vertreter des DAKV und der illegalen deutschen Seeleute. Aufgrund seiner Initiative rief die MUOP im August 1937 zu einem halbstündigen Generalstreik gegen die Unterdrückung der Gewerkschaften in Deutschland und für die Solidarität mit den spanischen Arbeitern auf, der ein voller Erfolg wurde.⁶ Von Krewet verfasste Flugblätter wurden von amerikanischen Hafentarbeitern in die Ladungen deutscher Schiffe gelegt und an deutsche Seeleute verteilt.

Zusammen mit der MUOP gelang dem DAKV und Krewet die Abberufung des Generalkonsuls von San Francisco, Baron Manfred von Killinger zu erreichen. Killinger, der in den zwanziger Jahren einer der Drahtzieher des Mordes an dem Zentrumpolitiker Erzberger war, wurde als «Mörder, Terrorist, Brandstifter und Spion» angegriffen.⁷

«Dieser Rix ist tatsächlich ein Prachtkerl» – so lautete Fimmens Urteil über Krewet, den er als offiziellen Kontaktmann der ITF zu den amerikanischen Seeleute- und Hafentarbeitergewerkschaften ernannt hatte. Weil er kein amerikanischer Staatsbürger war, wurde Krewet Ende 1939 wegen seiner politischen Aktivitäten verhaftet. Seine drohende Auslieferung nach Deutschland wurde durch die Intervention amerikanischer Gewerkschafter verhindert. Die in Los Angeles lebende Exilforscherin, Prof. Dr. Marta Mierendorff charakterisierte ihn, als «eine ganz wichtige, bisher unterschlagene Persönlichkeit des Exils», einen Mann, «der buchstäblich seinen Kopf hingehalten hat.»⁸

«Heute Spanien, morgen Deutschland»! Mit dieser Parole reagierte die Antwerpener ITF-Gruppe auf den Aufstand der spanischen Arbeiterklasse gegen den Putsch von General Franco, mit dem im Juli 1936 der Spanische Bürgerkrieg begann. Endlich war es gelungen, im Kampf gegen den Faschismus aus der Defensive in die Offensive zu kommen. Schon im August 1936 fuhren die Brüder Lehmann und Hans Vesper, der von seinem Schiff desertierte, zusammen mit einer Gruppe von acht Seeleuten nach Spanien. «Wir wollten aktiv mit der Waffe offen gegen den Faschismus kämpfen.»

Das revolutionäre Barcelona muss auf die Seeleute wie die Erfüllung eines Traums gewirkt haben. Die Macht lag in den Händen der Arbeiterklasse, die nach dem Aufstand spontan die Fabriken in eigener Regie übernommen hatte und Arbeitermilizen zum Kampf gegen Franco aufstellten. «Hier in Barcelona», schrieben die Seeleute in ihrem ersten Bericht, «üben die CNT und die FAI die Hauptkontrolle aus, weil sie die stärksten Organisationen sind. Mit 100% Sicherheit glauben alle an den Sieg der Arbeiter.»

Die Seeleute schlossen sich aber nicht den Milizen der anarchistisch-syndikalistischen GNT/FAI an, sondern einer Miliz der sozialistisch-kommunistischen UGT, weil dort die meisten deutschen Freiwilligen waren. Das Ausländer-Komitee der UGT wurde von Hans Beimier, dem offiziellen Vertreter der KPD in Barcelona, geleitet. Zwischen Beimier und den Seeleuten kam es bald zu einem harten Konflikt. Lehmann war von der gesamten deutschen Gruppe, der circa 100 Freiwillige angehörten, zum Vertrauensmann gewählt worden. Beimier erkannte diese Entscheidung nicht an und ernannte diktatorisch einen Politkommissar für die Gruppe. Daraufhin verließen 20 Mann die Gruppe und schlossen sich einer Miliz der CNT/FAI an. «Mit einem bewaffneten Trupp holten wir uns aus dem Hotel Colon (Hauptquartier der Kommunisten, D.N.) unsere Pässe zurück, die uns die Kommunisten freiwillig nicht aushändigen wollten», schrieb Kurt Lehmann. «Es ging ohne Schwierigkeiten vor sich, die Kommunisten waren damals in der Minderheit und konnten sich keine Auseinandersetzungen leisten.»

Die deutschsprachigen Freiwilligen in den anarchistischen Milizen wurden von der Gruppe «Deutsche Anarcho-Syndikalisten» (DAS) betreut. Der Gruppe DAS gehörten die Wuppertaler Fritz Benner und Helmut Kirschey an, die Anfang August von Amsterdam nach Barcelona gekommen waren.

Innerhalb der anarchistischen Miliz «Columna Durrutti», war von der Gruppe DAS eine internationale Kompanie gebildet worden, die «Grupo Internacional», der sich die Seeleute anschlossen.

Die «Grupo Internacional» umfasste circa 100 Ausländer, von denen über die Hälfte Deutsche waren, die sich aus dem gesamten Spektrum der damaligen Linken rekrutierten. An der Aragon-Front, wo die «Grupo Internacional» eingesetzt war, kam es zunächst nur zu wenigen Kampfhandlungen.

Im April 1937 hatte die «Grupo Internacional» bei Tardienta schwere Verluste. Fast die Hälfte der Kompanie wurde verletzt bzw. getötet. Auch Hans Vesper wurde bei diesem Gefecht schwer verwundet. Er lag mit einer Beinverletzung fünf Tage zwischen den feindlichen Linien und konnte sich nur nachts kriechend bewegen. Weil keine Betäubungsmittel vorhanden waren, wurde sein Bein bei vollem Bewusstsein amputiert. Dies war für Kirschey, der bei dieser «Operation» zugegen war, eines der erschütterndsten Erlebnisse des Krieges. Dank Fimmens Bemühungen wurde Vesper im Herbst 1937 nach Göteborg gebracht, wo er vom schwedischen Seeleuterverband unterstützt wurde.

Die Brüder Lehmann kehrten schon im Januar 1937 frühzeitig nach Antwerpen zurück; Kurt, weil die spanischen Genossen seine Arbeit in Antwerpen als wichtiger ansahen, als den Kampf an der Front. Werner begleitete ihn, weil er krank geworden war. Wegen der massiven Unterstützung Francos durch die deutsche Regierung bekam die Arbeit unter deutschen Seeleuten eine wichtige strategische Bedeutung. «Die Vertrauensleute der ITF», schrieb Lehmann, «die nach Franco (s) Häfen kamen, brachten alle Informationen mit, die für die spanische Regierung von Nutzen waren. Als 1938 hinter den faschistischen Linien bei Montril 350 asturische Bergarbeiter durch einen Handstreich befreit wurden, so war auch dies die Arbeit der illegalen Seeleute.»

Die Niederlage der Spanischen Republik wirkte zunächst wie ein Schock auf die Aktivisten der ITF. Ihre Hoffnung, dass die deutschen Arbeiter dem spanischen Beispiel folgen würden, war zerstört. Ihr Hauptfeind, Nazi-Deutschland, war gestärkt aus dieser Auseinandersetzung hervorgegangen. Die Antwerpener Gruppe ging nun dazu über Sabotageaktionen vorzubereiten. Im Falle eines Krieges sollte kein deutsches Schiff einen deutschen

Hafen erreichen. Gleichzeitig lieferten Fimmen und die Antwerpener ETF-Gruppe dem französischen und britischen Geheimdienst Informationen über die militärische Aufrüstung Deutschlands. Zusammen mit dem britischen Geheimdienst waren sogar Sabotageanschläge in Skandinavien geplant.

Die deutsche Regierung übte seit 1938 massiven diplomatischen Druck aus, um die Arbeit der Antwerpener ITF-Gruppe zu unterbinden. Nun begann, wie Lehmann schrieb, ein «trauriges Kapitel» aller «Regierungen, die sich daran beteiligt haben, die Widerstand leistenden deutschen Seeleute für die Gestapo zur Strecke zu bringen». Kurt und Werner Lehmann wurden 1938 aus Belgien ausgewiesen, trotz der Protektion Camille Huysmans, des sozialistischen Bürgermeister Antwerpens. Durch Vermittlung der ITF musterten sie auf dem englischen Dampfer «Lucerie» an. Rückblickend schrieb Kurt Lehmann über diese Reise:

«Das letzte gute Beefsteak, dass ich ass, war auf S/S Lucerie. (...) Der Chief (Chefingenieur, D. N.) fett und eingebildet, der Kapitän, so wie ihn alle Seeleute aller Nationen sich auf allen sieben Seen wünschen: korrekt und Mensch. Nachdem die Formalitäten und der Vertrag nach dem fernen Osten erledigt waren, bekam jeder eine Fünfpfundnote Vorschuss. (...) Das war kein Bettel, und somit hatten die Madames der Cafés und Bars alle Ursache freundlich zu uns zu sein. Ebenso verspürten die Mädels das Bedürfnis ihr freundlichstes Lächeln aufzusetzen, denn die fünf Pfund sollten nicht mit in See gehen, sondern an Land bleiben, und sie blieben es restlos. Am andern Tag kam Kapitän Johnson an Bord. Klar vorne und achtern die Leinen los war seine Order. Der Abschied begann von Jeanette, Tilly, Henriette, Jenny, Mimi, Yvonne, Josette und allen, die teilgehabt hatten an den 40mal fünf Pfund Vorschuss. Wir waren dreizehn oder vierzehn Nationen an Bord, in sechs Sprachen wurde Abschied genommen. Die Mädels weinten und winkten ehrlich oder unehrlich, alle meinten es gut.»

Die Reise endete für die Lehmanns nicht so gut, wie sie begonnen hatte. In Hongkong durften die Brüder nicht bleiben. Sie fuhren mit einem anderen Schiff nach London, wo ihnen die britische Polizei Landverbot erteilte. Von London kamen sie zurück nach Belgien, wo sie sofort von der Polizei in Empfang genommen wurde. Durch Intervention des belgischen Transportarbeiterverbandes wurden sie nach kurzer Zeit entlassen, mit der Auflage, Belgien für immer zu verlassen. Im Dezember 1938 fuhr Kurt Lehmann auf

einem englischen Schiff nach Oran/Afrika. Dort und später in Marseille war er ebenfalls unerwünscht und so kehrte er wieder nach Belgien zurück. Er wurde zu 40 Tagen Gefängnis verurteilt und ging illegal wieder nach Marseille, wohin ihm sein Bruder ebenfalls folgte. «Im Juli 1939 bekamen Kurt und Werner Lehmann den Befehl sofort Frankreich zu verlassen, sie verliessen Marseille, aber nicht Frankreich, und so kamen sie nach Dünkirchen. Hier kamen sie erst einmal in das schmutzigste aller Gefängnisse.»

Durch Intervention Fimmens kamen die Brüder Lehmann zunächst aus dem Gefängnis frei. Diese «Freiheit» währte aber nur einige Wochen. Unmittelbar nach Kriegsausbruch, am 5. September wurden sie als feindliche Ausländer interniert. Fimmen hatte in London eine Einreiseerlaubnis für die beiden bekommen. Aber ihre Entlassung aus dem Lager wurde von der französischen Bürokratie verhindert. In deren Augen galten sie als gefährliche Kommunisten. Fimmen konnte von London aus «nur Briefe schreiben», während seiner Meinung nach «eine recht kräftige, persönliche Aussprache in Frankreich nötig» gewesen wäre.

«Nur keine Sorgen, dass wir den Kopf hochhalten, kannst Du dir denken, auch wenn er mal abgehauen werden sollte» schrieb Kurt Lehmann noch mit Galgenhumor im Januar 1940. Im April 1940 schrieb er verzweifelt an Fimmen: «Edo, wenn du Gelegenheit hast etwas zu tun, sag, dass wir hier nicht hingehören. Was kann man gegen uns haben, was haben wir getan? (...) Am 1. Tag des Krieges haben wir uns zu der Armee France gemeldet, später zur Prestataire, jetzt zur Legion. Jeder weiss, dass man uns in Deutschland und Russland hängt, wenn man uns fasst, also nun bin ich unter den 100% Deutschen und laufe noch Gefahr mit denselben noch nach Deutschland abgeschoben zu werden nach dem Krieg. Also was tun, nichts kann ich machen, nur abwarten und hoffen, dass die Nazis eindeutig den Krieg verlieren, in der Hoffnung will ich schliessen.»

Wenige Tage später informierte die ITF die Lehmanns, dass eine «neue Verbindung» zu einem französischen Ministerium geschaffen sei. Das war zu spät! Der Überfall der deutschen Truppen verhinderte die eventuelle Freilassung der Internierten. Die Brüder Lehmann wurden als gefährliche Ausländer in das nordafrikanische Lager Suzzoni und kurze Zeit später in das berüchtigte Lager Berroughia gebracht. «Das Lager ist in Wirklichkeit eine Art festes Gefängnis am Rande der Wüste, von hohen Mauern umge-

ben. Zwei Stunden am Tage dürfen die Lagerinsassen (...) unter Bewachung in einem Hof spazieren gehen.» Zu dieser Unterbringung kam die miserable Ernährung, das harte Wüstenklima und die permanente Angst, den Deutschen ausgeliefert zu werden.

Nach Artikel 19 des deutsch-französischen Waffenstillstandsvertrages waren die Franzosen verpflichtet, «alle in Frankreich sowie in den französischen Besitzungen lebenden Deutschen, die von der Reichsregierung namhaft gemacht werden konnten, auf Verlangen auszuliefern.»⁹ Zwischen Februar 1941 und der vollständigen Besetzung Frankreichs im November 1942 wurden in Anwendung dieses Artikels 21 deutsche Flüchtlinge an Deutschland ausgeliefert. Unter den ersten waren die Brüder Lehmann. Diese Tatsache zeigt, welchen Stellenwert die Gestapo den Aktivitäten der ITF-Seeleute zumass. Über die Auslieferung schrieb Kurt Lehmann (aus heutiger Sicht irritierend über sich selbst in der dritten Person):

«Am 1.7.41 lieferte die Vichy Regierung auf Verlangen der Deutschen die beiden Brüder Lehmann an die Gestapo aus. In Berroghia wurden beide aneinander gefesselt und den Deutschen an der Demarkationslinie bei Chalon-sur-Saone übergeben. Zur Ehre des Chefs der Sûrete von Algier sei gesagt, dass er sich ebenso schuftig benommen hat, wie die Nazis. Dieser Lump hat die beiden anständigen Leute an Händen und Füßen fesseln lassen, bis das Schiff nach Marseille ging.»

Ende 1941 informierte der deutsche Emigrant Hans Kakies Fimmen über das Schicksal der Lehmanns: «Auf der Überfahrt von Marseille hatte einer von ihnen sich die Pulsadern durchschnitten, um der Auslieferung an die Nazis zuvor zu kommen. Man hat ihn eben noch ‚gerettet‘. Wir hatten durch wohlmeinende Marseiller Polizei davon Kenntnis bekommen. Leider war es schon zu spät, um noch irgendwelche Hilfe zu mobilisieren.»

Die Brüder Lehmann wurden von Frankreich zunächst in das Gestapogefängnis nach Karlsruhe gebracht und von dort direkt in die «Zentrale des Terrors» im Hausgefängnis des Reichssicherheitshauptamts in Berlin. «Und am 20. August als Kurt und Werner dort in Berlin eingeliefert wurden, da sagte der Kommissar Fuhrmann zu den beiden Seeleuten: Das wichtigste haben wir, die Kampfgruppe zerschlagen. Ihr habt gut gekämpft, aber nur auf der verkehrten Seite. Die Seeleute dachten, den Erfolg verdankt ihr den Demokratien.»

Am 21. September starb Werner Lehmann. Ob durch Mord, wie Kurt Lehmann vermutete, oder durch Selbstmord, wie es die Gestapo behauptete, wird nicht mehr festzustellen sein. Beide Varianten sind möglich. Werner Lehmann rechnete realistisch mit einem Todesurteil. Um unter der Folter keine Genossen zu verraten, hat er vielleicht den Freitod gewählt. Für die beiden Brüder kam erschwerend hinzu, dass sie von einem Mitgefangenen im Gefängnis Karlsruhe denunziert worden waren. Nach dessen Aussagen hatte Kurt Lehmann ihm gegenüber geäußert: «Das ist doch nicht schlimm, was du hast, ich weiss, dass ich den Kopf verliere, aber meine grösste Sorge ist, dass ich von der Gestapo gezwungen werden kann, weitere etwa 50 Personen zu nennen, die in diese Sabotagesachen mit verwickelt sind.»

Kurt Lehmann hatte die Kraft den Folterungen zu widerstehen. «Bei Lehmann handelt es sich um einen alten fanatischen Kommunisten, der die kommunistische Partei verlassen hat, weil sie annehmbar nicht radikal genug war», schrieb der Gestapo-Kommissar Fuhrman am 9. Oktober 1941. «auch z.Zt. lässt Lehmann nicht erkennen, dass er gewillt ist, jemals von seiner politischen Einstellung abzulassen. Bei seiner Vernehmung hielt er strikt an die von der kommunistischen Partei herausgegebenen Richtlinien, bei einer Vernehmung durch die Polizei keine Angaben zu machen, vor allem aber keine Personen zu nennen. (...) Er muss noch heute als unverbesserlicher Gegner des nationalsozialistischen Deutschlands angesprochen werden.»

Bis zum Juli 1942 blieb Lehmann im Hausgefängnis der Gestapo-Zentrale. Er wurde dann in das Untersuchungsgefängnis Moabit gebracht, wo er bis August 1943 einsass. Anschliessend wurde er für kurze Zeit in Plötzensee inhaftiert. Die schweren Bombenangriffe auf Berlin empfand er dort als «Balsam». «Ich dachte entweder tot oder ausbrechen.» Von Plötzensee wurde er in das Zuchthaus Amberg gebracht, wo er bis Januar 1945 einsass. Dem folgte bis zum 25. April 1945 das Zuchthaus Straubing. Unter Kolbenschlägen der SS-Wachmannschaften wurden die Häftlinge in das KZ Dachau gebracht. «Sterbend im Walde bei Dachau» wurde Kurt Lehmann von der «Amerikanische Armee» gerettet.

Er verdankte der Tatsache sein Leben, dass der Volksgerichtshof den vorbereiteten Prozess gegen die IFF offenbar erst für die Zeit nach Kriegsende plante und er deshalb nicht vor Gericht gestellt wurde, was sein sichereres Todesurteil bedeutet hätte. Auch der Wuppertaler Seemann Paul Pfeiffer

entging dadurch einer Verfolgung durch die Gestapo. Pfeiffer wurde verdächtigt, im Jahre 1938 einen Sabotageanschlag auf den Dampfer ‚Westernland‘ mit verübt zu haben. Weil er im Jahre 1944 Angehöriger der Kriegsmarine war, legte die Gestapo die Ermittlungen gegen ihn auf Eis.

Auch der Wuppertaler Seemann Albert Schmidt geriet in das Räderwerk der Gestapo. Im April 1940 wurde er wegen «Heimtücke» zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt, weil er über seine Vernehmungen bei der Gestapo gesprochen hatte und daraufhin denunziert wurde. 1941 wurde er erneut verhaftet und zu einer zweijährigen Zuchthausstrafe verurteilt.

Erich Krewet wurde nach dem Kriegseintritt der USA 1941 als «feindlicher Ausländer» interniert. 1942 wurde er mit der Auflage entlassen, seinen Wohnsitz nicht an der Küstenzone zu nehmen. Bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland schlug er sich als Holzfäller, Tellerwäscher und Portier durch.

Jack Vesper hatte nach seiner Genesung die M F-Arbeit unter deutschen Seeleuten in Göteborg fortgesetzt. Bei dieser Arbeit halfen ihm später die beiden Wuppertaler Anarchosyndikalisten Kirschey und Benner, die er in Spanien kennengelernt hatte. Fritz Benner war seit 1938, Helmut Kirschey seit Anfang 1939 in Göteborg. Die Arbeit unter deutschen Seeleuten wurde nach Kriegsbeginn in Schweden unter Strafe gestellt. Sie galt als Spionage. Benner und Vesper wurden im März 1940 als «feindliche Ausländer» im Lager Långmora interniert. Benner erkämpfte sich seine Freilassung durch einen Hungerstreik. Vespers Gefangenschaft dauerte fast drei Jahre. Erst im März 1943 wurde er mit der Auflage entlassen, sich in keiner Hafenstadt Schwedens aufzuhalten. Nach dem Kriege wurde in Schweden wegen der unwürdigen Behandlung der Flüchtlinge eine parlamentarische Untersuchungskommission eingerichtet. In dem Bericht der Kommission wurde der Fall Vesper als B. erwähnt.

Unter konspirativen Bedingungen setzten Benner und Kirschey seit 1941 die Arbeit unter deutschen Seeleuten fort. Rückblickend schrieb Kirschey: «Im Frühjahr 1941 kam Fritz Benner von Stockholm auf Besuch und erzählte, dass er und Rüdiger mit der norwegischen Widerstandsbewegung zusammenarbeiten via der britischen Botschaft und dem Presseattaché. (...) Man beabsichtige Propagandamaterial an deutsche Seeleute zu bringen, die



Fritz Benner im Internierungslager Långmora.



Helmut Kirsche, erster von links mit Brille, Göteborg 1945.

zahlreich nach Göteborg kamen, und weiter wollte man versuchen, dieses Material auf die deutschen Eisenbahnzüge mit deutschen Soldaten zu bringen, die über Göteborg nach und von Norwegen gingen. Er erzählte mir, dass die ITF miteinbezogen wäre, u.a. Edo Fimmen, dessen Rolle mir bekannt war. Ich habe dann angefangen, deutsche Seeleute hier anzusprechen und auszuhorchen, ob es Antifaschisten unter ihnen gab, aber auch mündliche Propaganda fand man wichtig. (...) 1942 kam ein Kurier, ein schwedischer Redakteur der syndikalistischen Zeitung ‚Arbetaren‘ zu mir. Er war mehrere Male vorher bei mir zu Hause gewesen, aber dieses mal war er in Panik und erzählte, dass die schwedische politische Polizei ihn beschattete, und er bat um Hilfe seinen Koffer voll mit Material los zu werden. Wenige Tage danach wurde ich aber morgens um 7 Uhr nach einer gründlichen Hausuntersuchung verhaftet unter dem Verdacht: unerlaubter Nachrichtendienst, eine Verschönerung des Wortes Spionage. Man beschuldigte mich, an unerlaubter Tätigkeit gegen Deutschland und Norwegen beteiligt zu sein. (...) Sie fanden natürlich nichts für sie anwendbares, ich wurde aber 2 Wochen lang intensiven Kreuzverhören ausgesetzt und es zeigte sich, dass der Stockholmer Redakteur, Einar Strahle auch verhaftet worden war. Nach einem Hungerstreik, der der Presse bekannt wurde, wurde ich nach 2 Wochen Haft entlassen. Man sagte mir bei einem Verhör, dass das Telefon der Polizei warmliefe von Anrufen des deutschen Generalkonsulats wegen meiner Aktivitäten (...) Ich konnte Fritz übrigens für seine Arbeit gute Kontakte mit Eisenbahnern verschaffen, diese versteckten Flugblätter u.a. in Toilettenpapier. Wenn die Soldaten sich den Hintern abputzten, bekamen sie ein Flugblatt mit Anweisungen, wie die Hitlerwehrmacht geschädigt und damit dem Krieg ein Ende gemacht werden könne.»¹⁰

Kirschey wurde nach dem Kriege schwedischer Staatsbürger. Benner kehrte 1948 nach Wuppertal zurück, ging aber 1953 wieder nach Schweden. Vesper kehrte 1946 nach Wuppertal zurück. Er starb 1970.

Nach sechswöchigem Krankenhausaufenthalt kehrte auch Kurt Lehmann im Juni 1945 nach Wuppertal zurück. Er arbeitete als Heizer bei der britischen Armee und später bei der Bundeswehr. Für kurze Zeit fuhr er noch einmal zur See.

Ende der vierziger Jahre schrieb Lehmann einen kurzen Bericht «Über den Widerstand deutscher Seeleute», der nach seinen Worten nichts zu tun

hatte mit dem Widerstand der Generäle, «die bis 1944 im Stechschritt hinter dem Tapezierer von Braunau herliefen, und im letzten Moment aussteigen wollten.» In dieser Formulierung kommt die Enttäuschung zum Ausdruck, die viele Antifaschisten empfanden, die nicht erst 1944, sondern von Beginn das Nazi-Regime bekämpft hatten und diese Tatsache in der Öffentlichkeit nicht gewürdigt sahen.

Aber auch bei der politischen Linken fand Kurt Lehmann im Nachkriegsdeutschland keinen Platz mehr. 1953 schrieb er ein wenig resigniert an den aus Wuppertal stammenden Schriftsteller Walter Hammer: «Heute ist aber nicht gut vom Kampf zu erzählen. Bei der KPD gilt man als Reformist, bei der Besatzungsmacht als Anarchist. Tatsache ist: Ich liebe keine Diktatur.» Lehmann starb 1987, ohne dass in seiner Heimatstadt jemand Notiz davon genommen hätte. «Für dieses Volk hat es sich nicht gelohnt zu kämpfen.» So oder ähnlich soll er seine tiefe Enttäuschung am Ende seines Lebens ausgedrückt haben.

Erich Krewet kam 1956 nach Deutschland zurück. Über sein späteres Schicksal schrieb Marta Mierendorff dem Verfasser: «Zeichen und Wunder! Seit mehr als 20 Jahren warte ich darauf, dass endlich jemand über Krewet arbeitet. Ich lernte ihn persönlich kennen, anlässlich des ersten Exilsymposiums in Stockholm 1969. Er hatte seine Materialien bei sich, aber es bestand eine Animosität gegen ihn, niemand wollte es sehen. Mir war seine Arbeit hier bekannt. (...) 1972 trafen wir uns wieder in Kopenhagen. Er war noch verbitterter. Nirgends fand er Interesse. Dann schrieb er mir, nun vermute er alles. Was er wohl auch getan hat. Er war schwer umgänglich, verständlicherweise sehr misstrauisch.» Krewet starb 1972 in Mölln.

Für Krewet und alle hier Genanten gilt, was Kurt Lehmann in einem 1953 geschriebenen, aber wahrscheinlich nie veröffentlichten Nachruf über seinen Bruder Werner schrieb:

«Wohl ist die Nacht von Deutschland gewichen. Aber nicht überwunden ist der Geist der braunen Pest. Noch ist der Körper verseucht von dem in 12 Jahren eingepflichten Gift. Erst wenn dieses Gift restlos ausgeschieden ist, erst dann erfüllt sich das Vermächtnis Werners.»

1 Soweit nicht anders angegeben, basieren die folgenden Ausführungen und Zitate auf folgenden Quellenbeständen: ITF-Archiv, Modern Records Centre, Universi-

- ty of Warwick Library; Archiv der sozialen Demokratie Bonn; Bundesarchiv Dahlwitz-Hoppegarten (Gestapo- und Justizakten); HStAD (Gestapo- und Justizakten); Forschungsstelle zur Geschichte des Nationalsozialismus Hamburg, Nachlass Schwarz (Manuskripte und Briefe von Kurt Lehmann); Institut für Zeitgeschichte, Nachlass Hammer (Briefwechsel Kurt Lehmann mit Walter Hammer); Stadtarchiv Wuppertal (Wiedergutmachungsakten Krewet, Lehmann, Vesper).
- 2 Richard Stumpf: Die Matrosenrevolte in Wilhelmshaven 1918. In: Wolfram Wetze (Hg.): Der Krieg des kleinen Mannes, München 1992, S. 168-180, hier S. 180.
 - 3 Jürgen Rath: Leben unter Deck: Frachtdampfer 1900-1925. In: Jürgen Ellermeyer/Rainer Postel (Hg.): Stadt und Hafen. Hamburger Beiträge zur Geschichte von Handel und Schifffahrt, Hamburg 1986, S. 180-189, hier S. 181.
 - 4 Siehe dazu den Beitrag von Burkhard Krohn in diesem Buch.
 - 5 Zum DAKV siehe: Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil, Bd. 3: Exil in den USA. Mit einem Bericht «Schanghei – Eine Emigration am Rande», Leipzig 1983, S. 116-121.
 - 6 Zu diesem Streik siehe weiter: Bruce Nelson: Workers on the Waterfront. Seamen, Longshoremen and Unionism in the 1930s, University of Illinois Press 1988, S. 171.
 - 7 Siehe auch: Marta Mierendorff: William Dieterle. Der Plutarch von Hollywood, Berlin 1993, S. 114.
 - 8 Marta Mierendorff an Dieter Nelles, 12.1.1994.
 - 9 Zitiert nach Barbara Vormeier: Die Lage der deutschen Flüchtlinge in Frankreich. September 1939 bis Juli 1942. In: Jacques Grandjonc/Theresia Grundtner (Hg.): Zone der Ungewissheit. Exil und Internierung in Südfrankreich, Reinbek 1983, S. 210-324, hier S. 216.
 - 10 Brief Kirscheys an Nelles, 22.10. 1990. Zu Kirscheys Verhaftung und seine Behandlung durch die schwedische Sicherheitspolizei siehe auch den Artikel über Kirschey, in: Göteborgs Tidningen, 11.2.1953.

Burkhard Krohn
VOM «KARABINERKOMMUNISTEN»
ZUM BOTSCHAFTER.
WALTER VESPER

Agonie versus Revolution – Widerstand als Herkunftsmerkmal.

Das Zimmer war winzig und luftlos. Hinter den feuchten Tapeten hausten Wanzen, und aus dem engen Hof schallte der Lärm der Nachbarn herauf. In den umliegenden Logierhäusern war es ruhig. Die norditalienischen Wanderarbeiter schufteten auf den Baustellen. Die Arbeitslosen standen vor den Räumen der Heilsarmee nach einer Suppe an. In den düsteren Geschäften im Souterrain der Häuser gab es neben Waren des täglichen Bedarfs allerhand Trödel und Plunder. Der stechende Gestank der Klosettverschläge im Hof vermischte sich mit dem Fäulnisgeruch der am Ende der Strasse gelegenen Deponie, wo neben Hausmüll und Kehricht auch Tierkadaver und Krankenhausabfälle verweseten. Das Rinnsal auf der Strasse war von den Abwässern der am Hang liegenden Färbereien verfärbt.

«Kuhle» nannte man jenes Viertel, in dem Walter Vesper am 27. Juni 1897 geboren wurde; Barmen, Steinweg 58 war die Postadresse. Wie auch immer – es war die B-Seite des Lebens. Im eng abgezirkelten Karree der grauen Mietskasernen gediehen Alkoholismus, Gewalt und Agonie. Im Schatten des alles überragenden Eisenbahnviaduktes gärten revolutionäre Überzeugungen bei denen, die sich nicht demutsvoll mit diesem Schicksal abfinden wollten. Sozialistische Überzeugungen bedurften hier keiner theoretischen Fundierung, sie konnten nur zu deutlich aus der alltäglichen Lebens Wirklichkeit hergeleitet werden.

«Die soziale Not der Bewohner dieses Gebietes war unvorstellbar. Fast nur kinderreiche Familien bevölkerten diese Wohnungen. In dem von uns benutzten fünfstöckigen Haus lebten zum Beispiel 107 Kinder»,¹ resümiert der Botschafter der DDR a.D. in seinen beim ZK der SED hinterlegten Lebenserinnerungen 1965. Doch vom Bodensatz der wilhelminischen Klassengesellschaft zur Diplomatenpension war es ein langer, steiniger Weg;

ein Leben, das untrennbar mit der deutschen Geschichte verknüpft war; eine Vita, blutig wie das zwanzigste Jahrhundert.

Zwischen Hunger und Polizeiknüppel – eine Jugend im wilhelminischen Deutschland.

Zu acht Personen teilte man sich die enge Wohnung. Neben ihm, den Eltern und drei Geschwistern drängten sich noch zwei verwaiste Cousins um den Küchentisch. Das ist fast alles, was man auf den annähernd 450 Manuskriptseiten seines Erinnerungsberichtes von seinem Elternhaus erfährt. Keine Namen der Eltern, der Cousins, nur den eines Bruders, fast könnte man meinen, so etwas wie Kindheit hätte es gar nicht gegeben. Ganz im Stile proletarischer Lebenserinnerungen ist alles Persönliche getilgt, bleibt nur Raum für Handeln, Geschichte und dem Junktim zwischen beidem: die Partei.

Wollte man seinen Erinnerungsbericht in einem Satz zusammenfassen, so müsste zu allererst von seinem unumstösslichen Willen zu handeln gesprochen werden. Einem Willen, der übermächtig ist und der gelegentlich nicht nach den politischen und moralischen Grundlagen des Handelns fragt. Alle Ereignisse, denen er ohnmächtig gegenüberstand, blendet er in seinem Bericht aus; alle Umstände, die die Möglichkeit des Handelns einschlossen, ihn aus der Position des passiven Erleidens befreien, gewinnen überdeutliche Züge. Alle verbale Radikalität, alle Ausschmückungen und Erinnerungsverklärungen, sowie manche rückschauende Deutung sind erst vor diesem Hintergrund verständlich und spiegeln seinen Drang, die eigene Geschichte, wie die Geschichte überhaupt, in die eigenen Hände zu nehmen.

Die sozialistische Gesinnung im Elternhaus ist in diesem Zusammenhang als Perspektive des Handelns zu entschlüsseln. Schon der Grossvater, ein persönlicher Freund Friedrich Engels, war in der Arbeiterbewegung engagiert. Als Mitorganisator der grossen Färberstreiks der Jahre 1848, 1855 und 1857 wurde er mehrmals verhaftet. Gegen die heranrückende preussische Reaktion verteidigte er die 48er Revolution mit der Waffe in der Hand. Beides, hinter Gefängnismauern zu sitzen und der bewaffnete Kampf gegen eine repressive Obrigkeit, gehörten zur Familientradition und Walter Vesper setzte sie fort.



Walter Vesper um 1940.

Seine Kindheit endete mit dreizehn Jahren. Während eines wilden Streiks kam es zu Ausschreitungen. Gemeinsam mit seinem Schulfreund Arthur Klug bewarf er Streikbrecher mit Eierkohlen. Polizeihunde stellten die beiden Jungen. Während des Verhörs auf der Wache in der Wagnerstrasse setzte es auch Prügel. Aber sie konnten ebenso wenig, wie die Drangsalierungen durch Schule und Jugendausschuss der Stadt, den Widerstand der Jungen brechen und sie zur Preisgabe etwaiger Hintermänner bewegen. Der Staatsanwalt forderte in der folgenden Jugendgerichtsverhandlung eine exemplarische Bestrafung, denn «diese Jungen seien in der Tat staatsgefährdende Rechtsbrecher». Auf Überweisung in die Landesfürsorge bis zum 21. Lebensjahr lautete sein Strafantrag. Während der formal rückfällige Arthur Klug der Landesfürsorge überstellt wurde und mit 17 Jahren vor diesem Leben in die Marine floh, kam Walter Vesper, noch nicht aktenkundig geworden, mit einem strengen Verweis und Strafaufschub davon.

Seine Unbeugsamkeit vor Gericht trug ihm die Sympathie der Streikenden ein. «Viele gute und schöne Worte, kleine Geschenke in Form von Süßigkeiten und belegten Broten, hier und da eine kleine Geldmünze, Worte der Dankbarkeit.» Aber «Klumpkes und 'ne Stulle» waren nicht der einzige Lohn für den staatsgefährdenden Rechtsbrecher. Seine Verschwiegenheit öffnete ihm die Türen zu den lokalen Partei- und Gewerkschaftskreisen. Oft sass er in den Funktionärsstuben und lauschte den Berichten durchreisender Gewerkschafter oder «Fremdgeschriebener», die sich dort ihre Reise- und Tagesspesen abholten. Diskussionen über politische Ereignisse förderten sein Interesse an Zeitungen und Literatur der Arbeiterbewegung. Selbst wenn er, wie er in seinem Erinnerungsbericht selbst anmerkt, nicht immer alles verstand, behielt der Hunger nach Bildung und Wissen stets die Oberhand.

Der grosse Bergarbeiterstreik von 1912 erschütterte das Leben an Rhein und Ruhr und offenbarte die Labilität des sozialen Konsens. Preussisches Militär rückte an und schlug das Aufbegehren blutig nieder. In der aufgeheizten Atmosphäre marschierte der Maurerlehrer Eng Walter Vesper, inzwischen Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend, auf der 1. Maidemonstration an der Spitze des Zuges. Sie forderten die Abwendung der drohenden Kriegsgefahr und die Freilassung der inhaftierten Bergarbeiter sowie die Einführung des Achtstundentages und höhere Löhne. Mit Säbeln ging die

berittene Polizei gegen die Jugendlichen vor. Voller Stolz erinnert sich Vesper, wie sie trotz der Säbelattacken die rote Fahne gegen die Reaktion verteidigten. Er selbst erlitt bei den Auseinandersetzungen eine, wie er es nannte, «ernsthafte Verletzung» – Jahre später tat er eine Granatsplitterverletzung an der Schulter als Kleinigkeit ab.

Während der Reichstagswahlen 1912 kam es zu ersten Spannungen zwischen dem Barmer Jugendverband und dem etablierten Parteiapparat der SPD. Konkrete politische Forderungen mit der Wahl Friedrich Eberts zu verknüpfen, störte die Strategie der Parteibürokratie. Mit Verweisen versuchte man die Parteijugend an die Leine zu nehmen. Die Jugendgruppe orientierte sich ihrerseits zunehmend an der Parteilinken um Rosa Luxemburg und vor allem um «Karl Liebknecht, der für mich als junger Mensch das grosse Beispiel war, mit dem ich mich innerlich sehr verbunden fühlte, (ihn) hatte ich bereits am 1. Mai 1912 bei einer Kundgebung im Zirkusgebäude auf dem Karnap in Barmen kennengelernt.»

Weltkrieg und Bürgerkrieg – Ein «Berufsrevolutionär» wird geschmiedet.

Der erste Weltkrieg verwandelte Europa in ein Schlachthaus. Die überwältigende Mehrheit der Sozialdemokratie vergass von einem Tag auf den anderen ihren Internationalismus und stimmte in den Kanon der Patrioten ein. Als Burgfrieden ging der Kniefall der Sozialdemokratie vor dem preussischen Herrscherhaus in die Geschichte ein. Wenige Tage vor Ausbruch des Krieges kam es für den Siebzehnjährigen zu einem einschneidenden Erlebnis. «Von der Baustelle nach Hause kommend, begegnete mir mein Vater, der den Bruder Ewald zum Bahnhof begleitete. Ewald hatte telegrafisch seine Einberufung erhalten (...). ‚Warum ziehst du bedenkenlos und ohne Widerspruch in den Krieg?‘ war meine Frage. ‚Du bist doch Sozialist und gegen den Krieg. Was ist mit dir los?‘ Mein Vater, mit dem ich in einen erregten Disput kam, kanzelte mich auf eine sehr unflätige Art ab.»

Die Entfremdung vom Elternhaus ging mit steigenden Spannungen zwischen der Sozialdemokratie und ihrem Barmer Jugendverband einher. Die repressive Stimmung innerhalb und ausserhalb der Partei zwang die revolutionäre Jugendgruppe schliesslich zur Taktik der verdeckten Zusammen-

künfte. Als Wandergruppe getarnt, trafen sie sich am Wochenende in der «Kluterthöhle» bei Ennepetal. Anschliessend marschierten sie durch die Dörfer, sangen Arbeiterlieder und hatten rote Taschentücher an ihre Stecken gebunden.

In das pubertär-revolutionäre Idyll platzte Ende 1915 Vespers Einberufung zur Armee. Grundausbildung nannte sich die Menschenschinderei auf dem Kasernenhof. «Wie habe ich dieses System verflucht. Hier begriff und erkannte ich die Losung Karl Liebknechts, ‚der Feind steht im eigenen Land‘ in ihrer ganzen Konsequenz und politischen Bedeutung. Meine persönliche Ablehnung, mein Widerstand gegen alles, was mit dem kaiserlichen System zusammenhing, brachte mir viele Strafen ein.» Vom Arrestblock ging es direkt an die russische Front. «Die grosse Materialschlacht Ende Juni 1916, in der in wenigen Tagen unsere Division fast restlos zer schlagen wurde, war auch der Anlass, die Reste meines Bataillons abzuziehen und zu reorganisieren.» Hinter diesen dürren Worten verbirgt sich eine Welt, in der das Sterben der Normalfall, das Überleben nur einem blinden Zufall zu verdanken war. Einige Wochen später kratzte man die kümmerlichen Reste seiner Einheit zusammen und verlegte sie an die südgalizische Front; auch hier sinnloses Verbluten in nutzlosen Offensiven. In den morastigen Gräben und Unterständen machte sich Renitenz und Verweigerung breit, griff Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht um sich. Gehorsamsverweigerung, Desertation und Selbstverstümmelung offenbarten den einsetzenden Niedergang der Disziplin. Vesper führte seine Kompanie zur erfolgreichen Auflehnung gegen eine durch die Divisionsleitung selbstherrlich beschlossene Einbehaltung des Solds und ersatzweise Ausgabe von Kriegsanleihen. Stundenlanges Strammstehen in eisiger Kälte stärkte nur den Willen zum Widerstand – im Osten leuchtete inzwischen das Morgenrot. Die russische Februarrevolution war in ihren Augen mehr als ein Wetterleuchten. Zwischen den feindlichen Gräben etablierte sich ein schwunghafter Handel mit Spirituosen, Zigaretten und Brot. Um der Verbrüderung zwischen den Drahtverhauen Einhalt zu gebieten, liess das monarchistische Offizierskorps die entsprechenden Abschnitte mit Artillerief Feuer belegen. Wenig später trat Vesper – nach eineinhalb Jahren Fronteinsatz – seinen ersten Heimaturlaub an.

«Das erste Wiedersehen mit den Eltern und Geschwistern,» erinnert er sich, (...) ihr rein Äusseres, ihr körperlicher Zustand war erschütternd, dass

sich hierfür kaum Worte finden lassen. Es schien mir die Kehle zuschnüren zu wollen, so sehr waren meine Eltern gealtert. Das Herz krampfte sich mir zusammen, als gesunde kräftige Menschen hatte ich sie beide in guter Erinnerung.» Hunger herrschte in Wuppertal, Fälle von Ruhr, Skorbut und Typhus häuften sich. Harmlose Infektionskrankheiten rafften die Entkräfteten zu Hunderten hinweg. Hungerrevolten flackerten auf, in ihrem Gefolge kam es zu Plünderungen. Das preussische Staatsgebäude ächzte in seinen Grundfesten. Die ohnmächtige Wut der Hungernden richtete sich besonders gegen die Kriegsgewinnler, die an jedem Schuss, an jeder Leiche prächtig verdienten. Der aufgestaute Zorn endete sich am 26. Februar 1917 in der sogenannten «Steckrübenschlacht». Etwa 10.000 Menschen zogen vor das Barmer Rathaus, Scheiben gingen zu Bruch, Lebensmittelgeschäfte wurden geplündert, es kam zu schweren Zusammenstößen mit der Polizei.

Als sich im April 1917 die linken Kräfte der Sozialdemokratie von den «Mehrheitssozialisten» abspalteten und die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD) gründeten, ging Walter Vesper gleich einen Schritt weiter und trat der Barmer Spartakusgruppe bei. In der Färbersstrasse Nr. 1 traf sich die Liebknechtjugend und diskutierte in der Wohnung von «Mutter Martin». Hier traf er die Freunde wieder, die nicht gefallen, verhaftet oder an der Front waren. «Diese Wohnung im Dachgeschoss des Hauses wurde zum Zentrum und zur Durchlaufstelle der Partei.»

Im Mai 1917 kehrte Walter Vesper zu seiner Einheit zurück. Bis Oktober 1917 wieder Stellungskrieg, dann ging es an die italienische Front, wo er am 20. Dezember verwundet wurde. Noch nicht wieder fronttauglich, verteilte er die Brotration der Garnison an Hungernde – Strafbataillon 361. Wenige Wochen später schmuggelte er Flugblätter in die Kaserne – Festnahme unter der Anklage der Insubordination. Nach fünf Wochen U-Haft wurde er mangels Beweisen freigelassen und kurzfristig an die Westfront beordert. Während des Transportes desertierte er und schlug sich «(...) seit Anfang Juni 1918 illegal in den Städten und Gemeinden des Bergischen Landes» durch.

Fast zwei Jahre später, am 13. März 1920 gegen 16 Uhr, traten wenige Stunden nach Bekanntwerden des Kapp-Putsches die Ortsvorstände der SPD und USPD im Barmer Gewerkschaftshaus zusammen. Eine Gruppe von Linkskommunisten sprengte die Veranstaltung und forderte über die Ausrufung des Generalstreiks hinaus die Bewaffnung der Arbeiter.

«Da Karl Schiller und ich in dem Versammlungsraum bereits bewaffnet erschienen, wir trugen unter unserem Mantel Handgranaten und Pistolen, konnte sich Sauerbrey vorstellen, dass es die Arbeiterschaft ernst nahm. (...) Lautstark auf unsweisend, schrie er in den Saal: ‚Spartakus wittert Morgenluft! Immer sind sie mit dem Schiessprügel bei der Hand!›⁴

«Karabinerkommunisten» war damals die griffige Formel der Anarchisten für jene jungen, radikalisierten Kommunisten wie Walter Vesper. Sie entstammten einer Generation, die vor dem Krieg noch ohne Stimme und Gehör in der Arbeiterbewegung war, die vor allem die «Erziehung vor Verdun» genossen hatte. Ihre politische Erfahrung beschränkte sich oft darauf, bei Demonstrationen an der Spitze des Zuges zu marschieren und die Prügel der Obrigkeit zu kassieren; auf konkrete politische Arbeit konnten sie meist nicht zurückblicken. Unter diesem Blickwinkel war die Auseinandersetzung mit dem wesentlich älteren USPD-Funktionär Paul Sauerbrey auch ein Konflikt zwischen den Generationen. Für die jüngere Generation kam der wie selbstverständlich formulierte Führungsanspruch der etablierten Funktionäre einer Provokation gleich. Nur zu oft waren es dieselben Personen, die mit ihrer Zustimmung zum Burgfrieden den Weg auf die Schlachtfelder geebnet, mit ihrem lavierenden Kurs die Revolution der Bourgeoisie ausgeliefert hatten. Weltkrieg und militärische Konterrevolution, oft mit Gefängnis oder Zuchthaus verbunden, waren das politische Anschauungsmaterial dieser Jugend. Die Tragik dieser Jugend, die der eigentliche Träger der Revolution war, liegt in ihrer Vorstellung von Radikalität begründet, die sich manchmal nicht von blosser Gewaltbereitschaft unterscheiden liess. Trotzdem: Der martialische Auftritt im Barmer Gewerkschaftshaus hatte eine Vorgeschichte – und markierte zugleich den Zenit einer Entwicklung.

Ein paar abgerissene Offiziersepauletten² war der Höhepunkt der «Novemberrevolution» in Wuppertal. Kreuzbrav und bieder, ohne Aufruhr, ohne gesplittertes Glas, ohne spontane Enteignungsaktionen, kam die Revolution ins Tal; die Revolutionäre waren vor allem auf «Seriosität»³ bedacht. Der im Proporzverfahren zwischen SPD und USPD «(...) gebildete Arbeiter- und Soldatenrat traf in der Nacht zum 9. November seine ersten Massnahmen, die (...) Regelungen zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit beinhalteten, (...)»⁴ Was im November 1918 grosssprecherisch

unter dem Emblem «Revolution» firmierte, verleitete Walter Rathenau zu der spöttischen Notiz: «Nicht wurde eine Kette gesprengt durch das Schwellen eines Geistes und Willens, sondern ein Schloss ist durchgerostet».⁵ Eine der vordringlichsten Aufgaben jener Tage war die geregelte Rückführung der aus dem Feld zurückflutenden Truppen. Für Wochen glichen die Wupperstädte einer Garnison; auf den Strassen und Gehwegen türmte sich Material und Ausrüstung. Täglich mussten bis zu 50.000 Soldaten logiert und verköstigt werden. Alles verlief ohne nennenswerte Verwerfungen⁶ – nur die Revolution selbst versackte im Treibsand des Zauderns.

Das zähe Tauziehen um die Macht lief an Walter Vesper vorbei. Zermürbende Debatten, Antragsflut und Tagesordnungstricks waren nicht sein Terrain; er trat der Arbeiterwehr bei und nahm an der Entwaffnung der zurückkehrenden Truppenverbände teil. Mit geschultertem Gewehr, den Lauf nach unten gerichtet als Ausdruck der pazifistischen Gesinnung, patrouillierten sie durch die Strassen.

Einen Monat später reiste er nach Berlin, um die Übersiedlung der Familie seines gefallen Onkels nach Wuppertal zu organisieren. Nach dreissig Stunden Fahrt in dem ungeheizten, zugigen Waggon erreichte er die Hauptstadt und suchte seine Verwandten auf. Anschliessend besuchte er seinen ehemaligen Kriegskameraden Paul Steinbrenner. Dieser führte ihn in seinen anarcho-syndikalistisch geprägten Bekanntenkreis ein. Berlin, wie das ganze Reich, diskutierte die bevorstehenden Wahlen zur Nationalversammlung. Seine Position zu dieser Frage umreisst Vesper im Rückblick unmissverständlich: «Ich habe damals wie auch später die Beteiligung an den Wahlen zur Nationalversammlung abgelehnt, weil meines Erachtens der Parlamentarismus im Widerspruch stand zur Frage der Eroberung der Macht.» Protestversammlungen und Demonstrationen wechselten einander ab, anschliessend traf man sich in einem Café am Halleschen Tor. «Hier verkehrte ein buntes Gemisch von Funktionären aller politischen Richtungen. Unter anderen verkehrte hier Pfempfert, Herausgeber der ‚Aktion‘, Franz Jung, anarcho-syndikalistische und jede Kategorie von Welterneuerern.»

Der spöttische Tonfall ist zweifellos Ergebnis von Reinterpretation. Ende Dezember 1918 nahm er an dem Gründungsparteitag der KPD teil, anschliessend erlebte er den blutigen Epilog der «Novemberrevolution» im besetzten «Vorwärts»-Gebäude. Gemeinsam mit Steinbrenner schloss er sich den Besetzern an. In dem weitläufigen Gebäude traf er seinen Jugendfreund Werner Möller, einen Wuppertaler Arbeiterdichter. Der Sozialdemo-

krat Gustav Noske übernahm inzwischen das Amt des «Bluthundes» und liess die unter reaktionärem Kommando stehenden Freicorps gegen Berlin vorrücken. Das belagerte Druckhaus wurde zum Katalysator all jener, die sich mit der stillen Liquidierung der Revolution nicht abfinden wollten. Spartakisten, Anarchisten, Syndikalisten, alle warteten auf den bevorstehenden Sturm. «Das Essen war knapp. Verräucherte Räume, die Gesichter der Genossen müde und grau. (...) Die Lage mochte sein wie sie wollte, wir mussten kämpfen oder untergehen? (...) Bis tief in die Nacht hinein sassen wir zusammen.»

Am Morgen des 11. Januar setzte schwerer Granatwerferbeschuss ein. Der erste Angriff des Potsdamer Freicorps konnte zurückgeschlagen werden. Luftminen detonierten, rissen Löcher in die Aussenwände. Mehrstündiger Artilleriebeschuss, Einschlag auf Einschlag folgte, dazwischen Feuerstöße aus Maschinengewehren – auf Gefangene waren die Angreifer nicht aus. Während Walter Vespers Gedanken dem Freund Werner Möller galten, der als Parlamentär mit den Angreifern über die Übergabe des Gebäudes verhandeln sollte, trieb der Leichnam Rosa Luxemburgs mit zertrümmertem Schädel im Landwehrkanal, fand man den Abgeordneten Karl Liebknecht mit mehreren Kopfschüssen unter einem Busch. Wie es in dem «Vorwärts»-Gebäude nach der Erstürmung aussah, beschrieb Gustav Regler, damals selbst Angehöriger eines Freicorps, in seinen Lebenserinnerungen.

«Wir gingen auf geradem Weg zu dem erstürmten Gebäude; (...); das Loch in der Fassade war wie eine schwarze Wunde. (...) Ich ging wie in einem schrecklichen Traum herum. Ich sah in alle Gesichter, ich zwang mich, in alle Gesichter zu sehen. Kriegserinnerungen kamen zurück, ich drängte sie fort. Ich wünschte, ich könnte mit einem der Toten reden, und wurde mir der Endgültigkeit ihres Endes bewusst. Die Kameraden stöberten durch die Räume und suchten Beute. Hinter einem Papierballen hockte ein junger Toter; (...) Ich setzte mich nieder. Mondlicht fiel auf das blasse Gesicht vor mir. Jemand redete mich an: ‚Ein paar Goldrubel gefunden?‘ Es war Heinz, ein Mann von meinem Zug. ‚Ich fand ein paar Goldzähne unten*, er grinste».⁷

Während es Gustav Regler in der mondbeschiene Ruine dämmerte, auf welche Seite er sich gestellt hatte, wurde Vesper mit den wenigen Überlebenden in die nahegelegene Dragonerkaserne getrieben. Müde und zitternd vor Kälte standen sie im Innenhof.

«Wir sahen die geschändeten Leiber unserer erschlagenen Kameraden. Es schnürte mir die Brust zusammen, (...). Auch Werner Möller war unter ihnen. Der Schreck schlug mir wie ein Schock auf den leeren, hungrigen Magen. Die Noske-Hunde verfolgten feindselig und forschend mit den Karabinern hantierend und schlagend jede unsere Bewegung. Es hatte den Anschein, als warteten sie auf ein Kommando, uns auch fertig zu machen. (...) Man jagte uns hin und her. Sie trieben uns an die Kasernenhofmauer. Maschinengewehre wurden in Stellung gebracht, um ein ausgehecktes verbrecherisches Blutbad an uns zu verüben. ‚Hir werdet alle erschossen! (...) Euch wird jetzt der Garaus gemacht, ihr Zuchthäusler, elendes Pack. Wir werden euch ins Jenseits befördern!«

Die Ankündigung war glaubhaft – trotzdem erwachte Walter Vesper am nächsten Morgen in der Strafanstalt Tegel. Mitte Februar wurde er entkräftet aus der Haft entlassen; Freunde halfen ihm wieder auf die Beine. Am Letzten des Monats verliess er Berlin in Richtung Heimat. Seine einziger Ausweis war der Entlassungsschein aus dem Gefängnis – nicht gerade die beste Referenz in dem nicht zur Ruhe kommenden Deutschen Reich. In Hannover wurde er ebenso wie zuvor in Braunschweig festgenommen. Auch hier hätte die Geschichte von der gestohlenen Brieftasche funktioniert, wäre nicht ein Feldwebel Zeuge eines Disput zwischen ihm und Paul Sauerbrey geworden, der sich kurz zuvor auf dem Bahnsteig abgespielt hatte. Sauerbrey und einige bekannte Funktionäre der USPD «(...) wurden Zeuge des brutalen Vorgehens der Noske-Soldaten gegen uns, ohne dagegen zu protestieren. Ich hatte damals den Eindruck, dass einige der mir bekannten USPD-Genossen die Lage, in der ich mich befand, nicht im Geringsten berührte. Im Gegenteil, Paul Sauerbrey, (...), traktierte mich mit zynischen Redensarten: ‚Du bist auch einer von denen, die eben keine Ruhe geben können, wem nützen solche Störaktionen, was bezweckt ihr mit solchen Methoden?‘«

Vesper wurde verhaftet und verbrachte einige Tage in Arrest – die Drohung, des Nachts in die Heide gefahren zu werden, schwebte ständig über ihm. Schliesslich gelang ihm unter abenteuerlichen Umständen die Flucht. Im Kohlentender ging es Richtung Wuppertal. Am nächsten Tag erreichte er schmutzig und erschöpft Barmen.

Der Kapp-Putsch war der Höhepunkt der eineinhalb Jahre andauernden militärischen Konterrevolution, in deren Verlauf fast alle Galionsfiguren

der Linken dem «weissen Terror» zum Opfer fielen. In seiner krankhaften Furcht vor der bolschewistischen Gefahr päppelte der bürgerliche Parlamentarismus die enthemmte Reaktion zu unberechenbarer Stärke auf, aber «(...) Noske glaubte, auf den Bajonettspitzen der Monarchisten sitzen zu können (.. .)»⁸ Der entscheidende Schlag gegen den reaktionären Putsch ging von der deutschen Arbeiterschaft aus: sie antwortete mit «(...) einem Generalstreik von einer Geschlossenheit und Wucht (...), wie er in Deutschland noch niemals durchgeführt worden war (und seitdem auch nicht mehr durchgeführt worden ist).»⁹

Nichts, aber auch gar nichts, bewegte sich mehr. Der Putsch brach nach vier Tagen zusammen. Für die nach Stuttgart geflohene Reichsregierung war der Fall damit erledigt. Artig bedankte sich Reichskanzler Max Bauer bei der «(...) deutsche(n) Arbeiterschaft, ohne deren entschlossenen Kampfeswillen wir alle ohnmächtig gewesen wären.»¹⁰ und empfahl den Arbeitern, «(...) sich wie in den Dienst der Demokratie, nun in den Dienst des Wiederaufbaus, der erneuten Arbeit, der Erstarkung unseres Wirtschaftslebens, (zu) stellen.»¹¹

Die inzwischen bewaffnete Arbeiterschaft hatte aber kein Interesse an dieser Republik; sie wollte nachholen, was ihr im Winter 1918/19 aus den Händen entwunden wurde – die Revolution – und zwar richtig. Während sich der gemässigte Teil der Arbeiterschaft für den Abbruch des Generalstreiks entschied, scherte sich ihr radikalisierte Teil nicht um Regierung, SPD und Unternehmer, sondern vertraute einzig auf die Macht, die aus den Läufen der erbeuteten Gewehre zu kommen schien. In den folgenden Tagen bildete sich aus lokalen Arbeiterwehren spontan die «Rote-Ruhr-Armee» und eroberte Stadt für Stadt das ganze Ruhrgebiet. Die Reichsregierung wagte erneut den Ritt auf den Bajonettspitzen und liess Reichswehr, Freicorps und Sicherheitspolizei (SIPO) von der Kette, schickte sie gegen die «Retter der Republik»¹².

Zu diesem Zeitpunkt lag Walter Vesper gemeinsam mit den Wuppertaler Arbeitern vor Remscheid im Kampf gegen das Freicorps Lüttzow. Tags zuvor waren die beiden Städte im Tal von der Reaktion gesäubert, Polizeiwache für Polizeiwache gestürmt worden. Am Sturm auf die Polizeihauptwache in der Wagnerstrasse nahm Vesper in vorderster Linie teil. Mit den erbeuteten Waffen waren sie anschliessend gegen die in der Ziegelei auf der Hardt verschanzten Einheiten des Freicorps Schulz marschiert. Nach sechs Stunden Kampf hatte sich das Freicorps über den Nützenberg zurückgezo-

gen und war in die britische Zone geflüchtet. In Remscheid entbrannten ungleich heftigere Kämpfe, vor allem um den Schlachthof, die Hauptpost und das Rathaus. Erst als die Arbeiter leichte Feldartillerie einsetzten, wich das Freicorps in Richtung Solingen zurück. Die nächste Station war Essen. «Am 19. März rückten wir als Barmer Arbeiterwehr mit Lastwagen, (...) an die Stadtgrenze Essens (vor), wo bereits Kampfverbände aus vielen Orten des Reviers eingetroffen waren.» Auch in Essen tobten heftige Kämpfe mit der Sipo, die durch die Bürgerwehr unterstützt wurde. Zuerst fiel der Schlachthof in die Hände der Arbeiter, dann kämpften sie sich Haus für Haus ins Zentrum vor. Schliesslich, nach Stunden, kapitulierte die Sipo. Nur die Besatzung im Wasserturm auf dem Steeler Berg leistete noch erbitterten Widerstand. 46 Mann, Sipo und Einwohnerwehr etwa zu gleichen Teilen, hatten sich in dem Backsteingebäude verschantzt.

«Mit Handfeuerwaffen war hier nichts zu machen. Minenwerferbeschuss, geballte Ladungen verhalfen uns, den Bürgersöhnen auf den Leib zu rücken. Mehrere auf engem Raum geführte Angriffe konnte der Gegner abwehren. Die starken Detonationen hatten eine Schockwirkung auf die Verteidiger des Wasserturms ausgelöst und ihre Moral und ihren Widerstand endgültig gebrochen. Sie hissten die weisse Fahne. Als wir die Stellung besetzen wollten, erhielten wir Feuer. Am späten Nachmittag war der Wasserturm, die letzte Position des Klassenfeindes in Essen, nach schweren, für die Besatzung äusserst verlustreichen Kämpfen, in unserem Besitz. Die Provokation, die Niederträchtigkeit der Bürgerwehr hatten uns verständlicherweise in eine solche Wut versetzt, dass wir mit dem Rest kurzen Prozess machten, wobei einige eine unfreiwillige Luftfahrt antreten mussten.»

Die Militanz seiner Rhetorik übertrifft die Wirklichkeit. Nicht mit allen wurde «kurzer Prozess» gemacht – vermutlich sogar mit gar keinem, denn von der Besatzung überlebten 37 (zwei von ihnen erlagen allerdings später ihren Verletzungen).¹³ Einige Arbeiter machten ihrem Zorn mit dem Gewehrkolben Luft, doch andere stellten sich schützend vor die Gefangenen. Ähnliches kann von Sipo-Beamten, die eine Nacht zuvor verwundete Arbeiter in einer Schule in Essen-Stoppenberg antrafen, nicht berichtet werden. Die Wehrlosen wurden mit Gewehrkolben erschlagen.¹⁴

Als das Revier von reaktionären Truppen gesäubert war, ging der Kampf entlang der Lippe in einen Stellungskrieg über. «Mangelnde Kleidung, schlechtes Schuhwerk, ungenügende Verpflegung hatten zur Folge, dass die

Märzkälte und -nässe uns buchstäblich in Hände und Füße biss.» Gerüchte über Verhandlungen zwischen Regierung und «massgebenden Parteien» machten in den Gräben die Runde. «In eventuellen Waffenstillstandsverhandlungen sahen die Genossen ein hinterhältiges Machwerk, ihre Kampfentschlossenheit zum Ausdruck bringend, waren sie bereit zum äussersten Widerstand.» Das am 24. März 1920 unterzeichnete Bielefelder Abkommen, oder wie Vesper es nannte, der «Bielefelder Verrat», «(...) versetzte uns in Unruhe und Empörung».

Unter dem Eindruck zusammengezogener Reichswehrverbände vereinbarten USPD- und KPD-Vertreter mit Regierungsdelegierten das Ende der Kämpfe, die Demobilisierung der Arbeiterarmee, die Legalisierung ihres Sicherheitswesen und den Verzicht der Regierung auf Einmarsch der Truppen. – die nachrückenden Truppen benahmen sich wie die französische Fremdenlegion im Algerienkrieg. General v. Watter führte den Bürgerkrieg wie einen Vernichtungsfeldzug und hielt sich an keine Vereinbarungen. Auf die Frage, warum die Reichswehr jeden bewaffneten Arbeiter, der sich ergibt, erschiess, antwortete Major v. Gienandt, Stabsoffizier der 3. Kavallerie-Division: «Die Rote Armee besteht aus Jugendlichen, denen fünf Jahre die väterliche Autorität gefehlt hat; da es zu spät ist, sie hinzubiegen, ist es das Beste, sie auszulöschen.»¹⁵ Der Rückzug war ein Marsch durch Elend und Demütigung. Verleumdungen wurden laut, die Einheit zerbrach. In Barmen angekommen, versteckte sich Walter Vesper vor dem nachrückenden «weissen Terror» – er hatte das Antlitz des Faschismus gesehen und wusste, was er von ihm zu erwarten hatte.

Nach der Unterzeichnung des Bielefelders Abkommens wandte sich Vesper, wie viele Barmer und Elberfelder Genossen, von der KPD ab und schloss sich der linksoppositionellen Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands (KAPD) an. Erst nach dem Gründungsparteitag der VKPD kehrte er, immer noch renitent, in die Reihen der KPD zurück. Mitte März 1921 drang er gemeinsam mit einigen Genossen in die Räume der reaktionären «Bergisch-Märkischen-Zeitung» ein. «Unser Besuch endete für die verantwortlichen Redakteure mit einer gehörigen Tracht Prügel, Demolierung der Stereotypie und einer ernsten Beschädigung der Rotationsmaschinen. (...), das Bacmeister-Blatt konnte einige Wochen nicht erscheinen.» Ein vorletztes Aufbegehren des Vierundzwanzigjährigen gegen die fort-

schreitende Restauration der alten Verhältnisse. Das letzte Aufbegehren fand eine Woche später während der Märzaktion der KPD statt. Den Aufstand beschreibt Vesper rückblickend ohne innere Anteilnahme. Die Reaktionen der Arbeiter zeigten, dass sie ein Jahr nach dem Kapp-Putsch nicht zu einem erneuten Waffengang zu bewegen waren. Nach dem Zusammenbruch des Aufstandes wurde Vesper klar, dass die Taktik, «kämpfen oder untergehen» nur zum eigenen «Weissbluten» führen konnte. «Ich verliess auf Grund eines Haftbefehls meine Heimat und ging nach Hamburg.»

Die Konversion.

„Jacks Bruder Walter ist plötzlich wieder aufgetaucht,» schrieb Harry Balke am 30. Juni 1937 aus Barcelona an die 1TF-Freunde¹⁶ in Antwerpen, «seine frühere Todmeldung ist somit nicht bestätigt. Walter V. befindet sich in einer Artillerie Abteilung an der Madrider Front und hat Jack schon mehrmals besucht. Ebenfalls hat Jack von der Seite der Organisation seines Bruders des Öfteren nennenswerte Unterstützung erfahren.»¹⁷ Die Antwerpener Freunde antworteten eine Woche später. «Mit Interesse vernehmen wir, dass Jacks Bruder Walter an der Madrider Front ist. Wenn irgend möglich sorgt doch dafür, dass er bald etwas von sich hören lässt.»¹⁸

Ihr Interesse wäre sicher noch grösser gewesen, wenn sie gewusst hätten, dass der in Barcelona wiederaufgetauchte Bruder von Hans Jack) Vesper in Wirklichkeit keine Kanonen vor Madrid bediente, sondern die Gefängnisse der katalanischen Metropole. Siebzehn Jahre nach dem Kapp-Putsch kämpfte Walter Vesper im spanischen Bürgerkrieg an der Heimatfront. Er beteiligte sich an der Verfolgung seiner früheren Kameraden. Als Peter Nerz¹⁹ diente er dem SIM. Das harmlos klingende Kürzel steht für Servicio de Investigaciones Militar, etwa mit militärischer Abschirmdienst zu übersetzen. Zu dem Zeitpunkt des Briefwechsels hatte der SIM schon lange seine eigentlichen Aufgaben aus den Augen verloren und war unter dem Druck Moskaus und Dank der professionellen Führung Alexander Orlows²⁰, dem ranghöchsten sowjetische Geheimdienstmann auf der iberischen Halbinsel, zu einem stalinistischen Repressionsapparat geworden. Das vorrangige Ziel der GPU²¹, dem Geheimdienst der Sowjetunion (SU), und des ihm dienstbaren SIM war im Sommer 1937 die Zerschlagung der innerrepublikani-

schen Linksoption. Walter Vesper führte in den Reihen des SIM seinen «Krieg im Halbdunkel»; er liquidierte seine Jugendträume. Das verschwie er allerdings seinem zum Krüppel geschossenen Bruder.

Eine eindeutige Antwort darauf, wie es zu dieser Konversion kam, findet sich in seinem Erinnerungsbericht nicht. Dort spricht er nur holzschnittartig und selektiv von einzelnen Episoden, bauscht manche zu Räuberpistolen auf²² und beharrt auf eindimensionale Erklärungsmodelle, die scharf von seinen übrigen Einschätzungen abstechen. Ein Blick auf die seit 1920 vergangenen siebzehn Jahre hilft zur Klärung seiner Wandlung.

«Kohlenjonny» war Walter Vespers erster Job, nachdem er nach dem missglückten Märzaufstand in Hamburg angekommen war. «Kohlenjonnies» liefen mit einem Zentner Kohlen auf dem Buckel im Akkord die schwankenden Planken zu den Schiffen hinauf; machte einer der Kulis schlapp, kostete es auch den Lohn der anderen. «Die Wulacherei hatte mich in einen Zustand drückenden Schmerzes versetzt. Aber ich hatte durchgehalten.»

Der nächste Job war Heizer auf einem Hochseekutter. Im Laderaum stapelten sich Waffen aus deutschen Heeresbeständen, bestimmt für die irischen Rebellen. Auf hoher See wurde die brisante Ladung gelöscht – mit dem britischen Küstenschutz war nicht zu spassen. Für Waffenlieferungen an die Sinn Fein galt das Standrecht. Er hatte seine erste Prüfung bestanden und Karl Lesse machte ihn mit zwei sowjetischen Freunden aus Petrograd bekannt, Tobias Bläss²³ und Leo Kraft²⁴. Von diesem Zeitpunkt an riss seine Verbindung zur GPU nie ganz ab. Bis zum Ende des II. Weltkrieges konnte sie jederzeit von Neuem belebt werden und von einem Moment zum anderen war er «Schwert und Schild» der Sowjetunion.

Parallel zur illegalen Tätigkeit arbeitete Vesper für den Seemannsbund. Während des Göteborger Hafentarbeiterstreiks von 1921 erhielt er die Order, dort das Löschen der Schiffe zu unterbinden. Es kam zu handfesten Auseinandersetzungen mit Streikbrechern und der Polizei. Er wurde verhaftet und schließlich auf unbestimmte Zeit des Landes verwiesen. Zurück in Hamburg heuerte er als Heizer auf der «Tirpitz» an. «Zur Knochenmühle – Inhaber Hugo Stinnes» hatte jemand auf die Eingangsluke zum Kesselraum geschmiert. Dahinter lag eine Welt aus Lärm, Stahl, Kohle, Staub, glühender Hitze und Auszehrung bis zur vollständigen Entkräftung. Nach vier

Stunden im Fegefeuer fiel Vesper in die stickige Kojе, zu müde sich zu waschen, zu müde etwas zu essen, unruhig ruhend bis zur nächsten Wache. Nach dreissig Dampftagen erreichte er Südamerika.

Drei Monate später kehrte er zurück und arbeitete ehrenamtlich als Partei- und Gewerkschaftsfunktionär. «Zwei Monate an Land, ohne Heuer, wochenlang von dem leben, was die letzte Reise übriggelassen hat, ist nicht jedermanns Sache.» Vesper heuerte auf der «Scheer», dem Schwesterschiff der «Tirpitz» an und ging auf den Fünfmonatstörn, die Ostasienroute. In Japan sass er wegen kommunistischer Propaganda drei Tage im Gefängnis. Weil er bei seiner Rückkehr nach Deutschland mit einem Prozess rechnen musste, musterte er in Wladiwostok ab. Nach einigen Wochen im Mutterland des Sozialismus ging es wieder auf See. Mitte September erreichte er auf der «Dekabrist» Leningrad und arbeitete vorübergehend im dortigen Interclub, einer Einrichtung, die von der Kommunistischen Internationale (KI) initiiert worden war und den Seeleuten weltweit auf Landgang eine Alternative zu den Nepp- und Amüsierbetrieben in den Hafenstädten bot. Dann, Anfang Januar 1923, ging Vesper wieder als Heizer an Bord. Auf dem Dampfschiff «Krasnyflott» schmuggelte er Genossen illegal in die kapitalistischen Länder; Bela Kun, Anführer der ungarischen Räterepublik von 1918, war einer seiner «Gäste». Bis Mitte 1925 schleuste er so Funktionäre der verschiedenen europäischen Länder meist über Stettin nach Deutschland ein. «Solange ich diese Tätigkeit ausübte, hat es beim Ein- und Ausschleusen von Genossen über deutsche Häfen keine Pannen gegeben.» erinnert er sich.

Die Hindenburg-Amnestie 1925 ermöglichte ihm die Rückkehr nach Wuppertal. Damit begann die Karriere des Partei- und Gewerkschaftsfunktionärs Walter Vesper. Getreu dem marxistischen Lehrsatz, wonach das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimmt, änderte sich mit den Gegenständen seiner Tätigkeit und dem neuen sozialen Kontext auch seine Wahrnehmung und sein Handeln. Zuerst Leiter der Ortsgruppe Barmen-Nord, stieg er noch im selben Jahr zum Leiter der Unterbezirksgruppe Barmen-Elberfeld auf und wurde Mitglied der Bezirksleitung Niederrhein. 1927 wurde er in die Bezirksbeschwerdekommision der Partei berufen, drei Jahre später war er ihr Vorsitzender. 1928 zum hauptamtlichen Sekretär der Partei avanciert, übernahm er Anfang 1929 die Position des Bezirkskassierers und war bis 1933 Mitglied des Sekretariats der Bezirksleitung Nieder-

rhein. Nebenher organisierte er den 6. Parteitag der illegalen KP Italiens im Bergischen Land und sorgte für den reibungslosen Ablauf der Veranstaltung.

Auch in der Gewerkschaft machte Vesper rasch Karriere. Als Mitglied der Bezirksgewerkschaftsabteilung rückte er während der Lohnkämpfe bis in die zentrale Streikleitung auf. 1928 war er Delegierter der Bezirke Düsseldorf, Köln und Aachen des Baugewerbeverbundes. Dies ist die steile Funktionärskarriere eines jungen Mannes aus der «Kuhle», der sich als festangestellter Funktionär endgültig aus dem Schmutz und dem Elend seiner Kindheit befreit hatte.

In den späten Abendstunden des 11. März 1933 war mit all dem Schluss. Walter Vesper wurde gemeinsam mit seinem Fahrer und einer Frau in Siegen verhaftet.²⁵ Neben beinahe 1'000 Mark fand man auch eine Pistole in dem Fahrzeug. Vesper fand sich auf dem von der SA besetzten Siegener Schloss wieder. «Dieses improvisierte Gefängnis mit erschreckend dicken Mauern, ein Verlies im wahrsten Sinne des Wortes, mit niedrigen, kleinen Zellen, mit Steinen belegtem Boden, schweren Eichenholztüren, die mit eisernen Laschen und einer diagonal angebrachten Eisenstange gesichert waren, glich einem grabähnlichen Loch. Schmutzstarrende Wände, dicker Staub lag auf dem Schemel, blutige Wanzen Spuren und was weiss Gott, was im Laufe der Jahre sich alles angesammelt hatte. In diesem Loch war der Tag wie die Nacht, kalt, nass, dunkel!»

Die vernehmende SA schickte ihn durch die Hölle. Halb nackt, aller Habseligkeiten beraubt, fror er in dem Loch. Die Stricke schnitten in die Handgelenke, waren um Knie und Knöchel gebunden. Verschnürt wie ein Paket lag er auf dem kalten Boden. Ein Trupp SA-Schläger stürzte in die Zelle und nach Stunden der Tortur wurde er ins Verhörzimmer geschleift. Das Verhör verlief vergleichsweise gesittet, ein paar Tritte, keine Schläge, eine Exekutionsandrohung. Vesper hielt stand. In seinem Verlies wurde er mit einem Ochsenziemer ausgepeitscht, man schlug ihn mit dem Kopf gegen die Wand, bis das Gesicht nur noch Blut und Wunde war – endlich verlor er die Besinnung.

Zitternd, mit geschwollenen Gliedern und frierend erwachte er am nächsten Morgen mit hämmernden Schmerzen. «Hände und Gelenke waren blau angeschwollen. Hose und Hemd waren blutig und klebten an der Haut. Die Zelle war schmutzig grau. Eine von schweren Bohlen gezimmerte Pritsche war voller Schmutz, schwarz und fettig.» Mühsam versuchte er wieder auf die Beine zu kommen, wieder Herr seiner Gedanken zu werden. Immer

wieder werden die Tage in dem schmutzigen Verliess durch Verhöre unterbrochen, ohne dass man etwas Prozessrelevantes aus ihm herausprügeln konnte. Man legte ihm ein Vernehmungsprotokoll zur Unterschrift vor – er verweigert die Unterschrift ohne einen Blick darauf zu werfen – wieder zurück in das Loch; mehr geschundenes Fleisch als menschlicher Körper.

Des Nachts reisst plötzlich ein Polizeileutnant die Zellentür auf und nimmt Vesper mit auf einen Transport. Von schwerbewaffneten Polizisten eskortiert, marschiert ein Geisterzug durch das nächtliche Siegen. Ein Polizist flüstert ihm zu, dass sie unter ihrem Schutz in das Siegener Polizeigefängnis überführt würden.

Nach vier Wochen Haft in Siegen hiessen die weiteren Stationen Bonn und Klingelpütz in Köln; es wurde Schutzhaft gegen ihn verhängt. Lager I des KZ-Börgermoor bei Pappenburg war für ein Jahr sein neuer Aufenthaltsort. Gleich bei der Anreise im überfüllten Gefängniswagen wurde er auf die nun geltenden Regeln aufmerksam gemacht: Schnauze halten, Zorn und Demütigung schlucken – sonst gab es Tritte, Schläge, einen Bajonettstoss oder es hiess: «auf der Flucht erschossen». Wie Vieh wurden sie getrieben, anschliessend stundenlang bei unsinnigen Appellen zitternd in der nebligkalten Morgenluft stehengelassen, bis zur vollständigen Erschöpfung. Durch straffe Organisation gelang es, wichtige Posten im Lager mit Genossen zu besetzen; Walter Vesper wurde Leiter der illegalen Parteizelle.

Pfingsten 1934 wurde er zusammen mit achtzig Kameraden entlassen. Vermutlich hoffte man durch ihn an weitere Kader der KPD heranzukommen – auch die Gestapo arbeitete nicht immer perfekt, im Fall Walter Vesper geradezu naiv und dilettantisch. Nach einer kurzen Karenzzeit tauchte er ab. Eine illegale Wohnung in der Köthener Strasse war seine erste Fluchtadresse. Eine Woche später war er in Berlin, wo ihm die Inlandsvertretung des Zentral Komitee (ZK) zwei Positionen anbot: entweder die Funktion des Leiters der illegalen Reichstechnik oder die Zuständigkeit für die Finanzen der Partei im Wirkungskreis der Landesleitung zu übernehmen – beides Aufgaben von herausragender Bedeutung; jeder Posten für sich ein Himmelfahrtskommando, das bei einer Festnahme auf geradem Weg zum Richtblock führen würde.

Vesper entschied sich für die Reichstechnik, das heisst, die Organisation und Koordination aller technischen Apparate der KPD-Inland. Zu seinen Aufgaben gehörte neben der Herstellung, dem Schmuggel und der Vertei-

lung von Propagandamaterial auch die Beschaffung gefälschter Papiere und die Organisation von Transportwegen für illegale Kader. Unter unsäglichen Schwierigkeiten gelang es ihm, den Apparat, der im Frühsommer 1934 fast vollständig zerschlagen war, neu aufzubauen. Die ständigen Reisen erhöhten das Risiko.

Im Sommer 1934 fuhr er zu einem Treffen nach Prag, auf dem grundsätzliche Probleme und Meinungsdivergenzen besprochen werden sollten. Das Treffen platzte, als die tschechische Polizei in den Räumen erschien. Vesper prügelte sich mit einigen Genossen den Weg frei und entkam aus der zuschnappenden Falle – der Apparat der KPD war zu diesem Zeitpunkt bereits von Spitzeln durchsetzt.

Im Frühjahr 1935 fiel die gesamte Landesleitung der KPD in die Hände der Gestapo und verschwand in den Gefängnissen und Konzentrationslagern. Die Reichstechnik war zwar nur an den Rändern von den Verhaftungen betroffen, trotzdem stockte der Apparat. Die Verbindungsfäden der Gestapo reichten fast bis in die oberste Spitze der KPD, keiner konnte dem anderen mehr trauen. Zusätzlich lasteten die «Erfolge» der Nationalsozialisten, Saarabstimmung, Verabschiedung des Wehrgesetzes, Remilitarisierung des Rheinlandes, auf den Gemütern. Vesper stand organisatorisch und politisch vor einem Scherbenhaufen. Er wurde nach Prag beordert, wo das ZK beschloss, die Reichstechnik zu reorganisieren und die Landesleitung aufzulösen. Nach der Unterredung reiste er ein letztes Mal nach Berlin, verwischte dort seine Spuren und fuhr weiter nach Hamburg, von wo aus er zwei Delegierte des VH. Kongresses der KI nach Moskau schleuste.

Zurück in Prag, lag auch für Vesper ein Reiseauftrag nach Moskau vor. Im Anschluss an den Weltkongress wohnte er der «Brüsseler Konferenz» bei, auf der die Politik der «Volksfront»²⁶ offiziell verkündet und alle abweichenden Meinungen als sektiererisch oder opportunistisch gebrandmarkt wurden. Plötzlich erinnerte er sich, dass er schon seit geraumer Zeit eng mit Sozialdemokraten zusammenarbeitete und dass im Kampf gegen den Nazismus alte Differenzen und Vorfälle zurückzustehen hätten. Walter Vesper bekam rechtzeitig die Kurve, bald darauf begann der erste Moskauer Prozess. Auch die KPD wurde «gesäubert»²⁷ – er übernahm die Leitung des Internationalen Klubs der Seeleute in Leningrad.

Die Nachricht vom Putsch der spanischen Generale und dem folgenden Bürgerkrieg elektrisierte die europäische Linke. Walter Vesper besuchte ei-

nen militärischen Kurzlehrgang, büffelte Militärtaktik und wurde mit dem «überbetonten nationalrevolutionären Charakter» in Spanien bekannt gemacht. Über die Route Moskau, Leningrad, Helsinki ging es nach Malmö. Dort erhielt er einen Schweizer Pass auf den Namen Nägele, mit dem er über Schmugglerpfade nach Spanien einreiste. In Albacete, der Basis der Internationalen Brigaden, wollte ihn der dortige Politische Leiter zur Arbeit in der Garnison verpflichten. «Mein Drang war, sobald wie nur möglich an die Front zu kommen. Die von mir vorgebrachten Argumente überzeugten letzten Endes auch den Genossen Franz Dahlem.» Vesper übernahm kurz das Kommando über eine Abteilung Panzerwagen, aber dann lief er Lew (Leo Kraft) in die Arme, «(...) und (es) erfolgte meine sofortige Abkommandierung als politischer Mitarbeiter bei den Freunden. Meine Einwände, mit der Panzer-Einheit an die Front zu gehen, fielen auf taube Ohren.»

Die Freunde, das war der SIM, wobei seine enge Bindung an Lew und später an Leo (vermutlich Leonid Eitington²⁸, dem Organisator des Trotzki-Attentats) nahelegt, dass er teilweise direkt für die GPU gearbeitet hat. Über Einzelheiten seiner Tätigkeit schweigt er in seinen Erinnerungen.²⁹ Dass er aber gegen Ende Juni 1937 in Barcelona auftauchte, war kein Zufall: Nach den sogenannten «Mai-Tagen» machte sich der stalinistische Apparat an die Verfolgung derer, die die soziale Revolution nicht einer faulen Pragmatik des Krieges opfern wollten und zum stalinistischen Terror in Spanien und der SU nicht schwiegen. Seine «Zielgruppe» beschrieb er selbst wie folgt: «Linke und oppositionelle Gruppen, Trotzlisten, Renegaten aus der KP, der KPO und SAP, Anarchisten, Syndikalisten und andere (...)». – Man erinnere sich an seine politische Heimat zu Beginn der zwanziger Jahre! Seine politischen Freunde von damals verschwanden nun in den Privatgefängnissen der KP.

Hubert von Ranke, damals selbst Mitarbeiter des SIM, erinnert sich an ein Gespräch in der Porta del Angel, einem Privatgefängnis der KP im Herzen Barcelonas: «Meine ‚Geschäfte‘ in der Porta del Angel übergab ich vor allem Peter Nerz (Walter Vesper; B.K.). Er war es, der mir stolz in irgendeinem Zusammenhang sagte, ‚Wir haben auch unter den Frauen der POUM, die sitzen, Gewährsleute/«³⁰ Walter Vespers «Krieg im Halbdunkel» war schmutzig und auch das «Keilen» von Spitzeln gehörte dazu. Doch es wirft ein bezeichnendes Licht auf ihn, dass er weder seinen Bruder Hans, der in

einer anarchistischen Einheit gekämpft hatte, noch andere Bekannte aus früheren Tagen, ans Messer lieferte. Im Zweifel zwischen Linientreue und Herkunft scheint die Erinnerung an die gemeinsame Jugend die Oberhand behalten zu haben.

Den Schlussakt der spanischen Republik Ende Januar 1939 erlebte Vesper im gepanzerten Auto von Dolores Ibarruri, der «Pasionaria», wie die gezielt popularisierte Ikone der spanischen KP während des Krieges nur noch genannt wurde. Von Leo hatte er den Auftrag erhalten, das Archiv und das Vermögen der KP aus Barcelona zu retten. Er fuhr in die bereits geräumte Stadt, drang ins sowjetische Konsulat ein und stellt die Unterlagen sicher. Wohlbehalten lieferte er alles ab, ging über die französische Grenze und verschwand nicht, wie alle anderen, hinter den Stacheldraht eines französischen Internierungslagers, sondern reiste unter Vermittlung der Kommunistischen Partei Frankreichs (KPF) nach Paris. Dort bezog er einen Unterschlupf, nahm Kontakt zu Leo auf und wartete auf seinen Transport nach Moskau. Zur Zeit des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes musste Leo untertauchen und seine Verbindung zu den sowjetischen Freunden riss ab. Vesper spazierte einige Wochen untätig durch Paris.

Als Folge des deutschen Überfalls auf Polen erklärte Frankreich dem Deutschen Reich den Krieg. Eine der ersten kriegerischen Handlungen der französischen Regierung war die Registrierung und Internierung aller Emigranten. Vesper sträubte sich gegen den Parteibefehl, sich registrieren zu lassen, wurde aber trotzdem wenig später durch einen Zufall auf offener Strasse verhaftet. Verhöre, Erpressungsversuche zur Fremdenlegion, und immer wieder die Verlegung von einem Internierungslager in das nächste bestimmten die kommenden Monate. Beim Überfall der Deutschen auf Frankreich befand er sich in einem Arbeitslager und konnte die entstehende Konfusion nach dem militärischen Zusammenbruch gemeinsam mit einigen Genossen zur Flucht nutzen. Mit einem gestohlenen britischen Militärlastwagen fuhren sie durch halb Frankreich bis Toulouse. Unter schwierigsten Bedingungen bauten sie dort eine neue illegale Parteileitung auf, stahlen Entlassungsbescheinigungen aus der Armee, fälschten Pässe und sicherten sich so ihr Überleben und das vieler Genossen.

Während dieser Zeit entbrannte innerhalb der deutschen Exil-KP im Westen eine heftige Diskussion. Ein Teil stimmte für die Rückkehr nach Deutschland, da nach dem Hitler-Stalin-Pakt kaum mit Repressionen zu rechnen sei und der Terror im Reich seinen Zenit überschritten hätte. Ein

7851226

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE



ec 170922

RÉCÉPISSÉ

DE DEMANDE DE CARTE D'IDENTITÉ

ou de renouvellement de la carte N°

Le récépissé ne vaut qu'en ce qui concerne les personnes qui sont indiquées.

Délivré à M. Walter Vesper
 né le 26 6 1897 à Wuppertal, Rhénanie
 de nationalité Allemande
 résidant à Boulogne 1/2
rue 96 rue de la Saussure
 Profession: sans

Le présent récépissé, tenant lieu de permis de séjour, sera valable jusqu'au 15 11 1942 (un mois au maximum).

Taxe versée emiseA Paris, le 24 2 1942

N° du reçu:

Date de la poste:

Pénalité versée:

Nombre de mois:

Numéro du reçu:

Date de la poste:

Tout étranger changeant de domicile en esprit de retour (ou quittant la France dans les mêmes conditions) devra, à son départ, faire viser son récépissé par le Commissaire de police (ou, à son défaut, par le Maire).

Dans les 48 heures de son arrivée au lieu de son nouveau domicile (ou de son retour éventuel en France), l'étranger devra également faire viser son récépissé par le Commissaire de police (ou, à défaut, par le Maire).

L'étranger qui négligera de se conformer à ces prescriptions sera passible des peines prévues par l'article 41, § 15, du Code pénal.

(1) Nom et prénoms. Pour les femmes mariées, mentionner le nom de jeune fille après celui du mari.



Identitätsfragebogen für Walter Vesper von 1942.

anderer Teil sprach sich für die Übersiedlung in überseeische Gebiete aus, da der Pakt mit der SU nicht von Dauer sei und Europa mit einem schrecklichen Krieg überzogen werden würde, vor dem die wichtigsten Kader geschützt werden müssten. Diese sollten dann nach der Niederlage der Nationalsozialisten zurückkehren und den Aufbau in Deutschland organisieren. Vesper trat vehement für eine dritte Option ein: den Kampfeinsatz aller gesunden Kader in Frankreich.

Im November 1940 kehrte er nach Paris zurück, hatte kurz darauf wieder Kontakt zur KPF und zu den sowjetischen Freunden. Im Dezember 1940 kam es zu einer Zusammenkunft mit dem ZK der KPF. Es wurde vereinbart, die Propaganda- und Informationsarbeit innerhalb der deutschen Wehrmacht aufzunehmen, die sogenannte Travaille Allemande (TA). Im April des folgenden Jahres wurde ein Arbeitskollektiv gegründet, in dem Walter Vesper an hervorgehobener Stelle stand. Zwei Monate später erschien die erste Ausgabe der Propagandazeitung «Der Soldat im Westen». Parallel wurden Kontakte zur Wehrmacht gesucht, Genossen in die zivilen Apparate der Besatzer eingebaut und Soldatenkomitees gegründet. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion wurde der stillschweigende «Burgfrieden» zwischen KP und den Besatzern sofort aufgekündigt und in ganz Europa gingen die kommunistischen Untergrundorganisationen zum bewaffneten Kampf über. Brücken flogen in die Luft, Transportzüge entgleisten, Handgranaten explodierten in Wehrmachtskantinen, Offiziere und Soldaten wurden auf offener Strasse erschossen – man nutzte jede Möglichkeit, die Besatzer zu verunsichern und Kräfte zu binden.

Nach der Besetzung der Südzone im November 1942 durch die Wehrmacht stieg Walter Vesper zum Leiter der TA in Lyon auf, zuständig für die ganze Südzone. Sich widersetzende lokale Gruppen wurden ruppig auf Linie gebracht. Neben der Propagandaarbeit, die mit weiteren Zeitungen und Flugblättern vorangetrieben wurde, rückten neue Aufgaben in sein Blickfeld. In Castres, einer kleinen Industriestadt im Südwesten, befand sich ein inoffizielles Auslieferungsgefängnis. Unter seiner Ägide wurde einem Ausbruch der Häftlinge von aussen Beistand gewährt. Helmut Luft, Wuppertaler und Leiter des Toulouser Gebiets, sollte den Ausbruch vorbereiten und unterstützen. Der Ausbruch glückte, obwohl die Verbindung zwischen den Gefangenen und Kurt Weber, ebenfalls Wuppertaler, zwischenzeitlich abgerissen war. Ohne Verluste konnten die Geflohenen in Toulouse untergebracht werden.

Eine weitere spektakuläre Aktion hatte wenige Wochen vorher ebenfalls unter Vespers Federführung in Aix en Provence stattgefunden. Als Angehörige der Waffen-SS getarnt, drangen Max Alfred Woznick und ein weiterer Mann in die Funkerschule der Stadt ein, die gleichzeitig Nachrichten-zentrum der Waffen-SS war, und entwendeten die Personalakten der dortigen Waffen-SS und aller V-Leute in Südfrankreich. Vesper und Mischa, sein neuer Führungsoffizier von der GPU, standen am Fenster und beobachteten den erfolgreichen Handstreich.

Die Befreiung Paris' erlebte Vesper mit dem Karabiner in der Hand. Anschliessend widmete er sich der internationalen Gewerkschaftsarbeit, nahm am Weltkongress der Gewerkschaften in der County Concil Hall in London teil und kehrte schliesslich über Saarbrücken nach Deutschland zurück. Mitte November 1945 bezog er eine Wohnung in der Hornberger Strasse in Düsseldorf und engagierte sich in der Propaganda- und Agitationsarbeit im befreiten Deutschland. Da aber die Besatzungsmächte im Zweifel lieber einem gewendeten Nazi gegenüber einem kommunistischen Emigranten den Vorzug gaben, resignierte er und nahm auf der Abgeordnetenbank im Düsseldorf-Landtag Platz. Ein Jahr nach seinem dortigen Ausscheiden stieg er zum KPD-Vorsitzenden des Bezirks Niederrhein auf und wurde Mitglied der Landesleitung von NRW. Von August 1949 bis Juni 1952 sass er als Abgeordneter der KPD im deutschen Bundestag, legte dann aber sein Mandat nieder und ging über Frankreich in die DDR. Dort bekleidete er eine Vielzahl von Positionen, war u.a. von 1959 bis 1961 Botschafter in Ungarn und anschliessend bis 1965 in der CSSR. Hochdekoriert verlebte er seine letzten 13 Jahre als Arbeiterveteran in Ostberlin.

Resümee.

Die Konversion Walter Vespers vom Linkskommunisten zum treuen stalinistischen Parteikader ist meines Erachtens nur verständlich, wenn man sich das Scheitern der deutschen Revolution und dessen Ursachen, die nicht nur in der Stärke der Reaktion, sondern auch im Zaudern der Revolutionäre zu sehen sind, vor Augen hält. Die Oktoberrevolution war erfolgreicher, und ihre Elite war in den Augen vieler die GPU. Sie stand in dem Ruf, entschlos-

sen und mit unnachgiebiger Härte die Revolution gegen jeden Feind verteidigt zu haben. Was lag da näher, als sich an diesem Beispiel zu orientieren, selbst dann noch, als die GPU schon lange zum Instrument der Konterrevolution geworden war. Der Aufstieg des Faschismus in Europa hat diese Entwicklung zweifellos begünstigt und spaltete die Welt nicht nur in Vespers Vorstellung in zwei sich unversöhnlich gegenüberstehende Lager – dazwischen gab es nichts, durfte es nichts geben und alles, was dieses Interpretationsmuster in Frage stellte, war gemäss der Goebbels-Parole «Wer nicht für uns ist, ist gegen uns» zu bekämpfen.

Als ich die Lebensgeschichte Walter Vespers im Frühjahr 1994 Jamila Boussaad, einer achtzehnjährigen Schülerin aus Köln, erzählte, auch die Trennung von seinem Sohn und seiner ersten Frau Martha, die kurz vor Kriegsende in Langenfeld verstarb, nicht aussparte, sagte sie etwas für mich Überraschendes und deswegen Beschämendes. Sie hatte nur einen Moment überlegt und dann geantwortet, dass Walter Vesper wahrscheinlich ein sehr einsames Leben geführt habe. Ich glaube, Jamila hat recht.

- 1 Walter Vesper: Erinnerungsbericht. Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, EA 1337 1 & 2. Alle weiteren Zitate ohne Quellenangaben entstammen diesem Erinnerungsbericht.
- 2 Siehe weiter: Hans-Ulrich Knies: Arbeiterbewegung und Revolution in Wuppertal. Entwicklung und Tätigkeit der Arbeiter- und Soldatenräte in Elberfeld und Barmen. In: Reihard Rürup (Hg.): Arbeiter- und Soldatenräte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Studien zur Geschichte der Revolution 1918/1919, Wuppertal 1975, S. 83-154.
- 3 Ebenda, S. 104.
- 4 Ebenda, S. 95.
- 5 Walter Rathenau: Kritik der dreifachen Revolution, Berlin 1919, S. 9.
- 6 Knies, Arbeiterbewegung und Revolution in Wuppertal, S. 115.
- 7 Gustav Regler: Das Ohr des Malchus, Köln 1975, S. 86f.
- 8 Zitiert nach Erhard Lucas: Märzrevolution im Ruhrgebiet. Bd. I, Frankfurt a.M. 1970, S. 122.
- 9 Ebenda, S. 228.
- 10 A.a.O.
- 11 A.a.O.
- 12 Der Kapp-Putsch mit seinen politischen und militärischen Ereignissen kann an dieser Stelle aus Platzgründen nicht nachgezeichnet werden. Deshalb sei dem interessierten Leser empfohlen: Lucas, Märzrevolution im Ruhrgebiet, a.a.O; ders.: Märzrevolution 1920. Bd. II. und III., Frankfurt a.M. 1972, 1976 sowie ders.: Arbeiterradikalismus. Frankfurt a.M. 1976.

- 13 Siehe weiter: Lucas, Märzrevolution. Bd. I, S. 290-293; Hans Marchwitza: Sturm auf Essen, Köln 1972, S. 96ff. Marchwitz berichtet von einem Getöteten.
- 14 Lucas, Märzrevolution, Bd. I, S. 287f.
- 15 ders.: Märzrevolution, Bd. III, S. 308.
- 16 Siehe zur Rolle der ITF und der Wuppertaler Seeleute generell den Beitrag von Dieter Nelles in diesem Band.
- 17 ITF-Archiv, Modern Records Center, University of Warwick, 159/3/Cb 24.
- 18 A.a.O.
- 19 Walter Vesper: Erinnerungsbericht. SAPMO, EA 1337, Blatt 225.
- 20 «Unter Orlows professioneller Leitung hatte der NKWD die absolute Kontrolle über die Operationen der spanischen Geheimpolizei, die sich nun zunehmend gegen die POUM richteten». In: Oleg Zarew/John Costello: Der Superagent. Der Mann, der Stalin erpresste, Wien 1993, S. 397.
- 21 Der Begriff GPU wird im weiteren für alle Erscheinungsformen des/der sowjetischen Geheimdienstes/Geheimpolizei benutzt. Die Wahl fiel auf das Kürzel GPU, das für «Staatliche Politische Verwaltung» steht, weil es in den dreissiger Jahren die gebräuchlichste Bezeichnung für den Geheimdienst der SU war.
- 22 Siehe u.a. seinen Bericht über die «Aushebung» eines faschistischen Spionagerings in Girona. In: Walter Vesper: Im Kampf gegen Agenten und Diversanten. In: Hanns Maassen (Hg.): Brigada Intemacional ist unser Ehrenname ..., Frankfurt a.M. 1976, S. 49-53. Vgl. dagegen: Reiner Tosstorff: «Ein Moskauer Prozess in Barcelona». Die Verfolgung der POUM und ihre internationale Bedeutung. In: Hermann Weber/Dietmar Staritz (Hg.): Kommunisten verfolgen Kommunisten. Stalinistischer Terror in den Kommunistischen Parteien Europas seit den dreissiger Jahren, Berlin 1993, S. 205f. Trosstorff rekonstruiert auf der Basis damaliger Gerichtsprotokolle die Ereignisse und stellt damit die Geschichte wieder vom Kopf auf die Füße.
- 23 Tobias Bläss verband eine persönliche Bekanntschaft mit Lenin und seiner Frau aus dem Schweizer Exil. Er wurde während des russischen Bürgerkrieges Kommissar der Roten Armee und überlebte als einziger die Exekution durch Weissgardisten in Baku. Bläss war Mitarbeiter der GPU. Auch Bläss wurde vermutlich, wie so viele andere, Opfer der Jeschowschtschina, der «grossen Säuberung».
- 24 Auch Leo Kraft, von Vesper meist nur Lew genannt, war Mitglied der GPU und zuständig für die deutschen Nordseehäfen.
- 25 Siehe auch: Siegener Zeitung vom 13.03.1933 unter der Rubrik: Aus Stadt und Land.
- 26 Nach Jahren des rücksichtslosen Kampfes gegen die Sozialdemokratie, die im Jargon der KPD als Sozialfaschisten bezeichnet wurden, empfahl G. Dimitrov als Generalsekretär der KI zur Abwehr des Faschismus das gemeinsame Handeln aller seiner Gegner und warb für ein Bündnis mit der Sozialdemokratie und bürgerlichen Linken.
- 27 Siehe weiter: Hermann Weber: «Weisse Flecken in der Geschichte». Die KPD-Opfer der Stalinschen Säuberungen, Frankfurt a. M. 1990.
- 28 Siehe auch: Reiner Tosstorff: «Ein Moskauer Prozess in Barcelona», S. 201.
- 29 Er berichtet lediglich von der bereits oben angesprochenen Razzia in einer Buchhandlung in Girona, einer nächtlichen Festnahme in Madrid und über die Sicherstellung des Archivs der KPSp.

30 Moritz von Ranke: Erinnerungen. Das Spanien-Kapitel. In: Institut für Zeitgeschichte München, Bestand Erinnerungen, S.41. Auch wenn sich Rankes Erinnerungen wie eine Brandrede der Rechtfertigung lesen, scheint er mir in diesem Punkt zuverlässig.

Abbildungsnachweis

- S. 14 Urania. Monatsschrift über Natur und Gesellschaft. 4 (1982).
S. 40 Stadtarchiv Wuppertal.
S. 64 Staatsarchiv Potsdam, Rep. 30, Bereich C, Tit. 95, Sect. 8 Nr. 16578.
S. 72 Privatbesitz
S. 78 oben Privatbesitz
S. 78 unten HStAD, RW 58, Nr. 52103.
S. 83 Privatbesitz
S. 87 Privatbesitz
S. 98 Privatbesitz
S. 114 Heike Herrberg.
S. 122 oben HStAD, RW 58, Nr. 3937, Bl. 3.
S. 122 unten Ebenda, Bl. 56.
S. 125 Ebenda, Bl. 3.
S. 130 oben Ebenda, Nr. 24516, Bl. 5.
S. 130 unten Ebenda, Bl. 3.
S. 142 Privatbesitz
S. 155 Privatbesitz
S. 160 ITF-Archiv, Modern Records Centre, University of Warwick.
S. 166 Stadtarchiv Wuppertal.
S. 176 oben Aus der schwedischen Zeitung »Arbetaren«.
S. 176 unten Privatbesitz
S. 183 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen im
 Bundesarchiv, 1110/78 N.
S. 203 Ebenda, 257/79 N.

Die Autorinnen

Heike Herrberg,

geb. 1959, studierte Sozialwissenschaft, Germanistik und Deutsch als Fremdsprache und arbeitet als Fachbereichsleiterin in einem selbstverwalteten Bildungswerk in Bielefeld. Dort ist sie seit 1991 am Aufbau eines Forschungs- und Dokumentationsprojekts über Frauenverfolgung und Widerstand im NS-Staat beteiligt; u.a. zu diesem Themenkomplex leitet sie Seminare am Goetheinstitut und an der Universität Bielefeld.

Burkhard Krohn, M. A.,

geb. 1961, studierte Germanistik, Soziologie und Deutsche Philologie an den Universitäten Bielefeld, Wuppertal und Hamburg, arbeitete über deutschsprachige Literatur im spanischen Bürgerkrieg.

Dirk Krüger, Dr. phil.,

geboren 1940; nach einer Lehre als Gross- und Aussenhandelskaufmann eine mehrjährige Tätigkeit im erlernten Beruf; 1969 Abitur auf dem Zweiten Bildungsweg. Studium der Geschichte und Literaturwissenschaft in Wuppertal und Budapest; Themen-Schwerpunkt: Exilliteratur; Lehrer in Wuppertal.

Dieter Nelles, Dipl. Soz.,

wurde 1956 geboren und studierte Sozialwissenschaften in Wuppertal. Von 1992 bis 1994 arbeitete er am «Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung» der Ruhr-Universität Bochum an einem von der Volkswagenstiftung geförderten Projekt über den Widerstand deutscher Seeleute der Internationalen Transportarbeiter Föderation.

Hans Schmitz,

wurde 1914 als Sohn eines der führenden Aktivisten der anarcho-syndikalistischen Bewegung geboren und besuchte schon in den 20er Jahren anarchistische Kindergruppen. Er machte eine Ausbildung zum Dreher und war als Jugendlicher und junger Erwachsener in anarchistischen Gruppen aktiv. Seit Ende der 40er Jahre lebt Hans Schmitz in Düsseldorf.

Stephan Stracke,

1964 geboren, studiert Geschichte an der Gesamthochschule Wuppertal; sein Studienschwerpunkt ist die Geschichte der KPD und des Kommunistischen Jugendverbandes. Er organisiert ausserdem Zeitzeuginnenveranstaltungen für die VHS Wuppertal und arbeitet in einer Einkaufsgenossenschaft.

Tânia Ünlüdağ, Dr. phil.,

geb. 1957, studierte Geschichte und Germanistik. Von 1986 bis 1992 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Wuppertal im Fach Geschichte.

Zur Zeit arbeitet Tânia Ünlüdağ als DFG-Stipendiatin an einer Habilitationsschrift über Clara Zetkin.

Kontaktadresse:

Dieter Nelles
Ottenbrucher Strasse 54
42105 Wuppertal
Tel.: (02 02) 30 78 54

Zwei Stück Stadtgeschichte auf Video

DIE WUPPERTALER SCHWEBEBAHN

Mehr als 90 Jahre fährt die Schwebebahn nun durch das Tal der Wupper.

Als das sicherste Verkehrsmittel der Welt bleibt sie für die Stadt unverzichtbar.

Dieses VHS-Video zeigt die Entwicklung von Beginn an bis zum heutigen Tag.

Eindrucksvolle Archibilder dokumentieren in allen Aspekten die Geschichte und Technik dieser bedeutenden Innovation.



DIE BARMER BERGBAHN

Nach 65 Dienstjahren wurde die Personenbeförderung mit der Barmer Bergbahn eingestellt.

Als erste elektrische Zahnradbahn Deutschlands bewältigte sie seit 1894 sicher den Höhenanstieg von 171 Metern auf 1,6 km Streckenlänge durch die "Barmer Anlagen". Für diese VHS-Videofassung wurde das 1959 ursprünglich als 16-mm Farbfilm gedrehte Zeitdokument technisch aktualisiert.

Beide Videos sind im regionalen Buchhandel und in den WSW-KundenCentern Alter Markt und Turmhof erhältlich.



je 25,- DM

Wir sorgen für
Wuppertal

WSW
1899